Digitized by Google

4308.37

4308.37

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.

CHRISTO ET ECCLESIAE

By Exchange of Duplicates
BOUGHT WITH

THE GIFT OF

WILLIAM GRAY,

OF BOSTON, MASS.

(Class of 1829).

Rec. 16 March, 1865.

Digitized by Google

Digitized by Google

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Dritter Band.

Digitized by Google

Digitized by Google

Spaziergänge

und

Weltfahrten.

Von

Theodor Mundt.

Dritter Band.

Ausflug durch die Schweiz nach der Provence.

Altona,
Johann Friedrich Hammerich.
1839.

Digitized by Google

Geog 4308.37

1865. Mar. 16

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Ausflug durch die Schweiz nach der Provence.

1. Heidelberg. —

Beginn des ſüddeutſchen Lebens. — Der Neckar. — Begegnung mit Edgar Quinet. — Die Poeſie des deutſchen Volkslebens und ein Gedicht über Deutſchland. — . . . . S. 1—8.

2. Ein franzöſiſcher Dichter am Neckar und die deutſche Theologie. —

Beſuch bei Edgar Quinet in ſeinem Häuschen am Neckar. — Seine Beſchäftigung mit der deutſchen Theologie. — Quinet's Anſichten des Lebens Jeſu von Strauß. — Die weltliterariſche Ehe zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Geiſte. — Sein Ahasver. — Die Weltliteratur ein Anfang zum Verfall der Nationalliteratur. — Quinet's Verhältniß zur deutſchen Theologie. — Das Verhältniß der Franzoſen zur Religion überhaupt. — Mangel des Begriffs der

Digitized by Google

Theologie in Frankreich. — Die Bewegungen der heutigen deutſchen Theologie als Nationalangelegenheit. — Quinet's Polemik gegen Strauß. — Etwas über Quinet's Perſönlichkeit. — Eine Bemerkung von ihm über Franzoſenhaß. — Seine Profeſſur in Lyon. S. 9—28.

3. Freiburg im Breisgau. —

Schönheit des Menſchenſchlages im Breisgau. — Der politiſche Charakter dieſer Bevölkerung. — Die Stadt Freiburg. — Rotteck und Welcker. — Volksthümlichkeit Rotteck's im Schwarzwalde. — Eigenthümlichkeit der Schwarzwäldler. — Die Miſchung des badiſchen Volkes aus alemanniſchen und fränkiſchen Elementen. — Einfluß Joſephs II. auf die Bevölkerung des Breisgaus. — Die Wirkſamkeit des Freiherrn von Weſſenberg in dieſen Landen. — Die Spuren der ehemaligen öſterreichiſchen Politik im Breisgau. — Das öſterreichiſche Prinzip der Lebensgenießlichkeit. — Die Ueppigkeit des Breisgauer Bürgerſtandes. — Gang zum Freiburger Münſter. — Die gothiſchen Dome und das Chriſtenthum. — Der Schloßberg und die Liebe eines deutſchen Handwerksburſchen. — . . . . S. 29—45.

4. Studien des Liberalismus in Freiburg. —

Rotteck und Welcker. — Rotteck's Perſönlichkeit. — Sein diplomatiſches Talent. — Das öſterreichiſche Element in ihm. — Einfluß ſeiner franzöſiſchen Mutter. — Seine Anſicht von Frankreich. — Rotteck und Börne. — Rotteck's Verhältniß zum Katholizismus. — Seine Streitſchrift über den Erzbiſchof von Cöln und das Verfahren der preußiſchen Regierung. — Ueber falſche Poſitionen in der Geſchichte. — Rotteck's Geſchichtſchreibung. — Seine Zuſammenkunft

Digitized by Google

mit dem Fürſten Metternich in Wien. — Rotteck's häusliches Leben. — Das Staatslexikon. — Das Freundſchaftsverhältniß zwiſchen Rotteck und Welcker. — Verſchiedenartigkeit Welcker's. — Seine Perſönlichkeit. — Der Philoſoph des modernen Liberalismus. — Sein chriſtlich-proteſtantiſches Fundament. — Das chriſtlich germaniſche Staatsrecht. — Welcker's landſtändiſche Wirkſamkeit. — Das Schickſal des deutſchen Liberalismus. — Ob es für den Zweck der Geſchichte, die Freiheit, ausſchließliche Formen giebt? — . . S. 46—73.

5. Eintritt in die Schweiz. —

Das religiöſe Naturgefühl. — Die Alpen. — Uebergänge des deutſchen Lebens in das ſchweizeriſche in Baſel und Schaffhauſen. — Der Rheinfall. — Franzöſiſche Politik am Waſſerfall. — . . S. 74—80.

6. Am Züricher See. —

Umblick von den Höhen der Weid. — Der Züricher See und die deutſche Literatur. — Die Idyllik der Schweiz eine Illuſion. — Das Unſchulds- und Schönheitsideal der Schweiz. — Die ſtädtiſche Bildung Zürichs. — Muſik. — . . . . S. 80—88.

7. In Luzern. —

Die Tagſatzung. — Verhandlung über die Ausweiſung des Prinzen Louis-Napoleon aus der Schweiz. — Die Popularität des Prinzen beim Schweizervolk. — Charakter der Luzerner. — Die Contraſte in der Schweiz. — Rivalität der Cantone wirkt auf die Verſchiedenartigkeit der Einrichtungen und Sitten. — Die Schweiz der caricirte Geſammtwillen Rouſſeau's. — Die politiſchen und geſellſchaftlichen Bildungswehen der Schweiz. — Die

Digitized by Google

katholiſchen Luzerner. — Naturverhältniſſe des Cantons Luzern. — . . . . S. 89—100.

8. Ankunft in Bern. —

Weg von Luzern nach Bern durch das Entlebuch. — Bern und ſein ſtädtiſcher Charakter. — Die Arkaden. — Verhältniß von Stadt und Land in der Schweiz. — Die Naturmächte in den Schweizerſtädten. — Das ariſtokratiſche Element als Anwalt der ſtädtiſchen Vorrechte gegen das Land. — Die Münſter-Terraſſe in Bern. — Das Hotel der franzöſiſchen Geſandtſchaft und die Alpen. — . . . . S. 101—109.

9. Zuſtände von Bern. —

Bern, die alte Veſte des Ariſtokratismus. — Kampf der Ariſtokratie mit der Demokratie in der Geſchichte dieſes Cantons. — Die Zweideutigkeit ariſtokratiſcher Republiken. — Vergleich mit der abſoluten Monarchie in Bezug auf das Volkswohl. — Der Widerſtreit ariſtokratiſcher Verfaſſungen gegen das Volksleben. — Entwickelung der Ariſtokratie von Bern aus demokratiſchen Elementen. — Einfluß der franzöſiſchen Revolution auf das Berner Verfaſſungsweſen. — Die Vermittlungs-Acte Napoleons. — Die Emancipation der Landſchaft Bern. — Wirkung der Julirevolution und die neue volksthümliche Verfaſſung Bern's vom Jahre 1831. — Die volksthümliche Regierung und die politiſchen Flüchtlinge. — Anſtellung der Flüchtlinge in Bern. — Der Savoyer Zug. — Die Flüchtlinge am Bieler See. — Verhältniſſe der Stadt Biel. — Die Univerſität von Bern ein Inſtitut der liberalen Partei. — Deutſche Flüchtlinge als Profeſſoren. — Siebenpfeiffer. — Ein Jude als Profeſſor der Berner Univerſität. — . . S. 110—135.

Digitized by Google

10. Die Nationalpartei in der Schweiz. —

Das politiſche Volksleben in der Schweiz. — Eine patriotiſche Volksverſammlung in Langenthal. — Der Nationalverein. — Vergleich ſchweizeriſcher und engliſcher Volksverſammlungen. — Einige Volksredner. — Köllner der Saure. — Troxler. — Stimmung des Schweizervolkes gegen die Franzoſen bei Gelegenheit der Sache des Prinzen Louis-Napoleon. — Ueber die radicalen Beſtrebungen des ſchweizeriſchen Nationalvereins. — Reform der Eidgenoſſenſchaft durch Niederſetzung eines Verfaſſungsrathes. — Das Verhältniß zwiſchen Cantonalismus und Centralität. — Die Statuten des ſchweizeriſchen Nationalvereins. — Die ſchweizeriſche Nationaleinheit. — Die verſchiedenen Bundesverfaſſungen der Schweiz. — Gründung einer Nationalzeitung und das ſchweizeriſche Zeitungsweſen. — S. 136—154.

11. Troxler. —

Bezeichnung ſeines wiſſenſchaftlichen und politiſchen Charakters. — Seine Idee von der Volksſouverainetät und ſeine religiöſe Anſchauung vom Volke. — Schwärmeriſcher Cultus der Volksidee. — Die Volksſouverainetät und das Königthum. — Die politiſche Volkserziehung. — Troxler's Perſönlichkeit. — Seine religiöſe Richtung. — Seine politiſchen Leiden und Freuden. — Einige Züge aus ſeinem Leben. — Sein Ideal der ſchweizeriſchen Bundesreform. — Seine Stellung als Profeſſor der Philoſophie in Bern. — . . . . . . S. 155—173.

12. Die Bernerinnen und Julie Bondeli. —

Die berner Frauen und das hieſige Geſellſchaftsleben. — Der Fremdenhaß in der Schweiz. — Erinnerung an Julie Bondeli als ein Ideal berneriſcher Weiblichkeit und Geſelligkeit. — . . . . S. 174—203.

Digitized by Google

13. Der Prinz Napoleon in der Schweiz. —

Verhandlungen des großen Raths von Bern über die Forderung Frankreichs, den Napoleoniden auszuweiſen. — Austritt der Gebrüder Schnell aus dem großen Rathe. — Hinneigung dieſer ehemaligen Volksmänner auf die ariſtokratiſche Seite. — Der Louis-Philippismus eine Zeitkrankheit. — Napoleon und die alten Despotieen. — Napoleons Ideal einer volksthümlichen Despotie. — Der neueſte Napoleonide. — Wie Louis-Napoleon die Bedeutung des kaiſerlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich anſah. — Seine Idee, das alte napoleoniſche Syſtem nach dem Prinzip der Volksſouverainetät auszudehnen und zu entwickeln. — Abenteuerlicher Auszug des Prinzen. — Das franzöſiſche Heer. — Schickſale Louis-Napoleons. — S. 204—214.

14. Das Uechtland und die Jeſuiten. —

Von Bern nach Freiburg. — Das Erziehungshaus der Jeſuiten auf hohem Berge. — Freiburg als katholiſcher Canton. — Unterſchied der katholiſchen und proteſtantiſchen Cantone in der Schweiz. — Charakter der Stadt Freiburg. — Ein ſatiriſches Bildwerk über dem Eingangsportal des Münſters. — Bemerkungen über das Erziehungs-Inſtitut der Jeſuiten. — Der Katholizismus als das Prinzip alles Unterrichts. — Die Sendſchaft der Geſellſchaft Jeſu. — Weltlichkeit und Wiſſenſchaft. — Der Jeſuitismus als ein revolutionaires Prinzip in der katholiſchen Kirche. — Pascal über das ſich accommodirende Chriſtenthum der Jeſuiten. — Die Wiſſenſchaft und der Katholizismus. — Katholiſche und proteſtantiſche Erziehung. — Die Unwiſſenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten. — Streit der Freiburger Jeſuiten mit der

patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. — Der Geſchichtsunterricht der Jeſuiten. — Sie werden des Hochverraths an Wilhelm Tell angeklagt. — Ueber einzelne Disciplinen im Inſtitut St. Michel. — Zuſammendrängung des heutigen Jeſuitismus auf legitimiſtiſche Richtungen. — Ein Filialinſtitut in Schwyz. — Die moderne Literatur von den Jeſuiten verfehmt. — Die Lehrbücher der Jeſuiten. — Mittheilungen aus einem Compendium der Schweizergeſchichte, von Bellefroid. — Einrichtung im Penſionnat. — Eintheilung der Tageszeiten. — Faſhionable Ausſtattung der Zöglinge. — Ihre Uniform. — Religionsübungen im Inſtitut. — Ein griechiſch-katholiſcher Zögling muß den römiſch-katholiſchen Ritus mitmachen. — . . S. 215—273.

15. Noch einmal Jeſuiten. —

Die drei Stadtmerkwürdigkeiten von Freiburg: Paſteten, Mooſer's Orgel und die Jeſuiten. — Charakteriſtik der Mooſer'ſchen Orgel. — Katholiſcher Mechanismus derſelben. — Rückkehr zu den Jeſuiten. — Die Ecole moyenne in Freiburg, in Oppoſition gegen die Jeſuiten. — Der Barbier Chaſſot in der rue des épouses, ein Kämpfer gegen die Jeſuiten. — Sein Buch. — Etwas über die Monita secreta der Jeſuiten. — Das jeſuitiſche Moralſyſtem. — Die lettres provinciales des Pascal. — Heutige Erneuerungen des Jeſuitismus unter allen Lebensformen. — Der alte Jeſuitismus mit Dolch und Gift, und der moderne, der das geiſtige Leben verfälſcht, welcher iſt unſchuldiger? — Das katholiſche Journal: L'invariable in Freiburg. — Die politiſche Geſchichte dieſes Cantons. — Die Aufnahme der Jeſuiten im Jahre 1818 und die Verhandlungen darüber im Großen Rathe. — Landerſet's Rede. — Die

Rückneigungen unſerer Zeit zum Jeſuitismus als Krankheit des heutigen politiſchen Lebens. — S. 274—300.

16. Franzöſiſche Schweiz. —

Von Lauſanne nach Genf am See. — Erſte Eindrücke des Genfer Sees. — Religiöſe Stimmung. — Anſiedelungen am Genfer See. — Villa einer engliſchen Familie in Form einer gothiſchen Kirche. — Träume von Glück. — Gränzſcheide zwiſchen Italien und Frankreich. — Militairiſche Strenge an den Thoren Genfs. — Etwas über den Charakter der Genfer. — Mahnungen in Genf an Rouſſeau, Voltaire, Byron, Shelley. — Genf's Bauart. — Die franzöſiſche Sprache in der franzöſiſchen Schweiz. — Vergleich mit der ſprachlichen Bildung in der deutſchen Schweiz. — Die ſchweizeriſche Volksmundart im Verhältniß zur hochdeutſchen und franzöſiſchen Sprache. — Die höheren Bildungselemente der franzöſiſchen Schweiz im Gegenſatz zur deutſchen. — S. 301—313.

17. Fahrt auf dem Genfer See. —

Die Sonntagsſpazierfahrten der Dampfſchiffe. — Fluth und Atmoſphäre des Sees. — Rouſſeau's Inſel und Statue. — Betrachtungen über Rouſſeau und ſein Verhältniß zur Stadt Genf. — Sein gleiches Schickſal mit Voltaire. — Wie ſich Voltaire an den Genfern rächte. — Voltaire und Gott. — Rückkehr zu dem Bilde Rouſſeau's. — Uebereinſtimmung der Landſchaft mit der Erinnerung an Rouſſeau. — Die Farbe des Genfer Sees. — Rouſſeau's Seele. — Die Seiches auf dem Genfer See. — Fahrt in den See. — Die beiden Theile des Dampfſchiffes als Ariſtokratie und Demokratie. — Scherzhafte Dialektik der Wellen. — . . . . S. 314—323.

Digitized by Google

18. Durch den Jura. —

Fahrt durch den Jura nach Lyon. — Reiſegeſellſchaft einer Franzöſin aus La Valence und eines jungen franzöſiſchen Theologen. — Ein Sprüchwort aus der Provinz. — Die Liebenswürdigkeit unſerer Reiſegefährtin und die pietiſtiſche Richtung des jungen Studenten. — Das Fort de l'Ecluſe. — Charakterſchilderung des Rhonefluſſes. — Die Rhone oder der Rhone? — La Perte du Rhône bei Bellegarde. — Fußwanderung mit dem Theologen. — Mittheilung von frommen Tractätchen unter Gottes freier Natur. — Die Geſellſchaft der Evangeliſchen in Genf und im Waadtlande, welcher der Student angehört. — Schilderung des wildſchönen Landſchaftsbildes, das uns während unſerer Geſpräche über chriſtliche Bußfertigkeit umgiebt. — Ein Tractätchen gegen das Tanzen. — Ob das Tanzen gegen das Evangelium? — Erinnerung an Tholuck. — Die Beſtrebungen des evangeliſchen Pietismus gegen Kunſt und Volksnaturell. — Etwas über die Miſſionsgeſchäfte der evangeliſchen Geſellſchaft von Genf. — Colportirung der Bibel. — Mangel an Bibeln in den katholiſchen Ortſchaften. — Gegenſatz im Waadtlande. — Pflicht jedes Verheiratheten im Waadtlande, eine Bibel aufzuweiſen. — Ankunft in Lyon. — Gebet und Morgenſchlummer. — Wehmüthige Erinnerungen. — . . S. 324—336.

19. Lyon. —

Die reinen Royaliſten in Lyon. — Ein Beſuch Chateaubriand's in Lyon. — Zuſammenſetzung des gegenwärtigen politiſchen Charakters von Lyon aus Legitimismus und Republikanismus. — Lyon der alte Liebling der Könige von Frankreich. — Legitimer Charakter der Stadt ſeit den älteſten Zeiten. — Die Reiterſtatue

Ludwig's XIV. auf dem Platze Bellecour. — Wider⸗ſprüche der Richtungen in Lyon. — Lyon, früher die Vormauer gegen die Revolution. — Centrum des alten Frankreichs, der Gewaltherrſchaft von Paris gegen⸗über. — Widerſtand der Stadt gegen Robespierre. — Ein neues Element der Umwälzung an den Seidenar⸗beitern von Lyon. — Die Aufſtände von 1831 und 1834. — Das politiſche Moment in dieſen Arbeiteremeu⸗ten. — Zuſammenhang mit den republikaniſchen Ver⸗einen. — Der Aufſtand der Ouvriers im vorigen Jahre. — Entſittlichung des hieſigen Volkscharakters durch die Armuth. — Etwas über den demoraliſirenden Einfluß der Armuth. — Die chriſtliche und politiſche Anſicht von der Armuth. — Veränderung der Weltanſchauung in dieſer Beziehung. — Die Nachwirkungen der letzten Auf⸗ſtände der Ouvriers. — Geſtalten des Elends. — Gang durch die Stadt. — Lage und Bauart von Lyon. — Vergleich mit Paris. — Verhältniß der Arbeiter zu ihren Brotherren. — Unterſchied von dem Verhältniſſe in den deutſchen Fabriken. — Erneute Beſtellungen auf Seide in Lyon. — Augenblickliche Beſſerung der Ver⸗hältniſſe. — Das gewerbfleißige Lyon in alter und neuer Zeit. — Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte zur Maſſe des Stoffes. — Wanderungen durch Lyon mit einem evangeliſchen Paſtor. — Etwas über die Ge⸗meinde der Evangeliſten in Lyon. — Spaziergang auf den Berg von Notre⸗Dame de Fourvières. — Die Kirche der Maria. — Die ihr geweihten kranken Glie⸗der. — Die Andacht zu den Knochen. — Flucht ins Freie. — Hinblick auf die alten Waſſerleitungen der Römer, und auf die Eiſenbahn von Lyon nach St. Etienne. — Lebenskraft des alten und des neuen Ge⸗ſchlechts. — Leben und Gott. — Hinabgang zur Stadt. — Zumuthung ins Theater zu gehen. — Geſpräch mit dem Geiſtlichen über die unmoraliſche Einwirkung der

Digitized by Google

Theater. — Eine Verhandlung darüber in der franzöſiſchen Deputirtenkammer. — Auber's Domino noir und das Theater in Lyon. — Der provinzielle Volksſchlag in Frankreich. — Das ausgezeichnete Naturell der franzöſiſchen Provinz. — Trennung der Hauptſtadt und der Provinz. — Einfluß der Centraliſation. — Die Revolution als die eigentliche Spaltung Frankreichs. — Die unverdaute Revolution. — Die Revolution in Frankreich und in Deutſchland. — Der Franzoſe als moderner Jude aufgefaßt. — Die Aufgabe, den Meſſias der politiſchen Freiheit zu gebären. — Die Juliregierung und die Idee der Freiheit. — Die Katzbalgerei der Parteinüancen in Paris. — Louis-Philipp. — Der franzöſiſche Einfluß auf die moderne Völkergeſchichte im Aufhören begriffen. — Eine Bemerkung über den Franzoſenhaß. — Die perſönlichen Eigenſchaften des franzöſiſchen Volkes. — Die Anarchie des Egoismus in Paris. — Schadenfrohes Verhältniß der Provinzen zur Zerfallenheit der Hauptſtadt. — . . S. 337—364.

20. Auf der Rhone nach Avignon. —

Die Dampfſchifffahrt auf der Rhone. — Prieſter und Kinder am Bord. — Etwas über Prieſter und Gebetbücher in der freien Natur. — Eine Bemerkung über die franzöſiſchen Kinder. — Die Städte an den Rhoneufern. — Landung in Avignon. — Eine tumultuariſche Scene auf dem Dampfſchiffe. — Die Kofferträger von Avignon. — Ein zerriſſener Shawl. — Ein Traum gegen das Reiſen. — . . . . S. 365—386.

21. Avignon und die Provence. —

Gang durch die Stadt. — Erinnerung an die Ermordung des Marſchalls Brune. — Die Blutſchuld von

Avignon. — Der grauſame Charakter der Avignoner. — Das düſtere und unheimliche Weſen der Stadt. — Das Schloß der Päpſte, jetzt eine Caſerne. — Wanderung durch die Kerker der Inquiſition. — Ueber einige alte Inſchriften an den Mauern. — Erſter Blick auf die Provence. — . . . . . . S. 387—397.

Digitized by Google

Ausflug

durch die

Schweiz nach der Provence.

Im Sommer 1838.

(Aus Tagebüchern.)

Digitized by Google

Digitized by Google

1.

Heidelberg.

Man hat ſich vielfach darüber geſtritten, wo eigentlich Süddeutſchland anfange? Sollen nicht landſchaftliche und volksthümliche Gründe entſcheiden, ſondern das Gefühl des ächten ſüddeutſchen Lebens ſelbſt, ſo wird man, von den norddeutſchen Ebenen heraufkommend, dieſes Gefühls wohl zum erſtenmal in dem ſchönen Heidelberg auf das Vollſtändigſte theilhaftig. Wenn man auch in den Maingegenden bei dem eigentlichen Kern der Bevölkerung ſchon den ganzen ſüddeutſchen Schlag antrifft, ſo giebt es doch dort in dem ſtädtiſchen Leben, namentlich aber in Frankfurt, Vieles, was hinderlich iſt, um ſich ſchon mit Behagen der eigenthümlichen Freiheit und Beweglichkeit des ſüddeutſchen Lebens überlaſſen zu können. Durch die kleine Tagereiſe von Frankfurt nach Heidelberg fühlt man ſich plötzlich wie in einen ganz andern

Digitized by Google

Ideenkreis entrückt, und an den Ufern des romantiſchen Neckars, der leiſe murmelnd und träumeriſch über ſeine Steingerölle dahinrauſcht, befreit ſich zuerſt die deutſche Bruſt von mancherlei ängſtlichen und peinlichen Schlägen, ein froher Seufzer überwindet alle Reflexionen und Abſtractionen, die uns kurz zuvor noch gefangen gehalten, und unſer Sinn ergiebt ſich, in und mit dieſer landſchaftlichen Idylle, einem Naturfrieden, der zugleich zum Gemüthsfrieden wird und durch alle Adern des Daſeins eine neue Erquickung und Erfriſchung verbreitet. Dieſe Gegenden unſres deutſchen Vaterlandes ſind recht dazu geſchaffen, um ſich wieder in eine ſchöne Naturunmittelbarkeit hineinzuleben, und in der Hingebung an den landſchaftlichen Geiſt, an die heimathliche Begränzung der Natur und des Stammes, ſeinem Bewußtſein wohlzuthun, Manches zu vergeſſen und Manches zu mildern. Dieſer gemüthsfriedliche Charakter liegt ſowohl über der ganzen Gegend, als auch über den traulichen Straßen der Stadt Heidelberg ſelbſt ausgebreitet. Es mag Manchem ſo ergangen ſein, daß er auf der Neckarbrücke von Heidelberg ſtillſtand und ſein Auge nicht wieder abwenden konnte von dem grünen Fluß da unten, in welchen der über den Bergen aufgehende Mond lange Streifen Silber hineingewirkt hatte,

Digitized by Google

daſs ſich ſpielend, und mit den flüſternden Wellen ſcherzend, hinundherbewegte. Dann iſt es ein geheimnißvolles Märchenleben in dieſem Neckarſtrom, aus der Ferne her erklingt es wie Muſik, das macht die Welle, welche melodiſch gegen den Stein ſchlägt, in den kleinen Häuſern und Villen, die an beiden Ufern ſtehen, blitzen Lichter hinundwieder wie in einem magiſchen Zauberſpiel, auf den Waldhöhen rauſcht es wie von Menſchenſtimmen, die immer näher und näher zu kommen ſcheinen, von den im Mondlicht ſchwankenden Rebenhügeln erſchallt Gelächter und Freude, dann tritt eine feierliche Stille ein und von den Bergen ſcheinen die Elfen und Kobolde in den Fluß hineinzuklettern und auf den ſeltſam bewegten Waſſern ihre Tänze aufzuführen. —

An den Ufern des Neckar, in einem dieſer lieblichen Häuschen, in denen man in ſtiller Abgeſchiedenheit ſein ganzes Leben hinbringen möchte, traf ich einen franzöſiſchen Dichter, Herrn Edgar Quinet, an, der dort, in deutſche Studien vertieft und von deutſchen Büchern umringt, einige Monate dieſes Sommers zubringen will. Hier ſitzt er, in ſeinem romantiſchen Dachſtübchen, arbeitend im Schweiß ſeines deutſchen Enthuſiasmus, und von den Büchern fort zuweilen an's Fenſter

Digitized by Google

eilend, um die paradieſiſche Neckarlandſchaft im Weben des Sonnenlichtes oder in der Gluth der Abendröthe zu belauſchen. Warum dichtet nicht Edgar Quinet ein großes Gedicht über Deutſchland? Kann es einen wunderbareren Stoff zu einer großen Dichtung geben, als das ganze Weſen und Leben unſres Vaterlandes, als unſere romantiſche Natur mit ihrem tiefſinnigen Walddunkel und ihren zärtlichen Geheimniſſen, als den kernhaften, ſtraffen und doch elegiſch und träumeriſch angehauchten Charakter unſres Volkslebens, als dieſe Miſchung von kindlich ſpielendem Gemüth und tragiſchen Zuſtänden? Kann es mitten in der Tragödie der Geſchichte zum Contraſt gegen das Furchtbarſte und Großartigſte lieblichere Idyllen geben, als wir aufzuweiſen haben in unſerm deutſchen Gemüths-, Provinzial- und Volksleben, in dem wir, wie verfallen auch unſere Verhältniſſe ausſehen mögen, doch den unverwüſtlichſten und dauerhafteſten Lebenskern verbergen? Durch die wunderſchönen deutſchen Gauen ſchmettert das Poſthorn, und in der kleinen Landſtadt, in welcher der vorüberrollende Eilwagen jedesmal ein Ereigniß iſt, ſteht das Mägdlein ſinnend und lauſchend am Fenſter. Der luſtige deutſche Student, mit Troddelmütze und Schnurrbart, legt ſich zum Schlage heraus, und

Digitized by Google

wirſt lachenden Angeſichtes Kußhände zu ihr hinauf. Erröthend und erſchrocken fährt das allerliebſte Mädchen zurück, will das Fenſter zuſchlagen und ſieht doch noch lange dem Poſtwagen nach, bis er um die Waldecke biegt. Und ſie hat noch den ganzen langen Tag darüber nachzudenken. Abends im Garten verſäumt ſie ihre Blumen zu begießen, dafür entdeckt ſie zu ihrer Verwunderung, daß ſie Thränen vergoſſen hat über ihren Roſen. In Sehnſucht nach Liebe eilt ſie auf die Berge ihrer Heimath und ſchaut in die Weite und Ferne und nach allen Himmelsgegenden, bis ihr die Augen müde ſind und die Nacht herabſinkt. Dann ſucht ſie ſich einen Stern, an den ſie ihre ganze geheime Liebe verſchwendet, und vor lauter Inbrunſt küßt ſie die Luft, die ihr um Hals und Buſen ſäuſelt. Wo anders als in Deutſchland begegnet dir ſolche Dichtung in jedem Landſtädtchen? —

Zu Zeiten fühlt man ſich ſo froh, daß man ein Deutſcher iſt! Gerade wenn man ſich lange vor andern freieren Nationen geſchämt hat, ein Deutſcher zu ſein, fängt man vor deutſchen Landſchaften und Volksbildern wieder an, dieſe ſcheuen tiefbewegten Herzen Deutſchlands zu lieben, die ſo viel Glück und ſtille Kraft in ſich verbergen, daß ſelbſt nicht das größte von außen her ihnen widerfahrende Un-

Digitized by Google

glück, Knechtſchaft, Geiſteszwang, und politiſcher Verfall jeder Art, ſie jemals gänzlich entarten und entſittlichen laſſen wird. Wer ſein Unglück wie ein Gedicht oder eine Sonate empfindet, die er wehmüthig vor ſich hinſummt, bleibt wenigſtens edel auch in der Erniedrigung. —

Digitized by Google

2.

Ein franzöſiſcher Dichter am Neckar und die deutſche Theologie.

Aus Deutſchlands Glück und Unglück ein großes Gedicht zu dichten, wäre Edgar Quinet ſicherlich der geeignetſte Franzoſe dazu. Unter allen deutſchthümelnden Literaten Frankreichs hat er gewiß die gründlichſte deutſche Bildung, die er ſich früher als Student in Heidelberg mit genialem Fleiß erworben. Dazu beſitzt er, wenn auch nicht gerade einen ſpeculativen Geiſt, doch ein ſpeculatives Herz, könnte man ſagen, und ſeine Phantaſie neigt nach deutſcher Myſtik hin, doch mehr wie ein ſchöner träumeriſcher Vogel, der das dunkle Meer liebt und ſich in glänzenden Schwingungen über demſelben ausbreitet, aber ſich wohl hütet, in die Tiefe zu fallen. Auch hat Edgar Quinet eine

deutſche Frau geheirathet, eine Heidelbergerin, und ſo wäre zu dem deutſchen Poem ſchon Alles da, was in die Wirthſchaft gehört. Aber Herr Quinet ſcheint in dieſem Augenblick mit ganz andern Dingen beſchäftigt, die freilich nur noch mehr beweiſen, wie angeheimelt er von Deutſchland iſt. Ich fand ihn in ſeinem Stübchen am Neckar ganz umſponnen von der deutſchen Theologie, einem Troglodyten ähnlich, der ſich in eine verborgene Höhle geflüchtet hat, um dort Abgötterei zu treiben. Denn für eine Abgötterei und eine ganz ketzeriſche Verirrung werden es ſeine Landsleute in Frankreich halten, wenn ſie erfahren, daß Quinet um deswillen wieder nach Deutſchland gegangen iſt, um dort mit der alten Hexenmutter Theologie zu buhlen, und unter einem Zauberapparat von Kirchengeſchichten und Dogmatiken, unter allen dieſen Schmelzpfannen des deutſchen Rationalismus und Supranaturalismus und neumodiſchen Idealismus und Indifferentismus und Pantheismus, wirklich wie ein verhexter Mann zu ſitzen. Und das Leben Jeſu von Dr. Strauß lag, wie ſich von ſelbſt verſteht, obenauf auf dem Haufen der deutſchen Bücher, von denen ich Herrn Edgar Quinet umringt traf.

Seine Landsleute haben es auch ſeitdem erfah-

Digitized by Google

ren, denn er ſelbſt hat ihnen eine lange und intereſſante Geſchichte davon erzählt. Sein großer Aufſatz über die deutſche Theologie, und namentlich über das Leben Jeſu von Strauß, der nachher in der **Revue des deux mondes** erſchienen, iſt die Frucht dieſes Sommeraufenthaltes in Heidelberg, wo Quinet noch bis zum Herbſt verweilen wollte, um dann zu ſeiner neuen Beſtimmung nach Lyon abzugehen. Man hat ihm nämlich an der **faculté des lettres** in Lyon eine Profeſſur gegeben, und er ſagte mir, daß er dort beſonders vergleichende Literaturgeſchichte zu leſen gedächte, denn Quinet iſt es vornehmlich, welcher den in Deutſchland von ihm aufgefangenen Begriff von der ſogenannten Weltliteratur auch bei den Franzoſen zu verbreiten ſucht. Er ſelbſt iſt auch, als Dichter wie als Gelehrter, das Kind und gewiß das Lieblingskind dieſer neuen weltliterariſchen Ehe, die man vornehmlich zwiſchen dem deutſchen und franzöſiſchen Geiſt, alſo zwiſchen den beiden ſchreiendſten und unvereinbarſten Gegenſätzen des Völkerlebens, geſchloſſen wähnt. Für die Kritik hat ſich dieſer Standpunct allerdings zu fruchtbar erwieſen, um ihn ablehnen zu können, aber für die praktiſche und productive Geſtaltung der Literatur iſt er gewiß vom Uebel, denn eine Literatur kann nicht einſeitig national ge-

Digitized by Google

nug ſein. Gerade in der nationalen Einſeitigkeit beruht ihre Größe, und ihre Bedeutung als geiſtige Ausgeſtaltung eines beſtimmten Volkscharakters. Die vollendete und abgeſchloſſene Schönheit der Roſe iſt freilich einſeitig, weil ſie von der Lilie gar nichts an ſich hat, aber wenn die Roſe zugleich Lilie ſein wollte, hätten wir weder Roſe noch Lilie mehr, und würden dadurch um zwei Species ärmer. So geht es gerade Herrn Edgar Quinet, wenigſtens in der Meinung ſeiner eigenen Landsleute, ſoviel mir bekannt geworden. In ſeiner ausgezeichneten Bildung hat ſich dieſe Verſchmelzung des franzöſiſchen Naturells mit dem deutſchen wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Geiſt zugleich auf eine productive Weiſe vollbracht, ſo daß ſelbſt ſein Charakter als Dichter dadurch weſentlich gefärbt iſt. Sein Ahasver, wie ſehr er auch geniales Eigenthum des Dichters ſei, erſcheint doch durchaus mit den Beſtandtheilen der deutſchen Myſtik und Metaphyſik geſättigt, und jenſeits des Rheins wird eine ſolche Production gern als zu ſchwer und gelehrt verſchrieen, dieſſeits des Rheins wieder als zu leicht und nicht tief genug. Dieſe Art von Weltliteratur wäre nichts als der Anfang zum Verfall der Nationalliteratur. Die Franzoſen aber, ohne allzu andächtig an das zu glauben, was ihnen Quinet neuerdings

von dem Begriff der Weltliteratur auseinanderge=
ſetzt hat, beuten dieſe Richtung zu ihrem Vortheil
aus, ſo gut ſie können, und bleiben, was ſie im=
mer waren, Franzoſen.

Auch Herr Quinet iſt in der Art, wie er die deutſche Theologie aufgefaßt hat, Franzoſe geblieben, das heißt, er hat den Standpunkt des gläubigen Gefühls, welcher der franzöſiſchen Natur in religiöſen Dingen vorzugsweiſe eignet, dabei nicht überwinden können. Bei den Franzoſen geſtaltet ſich das Verhältniß zur Religion gewöhnlich ſehr entſchieden in zwei Extremen, entweder als vollendete Orthodoxie, die dann auch eifrig und inbrünſtig iſt in der Beobachtung aller Formen, oder als ebenſo vollendeter Unglaube, der hier im Lande die Waffen des Aeltervaters Voltaire noch immer von neuem blank putzt und damit in dem prächtigen Schlamm der franzöſiſchen Geſellſchaftszuſtände einherſtolzirt. Zwiſchen dieſen beiden äußerſten Enden des Seins und des Nichtſeins in der Religion haben aber die Franzoſen noch nicht die wiſſenſchaftliche und ſpeculative Mitte ausfindig gemacht, welche in Deutſchland durch das ſchillernde und allſeitige Weſen der Theologie dargeſtellt wird, denn der eigentliche Begriff der Theologie iſt in Frankreich ſo gut wie unbekannt. Die deutſche Theolo=

gie, in der man das Lamm Gottes krampfhaft umwunden ſieht von der Schlange der Erkenntniß, muß für die Franzoſen ein Geſpenſt ſein, deſſen Anblick ſie kaum ertragen werden, und das auch durch die Deutungen, die ihnen jetzt Herr Quinet davon gegeben, an Fürchterlichkeit gewiß eher zugenommen als verloren hat. Und doch haben wir Deutſchen Urſache, dem ſinnigen Quinet für ſeine flüchtigen Studien in unſerer Theologie dankbar zu ſein. Er hat dadurch ſeinen Landsleuten einen Begriff von den Bewegungen des deutſchen Geiſtes gegeben, die in Frankreich gewöhnlich zu gering angeſchlagen werden, als bloße Träumereien oder Grübeleien einer Denkernation, da ſie bei uns keine öffentliche Form und darum keinen nationalen Charakter zu haben ſcheinen. Es ſind aber die Erſchütterungen auf dem Boden der deutſchen Theologie, namentlich aber die Ineinanderbewegungen der Theologie und Philoſophie, bei uns ebenſo große Nationalangelegenheiten, als bei den Franzoſen die politiſche Debatte, und wenn man die ſchwindſüchtigen politiſchen Zuſtände des gegenwärtigen Frankreichs betrachtet, ſo kann man wohl mit einiger Genugthuung an unſer heimathliches Leben und Treiben zurückdenken, wo, wie gottverlaſſen wir auch ſonſt ſein mögen, wenigſtens die Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaft in einer großen, freien, reinen, auf der eigenſten Kraft der Nation beruhenden Bewegung begriffen iſt. Wenn in Frankreich gegenwärtig eine ganze große Nation ihren Kern in dem allerunfruchtbarſten Kampf um abſtracte Parteinuancen zerſplittert, ſo hat es dieſem verzweifelten Zuſtande gegenüber wohl eine inhaltsvollere Bedeutung, daß in Deutſchland ſich ein Kampf um die Wahrheit des Lebens Jeſu von neuem erhoben hat, ein Kampf nicht bloß in den Köpfen und Studirſtuben der Gelehrten ſpukend, ſondern die edelſten und kernhafteſten Theile der Nation ergreifend, wie die Verbreitung des Buches von Dr. Strauß bei uns beweiſt, die für ein ſtreng wiſſenſchaftliches Werk beiſpiellos in Deutſchland iſt.

Quinet hat den hohen Sinn dieſer deutſchen Bewegungen vollkommen begriffen, obwohl er ſich zum Theil als ein Gegner derſelben ausweiſt, indem er, namentlich gegen Strauß, an das religiöſe Gefühl und an die Myſtik der menſchlichen Seele appellirt. Beſonders macht ihm die ſkeptiſch-mythiſch-idealiſtiſche Richtung der neueſten Theologie zu ſchaffen, deren Hauptrepräſentanten, in Bezug auf das Alte Teſtament beſonders in Vatke, Bohlen und Lengerke, in Bezug auf das Leben Jeſu in Dr. Strauß, er eifrig ſtudirt zu haben ſcheint, wenn

Digitized by Google

er auch freilich gar zu leicht und auf eine allzu naive Weiſe damit fertig geworden. Quinet kann aber ſein unheimliches Staunen nicht unterdrücken über alle dieſe deutſchen Theologen, bei denen die Hypotheſe des Einen immer die Hypotheſe des Andern zernichte, wo ein Jeder ſich bemühe, ein Blatt der heiligen Schrift zu zerreißen und in den Abgrund zu werfen, um dadurch gewiſſermaßen ſeine eigene Unparteilichkeit zu beurkunden. Dieſe ſeltſame Wuth, gegen Fleiſch und Geiſt des eigenen Glaubens zu wüthen, und daraus ein Opfer zu bereiten, erſcheint ihm vergleichbar mit jener Nacht der conſtituirenden Verſammlung, wo ſich Jeder beeilte ſeine Adelsbriefe zu verbrennen. In Strauß ſieht er mit Recht die Conſequenz und Zuſammenfaſſung aller bisherigen Bewegungen, die ſeit einem halben Jahrhundert auf dem Gebiete der deutſchen Theologie ſtattgefunden. Strauß habe, wie ſich Quinet ausdrückt, alle früher zerſtreut umhergelegenen Stoffe des Skeptizismus gewiſſermaßen zu einem Bündel zuſammengeſchnürt, und man habe an ihm zum erſten Mal überſehen können, welche Arbeit der Zerſtörung bis dahin in Deutſchland vollbracht worden ſei. Er habe wie Antonius das Kleid Cäſars in die Höhe gehoben, ſo daß Jeder nun an dem großen Körper die Stöße erkennen konnte, die er in

Digitized by Google

die er in der Dunkelheit auf ihn geführt. Dies Gleichniß hat in der That eine ſchlagende Bedeutung, denn ſelbſt die von Strauß bekämpften und widerlegten Syſteme der Theologie ſind doch zugleich die Grundſteine, aus denen er ſein eigenes Gebäude aufgeführt hat. Mit einiger Bitterkeit aber äußert ſich Quinet gegen den modernen philoſophiſchen Pantheismus, den er mit dem Idealismus als gleichbedeutend auffaßt, und ihn bilderſtürmeriſch, briseur d'images, nennt. Dieſem Idealismus, meint er, mißbehage jedes perſönliche Daſein und erſcheine ihm wie eine Uſurpation. Selbſt der Vogel, der durch die Luft ſtreiche, das Inſect, das im Graſe murmele, verdrieße dieſen philoſophiſchen Idealismus, und komme ihm wie ein Raub am Abſoluten vor, comme un vol fait à l'absolu. Ein ſolcher Philoſoph würde ſich nicht eher zufrieden geben, als bis er das Univerſum und die Geſchichte zu einem vollkommenen Stillſchweigen gebracht, um alsdann in Frieden der Harmonie ſeiner eigenen Ideen darin genießen zu können. Dies ſtimmt mit einer anderen Bemerkung überein, die Quinet über die hegel'ſche Philoſophie machte, mit der er ſich, wie er mir ſagte, während ſeiner früheren Studienzeit in Heidelberg lange herumgeſchlagen, ſie aber endlich ihrer abſtruſen Formen wegen auf immer von ſich gethan habe.

Digitized by Google

Man ſieht alſo, daß es nicht die Leuchte der Specu- lation iſt, mit der in der Hand Quinet ſeine Revue der deutſchen Theologie gehalten. Vielmehr läßt er an dem Werke von Strauß ſelbſt die eigentliche ſpeculative Grundlage, aus der nachher auf dem Leichenfelde der einzelnen negativen Unterſuchungen ein poſitives Gan- zes des Chriſtenthums ſich wieder erheben ſoll, unbe- achtet und unerörtert, und überſieht ſomit den haupt- ſächlichen Wendepunct dieſer Erſcheinung, welcher zugleich der weſentliche Lebenspunct iſt, indem auf ihm das, was die Kritik an der hiſtoriſchen Realität zerſtört hat, ſich wieder in der Idee der Menſchheit als eine dauerhafte und ewige Realität zuſammenfü- gen ſoll. Wie wenig aber ein Franzoſe ſich einen Begriff machen könne von der Ataraxie einer Philo- ſophennatur, geht höchſt naiv aus der Verwunde- rung hervor, welche Herr Quinet darüber äußert, daß die Zerſtörung aller dieſer Dinge den Herrn Strauß auch nicht einmal einen Seufzer zu koſten ſchiene. Dieſe Ruhe und ſubjective Unempfindlich- keit in der Führung einer wiſſenſchaftlichen Unterſu- chung kommt ihm faſt fabelhaft vor, aber ſie iſt, wie er zugleich hinzuſetzt, ächt deutſch. „Wenn man dieſe Bücher der Deutſchen lieſt“, bemerkt Quinet, „ſollte man den Verfaſſer für eine Statue nehmen oder ihm eine Seele von Bronze zuſchreiben, der nichts

Menſchliches nahe kommen kann. So dachte ich mir auch, muß ich geſtehen, die Perſon des Herrn Strauß, bis ich endlich, nachdem ich ihn näher kennen gelernt, mich auf die angenehmſte Weiſe enttäuſcht ſah, und unter dieſer verhängnißvollen Maske einen jungen Mann an ihm fand, deſſen ganzes Weſen die reinſte Milde und Beſcheidenheit athmete, der in ſeiner Seele eine Fülle von Myſtik zu bergen ſchien und über den Lärm, den ſeine Unterſuchungen in der Welt gemacht, faſt betroffen und voller Traurigkeit war."

Die Beweisgründe, durch welche Quinet die mythiſche Auffaſſung in dem Leben Jeſu von Strauß zu bekämpfen ſucht, bekleiden ſich in der Innerlichkeit des religiöſen Gefühls, auf welches ſie ſich berufen, zum Theil auch mit dem hochherrlichen Pomp des Katholizismus, ſo daß ſich Quinet, trotz ſeiner theologiſchen und philoſophiſchen Ketzereien in Heidelberg, doch am Ende wieder als ein guter Katholik erweiſt. Er beklagt, daß Alles in den neueſten philoſophiſchen und theologiſchen Bewegungen in Deutſchland auf den Pantheismus hinauskomme, der ſich an die Stelle des Evangeliums zu ſetzen trachte. Kann aber, fragt er, jemals der ganz perſönliche Gott des Kreuzes ein Gott-Subſtanz werden? Und hat nicht der Chriſt heutzutage, auf der

Auffaſſung der Bibel als Mythengeſchichte gegeben, vornehmlich in Bezug auf das alte Teſtament, wo die **Pensées** von Pascal angeführt werden können, ſowie auch Fenelon, aber das achtzehnte Jahrhundert habe die philoſophiſchen Prinzipien und damit auch die Formen des religiöſen Skeptizismus in Frankreich von Grund aus verändert. Durch Voltaire und die Encyclopädiſten mußte allerdings alle und jede Exegeſe überflüſſig werden, denn durch dieſe Philoſophie war die ganze Weltordnung in Frage geſtellt, was konnte da noch auf die einzelnen Thatſachen des Chriſtenthums ankommen? Es iſt aber bemerkenswerth, daß der Einfluß der Philoſophie in Frankreich den religiöſen Zweifel gewiſſermaßen rein herausſchälte, und ihn zu einer nackten Aufrichtigkeit, zu einer gewiſſen Ehrlichkeit des Bekenntniſſes trieb. Man weiß woran man iſt mit dem franzöſiſchen Skeptizismus, was man von unſerm deutſchen nicht behaupten kann. In Frankreich hatte es der Zweifel zu einem vollendeten Syſtem gebracht, und wenn er ein Wolf war, der das Heiligſte zerriß, ſo hing er ſich wenigſtens kein Schaafskleid um, wie bei uns in Deutſchland, wo ſich der Skeptizismus gerade aus der Philoſophie ſein Schaafskleid zu fertigen pflegt. Der deutſche Skeptizismus hat ſich oft ſo tief in den philoſophi-

ſchen Pelz eingehüllt, daß man hinter der Mumme=
rei ſeine wahre Natur nicht mehr herausfand. Bei
den deutſchen Philoſophen und Theologen ſoll das
Zweifeln am Ende nur ein Erkennen ſein, und doch
iſt das Erkennen am Ende nur ein Zweifeln. Die
deutſche Natur untergräbt Alles, möchte es aber
auch wieder mit keinem Ding in der Welt ganz
verderben, und wenn ſie den Glauben an ein Hei=
liges zerſtört, überredet ſie ſich, daß aus der Zer=
ſtörung erſt der wahre und höhere Glaube ſich wie=
dererheben müſſe, und dieſe Dialektik von Sein
und Nichtſein iſt das wahre Grundweſen der deut=
ſchen Philoſophie und aller deutſchen Lebensbewe=
gung. Ob dieſe ſkeptiſche Natur der deutſchen Wiſ=
ſenſchaft, des deutſchen Lebens, zu einem heilbrin=
genden Reſultat für unſere Nationalität ausſchlagen
werde, wer kann es prophezeien? Nur das iſt un=
abläugbar, daß wir in allen Stücken dieſer zittern=
den Bewegung überliefert und überlaſſen ſind, und
heutzutage mehr als jemals. Dieſe ſkeptiſche Natur,
die zugleich mit dem reinſten Bewußtſein nach der
Wahrheit ſtrebt, und die ſich jedesmal ſtark genug
dünkt, die von ihr ſelbſt entſeelte Leiche wieder zu
beleben, dieſe repräſentirt ſich in unſerer Zeit in
Dr. Strauß und ſeinen Beſtrebungen auf das Voll=
ſtändigſte und zugleich auf das Reinſte. Man muß

Digitized by Google

ein Deutſcher ſein, das heißt, man muß ſelbſt an dieſer Zwieträchtigkeit des Weſens leiden, um eine ſolche Natur verſtehen und würdigen zu können. Den Franzoſen muß ſie ewig fremd bleiben, und ſie würden Strauß nur begreifen, wenn er Voltaire wäre. Strauß iſt aber ſo ganz und gar in ſeiner Richtung und in ſeinem Weſen deutſch, daß ihn nur der baare Unverſtand in derſelben Stellung zum Chriſtenthum erblicken könnte, die Voltaire ſich gegeben. Strauß ſteht mitten im Chriſtenthum darin, ſelbſt wo er daſſelbe aufzuheben ſcheint, und wem die Reſultate ſeiner Kritik für frivol gelten, der muß ſich doch überzeugen, daß ſie bei Strauß aus einer wahrhaft religiöſen Seele ſich entwickeln. In dieſer ſinnigen und reinen, ruhigen und freien, kühnen und beſcheidenen Forſchung hat ſich die angeſtammte Ehrlichkeit und Ehrenhaftigkeit der deutſchen Natur, wie ſonſt ſelten, bethätigt. Man hat viel mit der deutſchen Ehrlichkeit oft bei unzeitigen Gelegenheiten ſich in die Bruſt geworfen, hier iſt ſie in aller ihrer Würde und Einfachheit, aus einem gediegenen Naturell herauskommend, nur von der Sache und der Wahrheit abhängig und der Erforſchung derſelben ſich opfernd. Dieſe Forſchung, zuverſichtlich vorſchreitend und unter Gottes Schutz ſich ſtellend, auch wo ſie gegen Gott ſelber ſcheinbar

Digitized by Google

ſich richtet, den Krieg führend nur um des Friedens willen, und wenn ſie irrt, nur um der Wahrheit willen irrend, dies iſt die deutſche Natur und Art, dies iſt der wiſſenſchaftliche Charakter unſerer Nationalität, der noch als das beſte und unverkümmertſte Eigenthum inmitten politiſcher Verlorenheit uns geblieben. Die Unterſuchungen, was an dem Leben Jeſu nur eine Mythe ſei und was hiſtoriſch, werden das Chriſtenthum ſelbſt nicht ſtürzen, und Herr Quinet, der den Franzoſen das beſte Theil von der deutſchen Nationalität zugänglich machen will, indem er ſie in die heutigen Bewegungen unſerer Wiſſenſchaft einführt, hätte ſich beſonders über den entſcheidenden Moment, auf den es hierbei ankommt, ein klares Bewußtſein erwerben ſollen, nämlich wie die Angriffe der Kritik gegen den Körper des Chriſtenthums nur den Zweck haben, des Chriſtenthums wahren Geiſt aufrecht zu erhalten und in ſeine reinſte Sphäre zu erheben.

Es waren ungefähr dieſe Gedanken, welche ich gegen Herrn Quinet auf Veranlaſſung ſeiner deutſchen theologiſchen Studien äußerte, von denen mir die Situation, in der ich ihn in Heidelberg umringt von einem deutſchen Bücherhaufen angetroffen, ein ſo überraſchendes Bild vorgeführt hatte. Nichts Erfreulicheres konnte mir aber am Neckar begegnet ſein,

Digitized by Google

als die Bekanntſchaft dieſes ausgezeichneten Franzoſen zu machen. Edgar Quinet ſteht vielleicht in einem Alter von fünfunddreißig Jahren und iſt von einer ſehr einnehmenden Perſönlichkeit. Man ſieht ſeinem Geſicht ein etwas ſtarkes geiſtiges Arbeiten an, lebhafte franzöſiſche Züge von der deutſchen Speculation abgemattet. Es lebt in ihm ein brennender Wiſſensdurſt, welcher ſchon in den verſchiedenſten Gebieten nach Nahrung umhergeſucht hat, und der ohne Zweifel der Eifer einer genialen Natur iſt, die halb in poetiſche halb in wiſſenſchaftliche Anflüge ſich theilt. Eine Aeußerung, welche Quinet im Verlauf des Geſprächs machte, erſchien mir vorzüglich bemerkenswerth. Er behauptete, daß gegenwärtig in Deutſchland eine gewiſſe Geringſchätzung gegen die Franzoſen ſich zu regen beginne und man bei uns die franzöſiſche Nationalität und deren Einfluß nicht mehr ſo hoch achte, als dies noch vor wenigen Jahren der Fall geweſen; und dieſe Geringſchätzung ſei bei weitem ſchlimmer als der entſchiedene Franzoſenhaß einer früheren Periode in Deutſchland. Ich glaube, daß ſich Quinet darin nicht irrt. Der Franzoſenhaß hat bei den Deutſchen aufgehört, aber auch die Sympathie für das franzöſiſche Weſen, welche die Julirevolution auf kurze Zeit zu einer bedeutungsvollen Flamme angefacht hatte. Die ſchmäh-

Digitized by Google

liche Niederlage, welche die Julirevolution in ihren Conſequenzen erlitten, hat auch in Deutſchland die Stimmung für Frankreich abgedämpft, und der deutſche Liberalismus ſelbſt iſt geneigt, und gewiß mit Recht, ſeinen eigenen Untergang der franzöſiſchen Politik als Schuld anzurechnen. Ueberhaupt ſcheint man wohl in Deutſchland zu der Anſicht gekommen, daß das deutſche Leben ſich nicht nach dem franzöſiſchen Maßſtab zuſchneiden laſſe, beſonders wenn dieſer ſich ſo unſicher und trügeriſch erweiſt, wie gegenwärtig in Frankreich. Man läßt den franzöſiſchen Vorzügen jetzt bei uns hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren, aber man iſt nicht mehr ſo verblendet, dabei in eine enthuſiaſtiſche Selbſtverläugnung zu gerathen, und dies mag einem Franzoſen ſchon wie Geringſchätzung vorkommen. —

Quinet ſcheint mit einigem Widerſtreben nach Lyon zu gehen, um ſeine neue Profeſſur dort anzutreten. Er ſieht dies als eine vorübergehende Station an, von der er ſich ſobald als möglich wieder loszumachen gedenke. Wenn nun auch das Gouvernement beabſichtigt, gute Köpfe in die Provinz zu ſchicken, um dies arme Aſchenbrödel mit neuem Leben zu erfüllen, ſo gönnt wieder der gute Kopf ſich nicht der Provinz und ſucht ſich ſobald als möglich von dieſem verlornen Poſten zu entfernen. Auch der

junge deutſchgelehrte Marmier hat eine Profeſſur in Lyon erhalten. Es ſieht faſt ſo aus, als wollte man jetzt das ſchöne arme verzweifelte Lyon in Friedfertigkeit einlullen durch dies deutſchgelehrte junge Frankreich, das ſeine beſchwichtigende philoſophiſche und literariſche Bildung dorthin verpflanzen ſoll.—

Digitized by Google

3.

Freiburg im Breisgau.

Wie die ſchönen lachenden Rebenhügel, ſo iſt auch der Menſchenſchlag in dieſem herrlichen deutſchen Lande. Ueberall ſieht man ein freundliches, offenes, kräftiges Geſchlecht, namentlich aber hier im Breisgau, wo die ſchönſten Frauengeſtalten Deutſchlands anzutreffen ſind. Die Frauen ſind hier in der That faſt alle ſchön, voll und kräftig gebaut, weiße Haut und lachende Geſichter. Der geſundeſten und heiterſten Verleiblichung der germaniſchen Natur begegnet man auf dieſen Fluren, die von Lebensgenuß ertönen, und mit der ſchönen Geſundheit des Leibes und des Herzens verbindet ſich nicht weniger die Geſundheit des Sinnes und der Geſinnung, die in den politiſchen Dingen bei dieſer Bevölkerung hervorragend iſt vor allen andern

Digitized by Google

Gauen Deutſchlands. In naiver Weiſe, wie von ſelbſt aus dem Naturell heraustretend, haben ſich hier viele politiſche Lebensäußerungen geregt, die, in andern Gegenden verfehmtes Gut, hier frei ſich bewegen durften, weil ſie ſo unmittelbar in natürlicher Offenheit des volksthümlichen Charakters ſich zeigen und als ein ſolcher Beſtandtheil des Naturells gar nicht abgelehnt werden können. Beſonders in Freiburg ſelbſt iſt dieſe politiſche Offenheit merkwürdig, aber weil ſie ſich ungehindert an allen Orten äußern darf, fehlt ihr das geheime Gift, wodurch ſie ſchädlich werden könnte. So hat es in Freiburg, trotz aller revolutionairen Anrüchigkeit, in welcher namentlich die Univerſität ſo lange geſtanden, doch niemals geheime Studentenverbindungen gegeben. —

Freiburg iſt ein allerliebſtes Städtchen. Es hat den Charakter einer freundlichen Landſtadt, und die Berge des Schwarzwaldes ſchauen über die Häuſer hinweg in die Stadt hinein. Die Kaiſerſtraße iſt die einzige Hauptſtraße, welche, von den Nebengaſſen durchkreuzt, die ganze Länge der Stadt bildet. Auch giebt es eine Jeſuitengaſſe, jedoch, gleichſam um dieſen Namen unſchädlich zu machen, auch einen Gaſthof zum Geiſt und ein Caféhaus zum Kopf, welches letztere übrigens bemerkenswerth

Digitized by Google

genug iſt, da es in ſeiner großartigen Anlage ſelbſt unter den Caféhäuſern von ſogenanntem europäiſchen Ruf noch ein Anſehen genießen könnte. Hier in Freiburg wohnen Rotteck und Welcker, die beiden Patriarchen des deutſchen Liberalismus, von der ganzen Bevölkerung geehrt und geliebt, und unerſchütterlich feſtſtehend in ihrer eigenen Reinheit und Lauterkeit, welche Schickſale, Wandelungen und Trübungen auch ſeitdem der Liberalismus ſelbſt in Deutſchland erlitten. Will man aber ermeſſen, wie volksthümlich Rotteck in dieſen Gegenden iſt, ſo muß man zu den romantiſchen Niederlaſſungen des Schwarzwaldes hinaufſteigen, wo die Bauern täglich in ſeiner Weltgeſchichte leſen. „Ich kann zwar nicht Alles darin verſtehn“, ſagte einſt ein Landmann, bei dem man auch dies Buch angetroffen, „aber ich meine doch, ich verſtehe Alles; 's iſt gerade, wie wenn der Pfarrer die Meſſe lieſt; ich hab' eine Andacht dabei, ohne daß ich weiß, was ſein Latein bedeutet.“ So mag es denn mehr die Perſon des ausgezeichneten Mannes ſein, die den Weg zu den Herzen des Volkes gefunden, als ſein mit vernunftrechtlichen Phraſen und Erörterungen überladenes Buch, das wohl nicht einfach genug iſt zu einer ächt volksthümlichen Wirkung. Wollte man aber in der That eine wahrhaft volksthümliche

Weltgeſchichte ſchreiben, ſo könnte man, um Ton und Stimmung zu treffen, ſeine Studien nirgends beſſer machen als unter dieſer Bevölkerung des Schwarzwaldes, bei der ſich ein ſo eigenthümliches intelligentes Volksleben regt. Dieſe Schwarzwäldler, von ſinniger und ſinnlicher Lebhaftigkeit durchdrungen, haben das merkwürdigſte Naturell, das in ihren Sitten wie in den vielen Kunſtfertigkeiten, die ihnen eigen ſind, ſich offenbart. Dies ſchöne kräftige deutſche Geſchlecht verbindet einen intellectuellen Verſtand mit der natürlichen Grazie und dem genialen Leichtſinn einer ſüdlichen Völkerſchaft. Wenn man ſie Sonntags tanzen ſieht, ſollte man ſie für Italiener halten, und muß erſtaunen über dieſe freien und üppigen Formen, über dieſe geſunde und kraftvolle Anmuth eines aus ſich ſelbſt emporblühenden Naturlebens. Nimmt man dazu den wunderbaren Charakter des Gebirges, das bald durch ſein düſteres und unheimliches Weſen abſtößt, bald in ſeinen fruchtbaren Thälern allen Segen der Erde birgt, ſo glaubt man ſich hier in eine ferne Weltgegend verzaubert, und iſt geneigt, ſich den Träumen von einer neuen und friſchen Civiliſation zu überlaſſen. —

Die Miſchung des badiſchen Volkes, aus der alemanniſchen Abkunft, die im Oberlande vorherrſcht,

Digitized by Google

und aus der urſprünglich fränkiſchen Natur der Unterländer, hat hier ohne Zweifel einen originellen und bedeutſamen Einfluß auf das ganze Leben ausgeübt. Der Geiſt der Freiheit und Geſundheit lacht uns aus allen Zuſtänden dieſer begünſtigten Bevölkerung entgegen, und das paradieſiſche Gartenland, überall bebaut und überall grünend im reichſten Ertrag der Erde, ſcheint nur dazu geſchaffen, um einem glückſeligen Geſchlecht die Stätte zu bereiten. Man muß geſtehen, dies Land iſt vor vielen befähigt, ein politiſches Ideal zu verwirklichen, und zwar zu verwirklichen in und mit einem deutſchen Volke, innerhalb wahrhaft deutſcher Verhältniſſe. Die Regierung iſt auch nicht zurückgeblieben in dieſem Lande und hat vorzuſchreiten geſucht in Sympathie mit dem hohen und freien Geiſte, der von Natur auf dieſen geſegneten Landſchaften ruht, aber dieſe Sympathie mußte freilich nach den andern normabgebenden Staaten des deutſchen Bundes gezügelt werden. Zwei Männer ſind es aber beſonders, welche an der Entwickelung des tüchtigen Sinnes dieſer Bevölkerung, namentlich im Breisgau, einen großen Antheil haben. Der Hohes wollende, aber von einem tragiſchen Schickſal immer im beſchränkten Kreiſe gefeſſelte Kaiſer Joſeph II. ſchüttete die Segnungen ſeiner Regierung auch über den Breis-

gau aus, der ſchon ſeit Jahrhunderten dem Hauſe Oeſterreich zugehört hatte, und die von ihm ertheilte Preßfreiheit brachte beſonders in dieſen Gegenden ein neues Leben hervor. Damals war es, wo die Univerſität von Freiburg ihre Bedeutung empfing und ihren Ruhm begründete. Nicht minder hervorzuheben iſt aber die langjährige Wirkſamkeit des edlen Freiherrn von Weſſenberg, der, ſelbſt im Gegendruck gegen die römiſche Hierarchie ſich entwickelnd, den Katholizismus der Bevölkerung wenigſtens in der Geſinnung läuterte und befreite, wenn auch das große Werk der gänzlichen Loslöſung der katholiſchen Kirche von Rom noch nicht gelang. Dieſer ausgezeichnete Mann hat aber gewiß unendlich Vieles gethan für die Aufklärung dieſer Gauen, die ſich bei der katholiſchen Geiſtlichkeit ſelbſt ſtets in muſterhafter Art zu erkennen gegeben, und wenn in der neueſten Zeit auch hier mancherlei Verfolgungen, politiſche wie religiöſe, vorgekommen ſind, namentlich gegen Lehrer der Hochſchule von Freiburg, in der letzten Zeit unter Anderm die Entſetzung des Profeſſors Schreiber, der wenigſtens keine theologiſchen Vorleſungen mehr halten darf, ſo hat man hierin wohl nur das nachgemacht, was man anderwärts gelernt hat an den Orten, die unabweisliche Beiſpiele zu geben pflegen —

Digitized by Google

Der Breisgau kam bekanntlich durch den preßburger Frieden im Jahre 1805 wieder an das Geſchlecht der Zähringen zurück, welchen die Stadt Freiburg ſelbſt ihre Gründung dankt, aber wenn auch mehr als ein Vierteljahrhundert ſeitdem verſtrichen, ſo verräth doch die ganze breisgauiſche Bevölkerung noch immer die Einwirkungen der ehemaligen öſterreichiſchen Politik in jeder Lebensäußerung. Das Prinzip der Lebensgenießlichkeit beſonders, das Oeſterreich gern in ſeinen Provinzen vorwalten läßt und als das beſte Aſſimilationsmittel begünſtigt, um jedem ſchärferen geiſtigen Streben dadurch den Stachel zu nehmen, hielt auch den Breisgau ganz umſtrickt, der vielleicht die üppigſte öſterreichiſche Provinz geworden war. Dieſer Geiſt des Wohllebens charakteriſirt noch heut überwiegend die Volksklaſſen dieſer Gegend, welche ſich von den andern Theilen Badens durch die aufgeregte ſinnliche Lebensluſt ihrer Bewohner merklich und weſentlich unterſcheidet. Im Breisgau geht es immer luſtig und ſorglos zu, unbekümmert überläßt man ſich der Heiterkeit der Stunde, und die ſchönen Frauen, deren es in allen Ständen giebt, verleihen dem Leben Reiz und Farbe durch ein offenes und zutrauliches Weſen, wie man es ſonſt in Deutſchland nicht findet. Beſonders aber wird hier noch auf gut öſterreichiſch gegeſſen und getrunken,

Digitized by Google

daß heißt: ſehr reichlich und faſt immer, und ſelbſt der einfache Bürgerſtand giebt ſich darin den größten Verſchwendungen hin. Dieſe Ueppigkeit iſt Schuld daran, daß, wie man mir erzählt hat, ſich hier im Breisgau viele Familien nur auf zwei oder drei Generationen im Lande erhalten. Das reichlich Erworbene wird ſchnell verpraßt, und wenn Sohn oder Enkel das überkommene Erbe aufgezehrt haben, wird zur Auswanderung geſchritten. Fremde Anſiedler aber treten an die Stelle der Ausgewanderten und nehmen Beſitz von ihrem Grundeigenthum, oft um binnen Kurzem daſſelbe Schickſal zu erleiden. Dieſe einzelnen Nachtheile gehen aber ſpurlos vorüber an der geſunden und harmoniſchen Entwickelung des allgemeinen Volksgeiſtes in dieſen Landen, der ſeine Kernhaftigkeit in den wichtigſten Dingen behauptet hat. —

Der Abend dämmerte ſchon, als ich in Freiburg anlangte, und da es zu ſpät war, um noch die Briefe abzugeben, die mich nach meinem ſehnlichen Wunſch bei den Herren Welcker und von Rotteck einführen ſollten, ging ich hin, um zuerſt die Bekanntſchaft des freiburger Münſters zu machen. Zu mir geſellte ſich ein Handwerksburſche aus dem Naſſauiſchen, den ich unterwegs auf der Herreiſe kennen gelernt und mit dem ich in eine gute Unterhaltung ge-

kommen war, weil er ein friſches und aufgewecktes Weſen an ſich hatte, und mit der unbefangenen Offenheit, die Leute ſeines Standes auszeichnet, von den politiſchen Dingen in Süddeutſchland urtheilte. Wir gingen zuſammen nach dem Dom, der uns mit ſeinem alle Straßen überragenden Haupt ſchon aus der Ferne feierlich gegrüßt hatte und deſſen dunkle Rieſengeſtalt ſich immer ſchwärzer und geſpenſtiſcher gegen die duftigen Farben des Sommerabends, die über der Stadt lagen, abzeichnete. Viele Menſchen gingen in ihrer kleinen freundſeligen Geſchäftigkeit wie ſpazierende Ameiſen dicht an dem Wunderbau vorüber, die Gewohnheit hatte ſie abgeſtumpft gegen den Anblick, und ſie bemerkten das Geſpenſt aus der alten großen Vergangenheit nicht mehr, das hier in ihrer Mitte ſo unbegreiflich ſtehen geblieben war. Auch das gewöhnlichſte Gefühl, das plötzlich von dieſer überwältigenden Geſtalt getroffen wird, vermag ſich nicht ohne Andacht zu nähern, und ein Naturkind, wie mein Handwerksburſche war, nahm demüthig den Hut ab vor dem Werke Erwin's von Steinbach.

Ich hatte noch vor Kurzem vor dem Münſter in Straßburg geſtanden und fand hier den jüngern Bruder deſſelben wieder, der, obwohl überall in kleinern und beſcheidneren Verhältniſſen ausgeführt,

Digitized by Google

doch nicht minder würdig des großen Urhebers iſt, deſſen Schöpfergeiſt er in allen Theilen offenbart. Dieſe gothiſchen Dome erſcheinen alle unter einander in einem gewiſſen Zuſammenhang, wie Glieder einer großen cykliſchen Dichtung, und erzeugen überall dieſelbe erhebende Wehmuth und dieſelbe niederſchmetternde Demüthigung in dem Gemüth des heutigen Beſchauers. So blumenartig, wie ſie gewachſen zu ſein ſcheinen, in dieſer freien Grazie einer in den Himmel hinein ſich entfaltenden Pflanze, deren Blätter blos durch den Reiz von Licht und Sonne ſich in die Höhe wenden, aber nicht durch menſchliche Kunſt, gleichen ſie mehr einer natürlichen Vegetation als einem architektoniſchen Bau, und in dieſer Naturnothwendigkeit haben ſie ſich aus dem Geiſt ihrer Zeiten ſo organiſch zuſammengefügt. Eine im Prinzip einige und darum rieſenfeſte Vergangenheit hat ſie ſo dauerhaft geſchaffen, daß, obwohl ſie den Geiſt ihres Daſeins längſt überlebt haben, ſie noch immer dies unzerſtörbare und gewaltige Leben vor unſern Augen behaupten. Am ſtraßburger Münſter las ich an den Kirchthüren und Mauerecken mit großen Anſchlagzetteln angekündigt die Predigtſammlung eines dortigen Predigers Bion, die den Titel hatte: Vertheidigung des Chriſtenthums gegen alle Syſteme des modernen Un-

Digitized by Google

glaubens, namentlich gegen den Rationalismus und Indifferentismus! Komiſcher kann kein Contraſt ſein, als an dem ungeheuern Münſter hinaufzublicken und dabei an den Rationalismus und Indifferentismus denken zu müſſen, gegen die eine Predigtſammlung unten an den Mauern klebt! In dieſem Contraſt liegt das ganze Verhältniß der Zeit, welche die Münſter baute, zu der unſrigen, die ſie als unbegreifliche Werke anſtaunen muß, ausgeſprochen. Es liegt darin der ganze geſpenſterhafte Schrecken, den uns der Anblick dieſer himmelhohen Bogen einjagen kann, wenn ſie, mit dem Gefühl der Reue uns anpackend, in unſer heutiges kleines Leben ſo beſchämend hereinragen. Der Geiſt des Chriſtenthums, aus dem dieſe Dome wie eine kühne That der göttlichen Offenbarung entſprungen, iſt bei uns jetzt genöthigt worden, ſich zu vertheidigen, und der Prediger Vion hat in ſeinem wohlehrwürdigen Eifer die Vertheidigung übernommen und läßt es anſchlagen an dem ſtolzen Bau des Münſters ſelbſt, der wind- und wetterfeſt in ſeinen ewig ſcheinenden Formen den Stürmen der Zeit getrotzt hat, welche jetzt ſeinen Geiſt, deſſen Kind er iſt, untergraben wollen. Und doch iſt nur der Geiſt ewig, aber die endlichen Formen werden alle zuſammenſtürzen. Aber die dem Geiſte gewiſſe Ewigkeit be-

Digitized by Google

ruht nicht darin, daß ſie ſtarr und unbeweglich, ſteif und wandellos den Elementen trotze, worin jeder Fels und jeder von Menſchenhänden aufgeführte Bau den Geiſt übertreffen kann. Des Geiſtes Dauer iſt ſeine ſtete Beweglichkeit und in der Wandelbarkeit begründet ſich ſeine Ewigkeit von Zeit zu Zeiten. So hat man dieſe Dome in die Wolken hineingebaut, und der Geiſt war in den Domen, und die Menſchheit hat ihn darin wie in ſeiner ſichtbaren Erſcheinung angebetet. Jetzt iſt der alte Geiſt nicht mehr darin, aber die Dome ſtehen noch, in ihren gewaltigen Steinmaſſen - ſcheinbar feſter und getreuer, als der Geiſt, der ſie erſchaffen und verlaſſen hat. Gott läßt ſich nicht in dieſen Münſtern und Domen feſſeln, er wandelt ſich immer wieder in neue Formen der Zeiten hinein, und die alten ſtehen oft nur noch als eine verſteinerte Illuſion da, wie dieſe Münſter und Dome, welche uns in ihrer himmelanſtrebenden Glorie an die große Illuſion des Chriſtenthums als einer weltbeherrſchenden und einheitgründenden Inſtitution der Menſchheit gemahnen. Ob dieſe Illuſion in andern Formen zur Wahrheit werden wird, muß ſich offenbaren, wenn die neuere Menſchheit, ihre eigenſte Lebenskraft zuſammennehmend, etwas Fertiges daraus geſchaffen hat, das an Würdigkeit und

Größe des Gedankens mit jenen Münſterbauten ſich vergleichen kann. Dieſe alten Kirchen, dieſe majeſtätiſchen Träume der chriſtlichen Baukunſt, ſcheinen aber gleichſam um dieſer Mahnung willen bis auf uns geblieben zu ſein, um durch ihren Anblick die neueſte That der Geſchichte von uns zu fordern, die That, welche die Einheit des Lebens, die wir verloren haben, auf unſere Art in unſern Formen wiederbegründen ſoll! Ihnen gegenüber muß uns bange werden wegen der Zuſammenſchrumpfung aller unſrer heutigen Richtungen, und die Sehnſucht und der Neid müſſen den Geiſt quälen, der ſich in ſeiner heutigen Art ebenfalls ausdehnen und entfalten möchte mit derſelben göttlichen Freiheit, mit welcher damals, um den mächtigen Gedanken hervorzubilden, die ſchlanke Säule des Doms ſich hochſchwingen und der Bogen ſich in die Lüfte wölben durfte. So tritt oft, wenn wir auf der Höhe dieſer Münſter weilen, der Verſucher zu uns heran, und nährt uns mit dem Haß gegen unſere eigene Zeit, die wir mit einem Blick voll Wehe überſchauen nach allen ihren vor uns liegenden Weiten und Fernen. Und zuweilen kann man dann ſelbſt den großen gothiſchen Rieſenbau haſſen, dem unſer Geſchlecht ſo klein, arm und thatlos gegenüberſteht, daß es ſich vor jener ſtolzen That der Vergangen-

Digitized by Google

heit verhüllen muß wie ein ſtummer Bettler. Dann, wie Plato einſt in ſeiner Republik den Wunſch hatte, daß die Dichter alle bekränzt aus dem Lande geführt würden, weil ſie durch ihre Träume dem Volke die Kraft und den Glauben raubten, ſo könnte man hier ſich dem ſeltſamen Gelüſt überlaſſen, daß dieſe gothiſchen Thürme alle abgetragen werden möchten von der Erde, weil ihr ſtolzes und titanenhaftes Weſen uns heut mit Kleinmuth und Verzagtheit an uns ſelbſt erfüllt, oder auch die Gemüther magiſch verlockt, daß ſie träumeriſch ſich ſelbſt und ihr Heute aufgeben und in den feudalen Geiſt jener Vergangenheit ſich wiedereinſpinnen möchten, die doch todt iſt, trotz ihrer unerſchütterlichen Dome, die ſie noch aus dem Grab der Zeiten ſo hoch emporſtreckt! —

Mit Grillen dieſer Art umwebt uns wohl die Abenddämmerung, wenn wir einem ſolchen Bauwerk gegenüberſtehen und in ihm das Geſpenſt der alten Zeit uns erſcheint. Ich war froh, als mich endlich mein Handwerksburſche beim Arm ergriff und mich darauf aufmerkſam machte, daß vom nahen Schloßberge herab der Anblick des Domes noch ſchöner zu genießen ſei, und man dort betrachten könne, wie allmählig das ganze Landſchaftsbild, wunderbar mit den Lichtern und Schatten ringend,

Digitized by Google

in die Nacht ſich verliere. So ſtiegen wir zu dieſem herrlich hingelagerten Berg hinauf, dem die ganze Stadt in einer ſchönen friedlichen Gruppe ſich zu Füßen ſchmiegt, und wo der gewaltige Dom, wie eine fremdartige Macht aus den Häuſern hervortretend, ſich immer näher und näher zu uns emporzurecken und geiſterhaft an uns heranzuſchweben ſcheint, daß uns die Täuſchung befällt, als könnten wir ſein Haupt hier ergreifen und an ſeinen Säulen uns feſthängen mit unſern Armen. Oben von dem Gaſthauſe des Schloßberges tönt Muſik über die Weinberge und in die Stadt hinab und als düſtern Hintergrund breitet der Schwarzwald ſeine rauſchenden Gebüſche aus. Heitere Fußwandrer, ſchöne Spaziergängerinnen begegnen uns überall, und geben und erwiedern den Abendgruß mit der freundlichen Zutraulichkeit des Landes, die ſo wohlthuend iſt und uns in den Sinn bringt, daß wir alle Gottes Kinder ſind. Die Nacht behauptet allmählig das Feld, und wir wenden uns nach der romantiſch gelegenen Schenke, wo die Bergleute ſo ſchöne Muſik machen, daß Einem das Herz ſeltſam durchſchüttert wird bei ihren phantaſirenden und klagenden Hörnern. Ein allerliebſtes Schenkmädchen bringt uns den Wein und an der Art, wie ſie uns begrüßt, merke ich jetzt erſt, daß mein Handwerksburſche nicht ſo ganz un-

eigennützig dabei geweſen, als er mich zum Schloß-berg hinaufgeführt. Es iſt eine alte Bekanntſchaft von ihm und ſie ſcheint um ſein Herkommen ſchon gewußt und ihn erwartet zu haben. Maria iſt eine der kräftigen Schönheiten des badiſchen Landes, die zu betrachten etwas ſo Frohes und Freudiges hat. Schlank in die Höhe gewachſen, zeigt ſie doch die herrlichſte Fülle der Glieder, in der ſie ſich ſorglos, aber mit aller natürlichen Anmuth bewegt. Geſchäftig eilt ſie auf und nieder, von einem Tiſch zum andern, und die ſchelmiſch lachenden Augen, die auch wieder ſo viel Gutmüthigkeit verrathen, ſpähen nach jedes Gaſtes Begehr. Munter trägt ſie Alles herbei, und empfängt lächelnd oder Scherz erwiedernd die Huldigungen der Stammgäſte. Der Eine neckt ſie bei den ſchönen braunen Zöpfen, der Andere hat es auf die rothen Wangen abgeſehn, oder erprobt das feſte Elfenbein ihrer glänzenden Schulter. Mit Allen weiß das frohe Schenkmädchen auf die beſte Art fertig zu werden und Jeder iſt zufrieden mit ihr. Es ſchien mir aber doch, als walle ihr hochgewölbter Buſen ſtets am lebhafteſten zu meinem jungen Gefährten herüber, und wo ſie nur abkommen konnte, ſagte ſie ihm viele freundliche und tröſtende Grüße mit ihren Augen, ſo daß er nicht nöthig haben ſollte, eiferſüchtig zu werden. Die Ei-

Digitized by Google

terſucht und die Ungeduld ſchienen ihn aber doch bisweilen recht zu quälen, bis endlich zur Belohnung des armen Jungen der längſt herbeigeſehnte Wendepunkt eintrat. Die Tiſche wurden allgemach leer und die Stammgäſte hatten ihre Krüge ausgetrunken und ſich friedlich nach Bürgerſitte auf den Heimweg zur Stadt gemacht. Nun ſetzte ſich die derbe Grazie zu uns, ſeufzte aus vollem Herzen, vor Ermüdung und vor Liebe zugleich, und umfing traulich ihren Wilhelm, mit dem nun das ſchönſte Geplauder begann. Auch der Mond kam herauf und ſtreute gerade ſo viel leiſe Silberlichter durch das Gebüſch, als nöthig war, um die kleine Idylle der Liebe zu vollenden, ohne durch zu große Helle ihr Stillleben zu ſtören. Nun ſagte ich Gutenacht zu dem glücklichen Paar, und ſuchte meinen Weg, den mir die ausgeſtreuten Mondflocken vorzeichneten, um noch zu den höheren Berghügeln hinanzuſteigen und den nächtlichen Wald zu finden, beneidend Wilhelm und Maria, die beide über alle Wirren der Erde, über alle Streitfragen der Meinung ſo erhaben waren! — —

Digitized by Google

4.

Studien des Liberalismus in Freiburg.

Die Univerſität Freiburg galt eine Zeitlang gewiſſermaßen als das Papſtthum des modernen Liberalismus, durch ihre beiden Profeſſoren von Rotteck und Welcker, die als Lehrer dieſer Hochſchule jetzt in den Ruheſtand verſetzt ſind, ein Opfer, das ſie ihrem landſtändiſchen und publiziſtiſchen Wirken gebracht haben. Beide Männer ſind Charaktere im ſeltenſten Sinne dieſes Wortes, und ihre Namen, auf die Deutſchland ſtolz zu ſein Urſache hat, werden unſterblich ſein als Denkmal des großen Verſuchs, welchen der deutſche Geiſt mit ſich angeſtellt hat, um ſich zu öffentlicher Bewegung zu bilden. Rotteck und Welcker ſind unter einander ſehr verſchiedenartig, ſowohl in ihren Perſönlichkeiten als ſelbſt in ihren Anſichten und Richtungen wie

Digitized by Google

in deren Begründung. Nur der nächſte praktiſche Zweck, welcher jetzt der Geſchichte gewiſſermaßen vor Augen liegt, iſt, außer ihrer perſönlichen Freundſchaft, das gemeinſame Band, das ſie zu einer feſten Stellung zuſammenſtehen läßt. Sonſt, wenn ſie die ihnen gemeinſamen Vorarbeiten überwunden, und es dann in der That ſich um die Verwirklichung des Zieles alles Strebens handelte, würden ſie vielleicht eine große Abweichung von einander darſtellen, die jetzt, wo ſie nur Arm in Arm in den Propyläen des deutſchen Lebens ſichtbar werden, ſich nicht geltend macht.

Rotteck iſt eine kleine gedrungene Geſtalt, von einem entſchiedenen feſten Ausdruck, der aber zugleich in anmuthige und feine Bewegungen überzugehen fähig iſt, und in dieſer Verſchmelzung der Strenge mit der Geſchmeidigkeit gerade das eigenthümlichſte Weſen dieſes Mannes charakteriſirt. Das Hervorſtechende in allen Dingen iſt bei Rotteck der Charakter, und ſo verräth er auch in ſeinem Ausſehen wie in ſeinem Wirken mehr den tüchtigen Charakter als den Denker und Philoſophen, denn was dieſe letztere Seite an ihm anbetrifft, ſo kann man wohl ſagen, daß er durch ſein philoſophiſches Vernunftrecht, mit dem er Alles baſiren will, der Begründung ſeiner Ideen gewiß mehr ſchädlich als nützlich

geweſen. Aber die perſönliche Charakterentſchiedenheit iſt es, welche Rotteck auf eine in Deutſchland ſeltene Weiſe auszeichnet, und die der Betreibung der deutſchen Angelegenheiten in der angeſtrebten Richtung ſo nothwendig war. Mit ſeiner Entſchiedenheit verbindet aber Rotteck zugleich, wie es mir ſcheint, ein eigenthümliches diplomatiſches Talent, nicht nach der innern Seite ſeiner Ideen zu, denn dieſe ſteht an ihm unbeweglich feſt, ſondern nach derjenigen Seite, wo es darauf ankam, dieſe Ideen geltend zu machen und durchzuſetzen wider die Gegenpartei. Dies hat in der Wirkung für die Sache ohne Zweifel häufig ſein Gutes gehabt, und man kann auch fragen, wozu denn den Leuten der Reaction und des legitimiſtiſchen Ultrathums allein die Vortheile der Diplomatie überlaſſen bleiben ſollen? Rotteck's diplomatiſirende Klugheit hat ſich oft in Witz und ſelbſt in glänzende Sophiſtereien gekleidet, um Gegenmeinungen aus dem Felde zu ſchlagen, aber in dem Augenblick eines ſo errungenen Sieges behauptet er auch ſogleich wieder ſeine Republikaner-Schroffheit, mit der er die ihm eigene Meinung aufbaut und begründet. Und es dünkte mich, als vereinigte eben ſein Geſicht und das tiefliegende feurige Auge alle dieſe verſchiedenen Elemente ſeines Charakters, dieſe Beweglichkeit und

dieſen Widerſtand, dieſe Ruhe und dieſe Reizbarkeit, dieſe Milde und Feinheit, dieſe kräftige Entſchloſſenheit und niederblitzende Kraft. Alſo recht ein Geſicht, wie es die Zeit braucht, den Beruf einer hiſtoriſchen Wirkſamkeit ſchon in der ganzen Erſcheinung ausgeprägt.

Seinen dreiundſechzig Jahren nach ſchon ein greiſer Veteran des deutſchen Liberalismus, da er 1775 in Freiburg geboren, alſo zu einer Zeit, wo der Breisgau noch öſterreichiſch war, hat doch Rotteck noch ein ſo jugendlich kräftiges Ausſehen, daß man ihn für einen Vierziger zu halten geneigt wäre, und man kann ſich ſagen, daß eine Lebensaufgabe, wie die ſeinige, welche gewiſſermaßen im Reiche der Ideale verblieben iſt und noch heut nur der Zukunft angehört, länger den Geiſt der Jugend in ihren Kämpfern erhält, und etwas Friſches und Leuchtendes, das von der Sehnſucht und dem Kampf herkommt, über ihre Geſtalten ausbreitet. Der Umſtand, daß Rotteck einmal von Geburt ein Oeſterreicher, und dann, daß er eine Franzöſin zur Mutter hatte, bewirkte vielleicht die eigene Miſchung der Richtungen, die man an ihm ſo charakteriſtiſch wahrnimmt. Namentlich iſt der Oeſterreicher in ihm nie ohne Einfluß geblieben, und hat ſich bloß von dem Vernunftrecht durchdringen laſſen müſſen, wodurch

denn dieſe Temperatur von Oeſterreicher und Radicalem als Niederſchlag geblieben. Alle die öſterreichiſche Liebenswürdigkeit, die Feinheit und Bonhommie der Perſönlichkeit, die Behäbigkeit des Lebensgenuſſes, zum Theil auch eine gewiſſe jenem Naturell angehörige Beſchränktheit in manchen Ideenverbindungen, ſind an ihm in dieſer Beziehung eigenthümlich zu bemerken. Auf der andern Seite beſitzt er das Lebendige, Muthvolle und vom Augenblick Bewegte der franzöſiſchen Natur, obwohl auf ganz unwillkürliche Weiſe, denn man würde ihm ſelbſt wie ſeiner Richtung ſicherlich Unrecht thun, wenn man darin einen abſichtlich franzöſirenden Charakter erblicken wollte. Obſchon Rotteck jetzt damit geendigt zu haben ſcheint, daß er an dem deutſchen Charakter verzweifelt und ihm die Entwickelung zu einem höheren Lebensprinzip nicht mehr zutraut, ſo iſt doch dabei von franzöſiſchen Hinneigungen und namentlich von einer Sympathie für das gegenwärtige Frankreich in ihm keine Spur anzutreffen. Vielmehr muß man Rotteck, wenn man mit ihm über die neueſten franzöſiſchen Verhältniſſe geſprochen hat, einen Franzoſenhaſſer nennen, und er iſt es in Bezug auf dieſe Nation, wie ſie unter der Regierung Louis Philipps daſteht, keineswegs mit Ungerechtigkeit. Wenn er aber auch jetzt antideutſch

Digitized by Google

geworden, aus jenem großen Gram, der dem edelſten und redlichſten Deutſchen auf dem Kirchhoff des Père Lachaiſe die Schlummerſtätte bereitete, ſo glaube ich doch, daß in ſeines Weſens Tiefe Rotteck ein beſtändig liebendes Gemüth für ſeine Nation hat, wie ſelbſt Börne es hatte. Rotteck war mit dem Mark der deutſchen Wiſſenſchaft genährt und dies befeſtigte ſeine Richtungen, daß ſie nicht in die Irrthümer Börne's ſich verlieren konnten; dagegen aber hatte Börne in ſeinem geiſterhaft durchzuckten Nervenſyſtem zu viel prophetiſche Ahnung, als daß er jemals auf die Danaidenarbeit einer landſtändiſchen Wirkſamkeit in deutſchen Kammern ſeine Lebensmühe verwandt haben würde. Börne fing ſchon damit an, womit Rotteck jetzt endigt, doch hat der Eine, mit verzweifelten Mitteln wirkend, auch in Verzweiflung ſich ſein Grab gegraben, während der Andere, am Abende ſeines Lebens die Rüſtung abwerfend, mit der er ſo lange in Kampf und Noth geſtanden, eine Beſiegung erlitten hat, die er ſich als Ehre und Glorie anrechnen kann, und die vielleicht nur ein Waffenſtillſtand iſt, wenn auch, wie es ſcheint, ein ſehr langwieriger. —

In neueſter Zeit iſt Rotteck in gewiſſen Beziehungen in eine Stellung hineingerathen, die entweder eine falſche oder eine künſtliche iſt, oder beides

zuſammengenommen. Dies iſt vornehmlich ſein gegenwärtiges neues Verhältniß zum Katholizismus, wie er es in den cölniſchen Wirren an den Tag gelegt hat, und das ſich in mehrfachem Betracht als ein ſchiefes darſtellen muß, denn obwohl Rotteck durch Geburt und Bekenntniß ein Katholik iſt, ſo konnte ihn doch ſein eigenes religiöſes Bedürfniß unmöglich zu der Stellung bringen, die er durch ſeine bekannte Streitſchrift über den Erzbiſchof von Cöln und das Verfahren der preußiſchen Regierung wirklich in dieſer Frage eingenommen hat. Er ſagt zwar, daß er dieſen religiöſen Handel einfach vom Standpunct des poſitiven Kirchenrechts beleuchtet habe, aber es verbirgt ſich darunter eine verkappte politiſche Oppoſition, die mit der Sache ſelbſt eigentlich nichts gemein haben ſollte, und wodurch ſeine Auseinanderſetzungen getrübt und verzerrt werden. Es mit einer falſchen Sache zu halten, nur um eine perſönliche Gegnerſchaft auszufechten, iſt eine ebenſo unnatürliche als gefährliche Situation, in welche die moderne Geſchichte oft gerade ihre bedeutendſten Charaktere hineindrängt, aber dieſe Falſchheit der Situation fällt jedesmal auf das eigene Haupt des Individuums zurück. Wenn man die verſchiedenen falſchen Poſitionen der Geſchichte betrachtet, ſo muß man ſich für alle Dinge die Lehre

daraus nehmen, daß es nicht nur das Ehrlichſte ſondern auch das Gefahrloſeſte in der Welt iſt, bei einer zweifelhaften Stellung lieber mit den Perſonen zu brechen und die perſönlichen Regungen und Beziehungen aufzuopfern, als mit einer unwahren Sache ſich zu verbinden, da ſowohl die Wahrheit der Sache als ihre rächeriſche Gewalt ſich am Ende mächtiger als alles Uebrige erweiſen. Rotteck ſteht in einer perſönlichen Beziehung zu dem Geiſt der preußiſchen Verwaltung, deren Mißgefühl er hätte aufopfern ſollen, anſtatt es dem Katholizismus und deſſen verrotteten hierarchiſchen Intereſſen zugutkommen zu laſſen. In Süddeutſchland ſtößt man jetzt auf viele Leute und auf ganze Parteihaufen, die den Katholizismus, welcher ihnen vor Kurzem vielleicht noch ein ſpöttiſches Lächeln verurſachte, jetzt auf Einmal als ein Fahnenbild gegen Preußen emporſchwingen, und ihre ganz weltlichen politiſchen Abneigungen geltend machen unter dem Geſchrei des religiöſen Fanatismus und mit der orthodoxen Miene des Kirchenrechts. Es iſt aber unthunlich, einem Staat perſönlich zu zürnen, der wie ein verhülltes Gewächs nur auf einen einzigen Sonnenblitz zu warten braucht, um in eine Blüthe zu treten, die mehr verleiht als der höchſte Aufwand der Oppoſition in den einzelnen Perſönlichkeiten vielleicht ge-

Digitized by Google

forđert hat. Rotteck befindet ſich nicht in einer ganz ſo bizarren Stellung zu dieſer Sache, aber was kann für ihn wohl der Katholizismus als ſolcher bedeuten? Er kann und mag für ſich ſelbſt ein guter Katholik ſein, aber er verwickelt ſich auf eine heilloſe Weiſe mit ſeiner ganzen Vergangenheit, wenn er uns jetzt einen katholiſchen Liberalismus zurechtmacht, welcher am Ende derſelben römiſchen Partei dient, deren heldenmüthigſter Widerſacher Rotteck vordem geweſen. Man weiß ja von ihm, daß er ſelbſt es war, welcher auf der erſten Kammerverſammlung nach der neugegründeten Verfaſſung Badens, im Jahre 1819, die Motion zur Emancipation der katholiſchen Kirche ausbrachte, und den großen Gedanken von der Gründung einer deutſchen Nationalkirche, die unabhängig daſtehe von den Umtrieben römiſcher Hierarchie, in Bewegung ſetzte. Damals gab die Veranlaſſung dazu der Handel mit dem Bisthumsverweſer von Conſtanz, dem Freiherrn von Weſſenberg, welcher in Verein mit Karl von Dalberg reformatoriſch in den katholiſchen Kirchenangelegenheiten gewirkt hatte. Es blieben freilich dieſe Anregungen erfolglos, wennſchon die badiſche Regierung zu jener Zeit die freiſinnigſte Stellung zur katholiſchen Kirche zu behaupten ſuchte. Heut aber, wo in ähnlicher Con-

ſtellation die Frage von einer deutſchen katholiſchen Nationalkirche ſich erneuert, wendet ſich Rotteck unerwartet dem feindlichen Lager zu, und giebt ſich dazu her, für daſſelbe Vorpoſtenplänkeleien zu übernehmen, während er auf der entgegengeſetzten Seite im Haupttreffen ſtehen ſollte. Dieſer improviſirte Katholizismus Rottecks macht jetzt um ſo mehr einen ſeltſamen Eindruck, als es noch nicht ſo lange her iſt, daß er wegen ſeiner Weltgeſchichte von der katholiſchen Partei ſelbſt auf das Heftigſte angefeindet und als ein Antikatholik und arger Ketzer verſchrieen worden. Sein Geſchichtswerk, das den verhängnißvollen Index vermehren half, durfte der katholiſchen Jugend in gewiſſen Gegenden nicht in die Hände gegeben werden, und im Sinne jener Partei mit Fug und Recht, da die Reformation ſich in dieſem Buche ſo vorurtheilsfrei und mit gerechter Würdigung dargeſtellt fand. Auch zeigte ſich Rotteck der Geſchichtſchreiber ſtets als ein Bewunderer Joſephs II. und feierte gerade die entſchiedene und freie Stellung, welche ſich dieſer Kaiſer Rom gegenüber begründete, und deren unverkennbare Vortheile Oeſterreich zum Theil heut noch genießt. Der jetzige Rotteck'ſche Katholizismus iſt jedoch nur eine Demonſtration, und wird hoffentlich wieder verſchwinden, wie andere künſtliche Demonſtrationen, zu denen

ihm früher ſogar die Weltgeſchichte das Relief abgeben mußte, aus ſeinem großen Geſchichtswerk ſelbſt verſchwunden ſind. Rotteck beſaß nämlich von Anfang an eine eigenthümliche Art, die Tagesſtimmung in die Geſchichte hineinzutragen, indem er Geſchichte ſchrieb nicht nur mit Rückſicht auf Recht und Politik, ſondern auch um die Angelegenheit der nächſten Gegenwart dadurch zu verfechten. Sein mehr politiſches als hiſtoriſches Naturell macht ihn auch in der Geſchichtſchreibung häufig bloß zum parlamentariſchen Redner, der, freilich immer aus großen und edlen Abſichten, die Dinge in ein Licht rückt, wie ſie zu einem momentanen Zweck ſcheinen und wirken ſollen. Die Gewalt ſeines Charakters, der beſtändig von dem Reiz des fortſchreitenden Lebens pulſirte und gedrängt wurde, ließ ihn in der Geſchichte immer den ſubjectiven Stachel empfinden, und verhinderte ihn, ſich ganz an die Objectivität der Geſtalten und Verhältniſſe gefangen zu geben. Solche zeitgemäße und zeitgeiſtige Behandlungen gewiſſer Geſchichtsepochen müſſen aber auch dann wieder mit der Zeit verſchwinden. Dies weiſen die verſchiedenen Auflagen der Rotteckſchen Weltgeſchichte nach In der erſten Auflage dieſer Weltgeſchichte, die zur Zeit der Univerſal-Tyrannis Napoleons geſchrieben wurde, iſt beſonders die alte Geſchichte

Digitized by Google

merkwürdig. Damals, wo nicht nur alle offene Beſprechung der Tagesangelegenheiten in Deutſchland verboten war, ſondern auch ſchon jede hiſtoriſch freie Aufrollung der neueſten Geſchichte Gefahr bringen konnte, trieb Rotteck allen Groll und alle Anklage des Tages in die alte Geſchichte zurück, und ſchleuderte von ihr aus mit deutlichen Mahnungen an die Gegenwart ſeine Blitze, welche in die nächſte Nähe treffen ſollten. Oft gab er auch in ſeiner Geſchichte durch die eigenthümliche Behandlung einzelner Thatſachen Antwort auf perſönliche Beziehungen des Tages, und verfocht in einem längſt vergangenen Ereigniß die Intereſſen ſeiner Partei oder die eigenen Leiden und Vortheile. Dies bezeichnet ihn als einen Charakter, den man auch in ſeinen Büchern mehr einen Mann der That, als einen Mann des organiſirenden Gedankens nennen muß. Seine Schriften ſind Handlungen, und ſein Griffel iſt ein zweiſchneidiges Schwert, das ſtets zu ſiegen trachtet. Bei einer ſolchen Geſchichtſchreibung, die auf den praktiſchen Erfolg ausläuft, wird zuweilen der Hiſtorie eine künſtliche und aus fremden Elementen gemiſchte Seele eingeſetzt, aber da der praktiſche Zweck auch wieder ein ideeller iſt, und mit den höchſten Zwecken der Menſchheit übereinkommt, ſo wird die Illuſion dabei immer auf einer

Digitized by Google

urſprünglich edeln und ſchönen Miſchung der Lichter beruhen.

So ſollte denn auch die öſterreichiſche Miſchung, die in Rottecks Weſen verborgen lag, noch am Ende ſeiner Laufbahn in einer eigenthümlichen Situation wieder hervorbrechen und ſogar als von einer Art der Bekehrung über ſich reden machen. Dies iſt die Zuſammenkunft, die Rotteck in dieſem Jahre mit dem Fürſten Metternich in Wien gehabt, und die man theils als eine merkwürdige Begebenheit betrachtet hat, wie ſie es in gewiſſer Hinſicht auch wirklich iſt, theils durch den Leumund der Journale zu einem unglaublichen Märchen entſtellte Wenn man darin eine Annäherung und Hingebung Rottecks an öſterreichiſchen Einfluß erkennen wollte, ſo iſt das ebenſo falſch als wahr, und das Wahre dürfte auch nur inſofern dabei zu Tage liegen, als hier der etwas ironiſche Zufall eine ganz unwillkürliche Situation vermittelt hat, durch welche ſich mit dem Reiz, mit dem ſich alle entſchiedenen Gegenſätze berühren, auf das Leiſeſte eine Sympathie andeutete, an deren thatſächlicher Ausbildung unter gewiſſen Umſtänden ſich vielleicht nicht zweifeln ließe. Wenn Combinationen in Deutſchland eintreten ſollten, unter welchen Rotteck durch Hingebung an den öſterreichiſchen Einfluß einen andern

Digitized by Google

ihm feindlich und verderblich geltenden zurückſchlagen könnte, ſo würde er vielleicht jener Sympathie, von der er nur durch Geburt und Naturell einige allgemeine Züge an ſich trägt, freien und vollen Lauf laſſen, und dadurch, da mit ſeinen eigenſten Prinzipien zu brechen ihm doch unmöglich iſt, wiederum in eine ſolche künſtlich gemiſchte Stellung hineintreten, die wie ein Schickſal über ſeinem Haupte zu ſchweben ſcheint. Rotteck hatte ſeltſamer Weiſe ſchon immer Urſache, in perſönlichen Beziehungen mehr mit Oeſterreich als mit andern deutſchen Staaten zufrieden zu ſein, beſonders was die Duldung ſeiner Schriften anbetrifft. Dieſe ſind zwar in Oeſterreich verboten, wie dort vorausſetzungsweiſe jedes ins Land kommende Buch es iſt, aber es iſt doch erlaubt, ſie gegen Revers, wie man daſelbſt ſagt, zu beziehen, und dies geſchieht mit ſo außerordentlich reger und ungehinderter Theilnahme, daß es vielleicht keinen andern deutſchen Staat giebt, in dem nicht nur Rottecks allgemeine Geſchichte, ſondern auch namentlich ſein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswiſſenſchaften in ſo zahlreichen Exemplaren verbreitet wären als dort in den öſterreichiſchen Landen. Dies und Anderes hinzugenommen, begreift man wenigſtens das Verführeriſche der Situation, von der ich hier reden will,

Digitized by Google

und die in den deutſchen Journalen ſo falſch und zweideutig beſprochen worden. Man hat geſagt, Rotteck ſei nach Wien gegangen, um ſich von Metternich gewinnen zu laſſen, und habe zunächſt die Auszeichnung, die ihm dort widerfahren, als Handgeld hingenommen. Metternich mag wohl alle Urſache haben, ſich für den Unwiderſtehlichen zu halten, er, der größte Menſchenkenner und Menſchenverächter zugleich, und wenn man von einer Situation hört, die er mit ſeiner Alles überwindenden Geſchmeidigkeit gruppirt hat, ſo kann da wohl unwillkürlich der Gedanke mitunterlaufen, es ſei von einer Abſicht des Gewinnens im Hintergrunde die Rede, denn es giebt in ſolchen Perſönlichkeiten, die offen und frei der Schwäche der menſchlichen Charaktere gegenübertreten, eine gewiſſe ätzende Liebenswürdigkeit, die jeden ſpröden Widerſtand doch zuletzt abſchleift. Aber Rotteck's Charakter, ein hartkantiger Diamant, kann wohl durch Reiben, wie es die Eigenſchaft dieſes Edelſteins iſt, in einen elektriſchen Zuſtand gerathen, ſchwerlich aber ſein ganzes Weſen danach verändern. So hat er es auch ruhig geſchehen laſſen, wie Ununterrichtete dies Zuſammentreffen entſtellt haben, und in welchen Dingen wären auch wohl deutſche Journale und Zeitungen gut unterrichtet? Einem Manne ſeiner

Art muß es freilich gleichgültig ſcheinen, falſche Anſichten über ſich verbreitet zu ſehen durch Organe, die man nur noch zum Spott Organe der öffentlichen Meinung nennen kann, denn es ſtände ſchlimm mit Deutſchland, wenn es von den Kleinkrämerintriguen dieſes moraliſch verkommenen Journalismus abhinge, den Ruf eines ausgezeichneten Mannes zu begründen und zu beweiſen. Aber einige Bemerkungen über den wahren Hergang jener Sache dürften ein tagesgeſchichtliches Intereſſe haben.

Rotteck begab ſich in der Mitte dieſes Sommers nach Wien, lediglich in der Abſicht, ſeinen Sohn, der als junger Arzt die dortigen mediziniſchen Anſtalten beziehen wollte, zu geleiten, und es war ihm wohl nichts weniger in den Sinn gekommen, als den Fürſten Metternich dort zu ſehen. Vielmehr hatte er ſich für ſeinen Aufenthalt in Wien auf die größte Zurückgezogenheit eingerichtet und lebte eine Zeitlang ziemlich abgeſchnitten in der Leopoldſtadt, wo er eingemiethet war. Die Aufforderung, Metternich zu beſuchen, kam ihm durch dieſen ſelbſt, nachdem Rotteck dem Anliegen eines dem Fürſten naheſtehenden Mannes, es ſogleich nach der Ankunft zu thun, lange widerſtanden, obwohl man ihm geſagt, daß ſich Metternich wundern dürfe, zu hören, daß Rotteck in Wien geweſen, ohne ihm

einen Beſuch gemacht zu haben. Von den Heroen zweier Gegenſätze, die ſich ebenbürtig ſind an Größe und Adel der Richtung, erwartet man wohl auch mit Recht eine freundliche und achtende Begrüßung bei allem entſchiedenen Gegenüberſtehen, und man würde ſich nicht wundern, ſie im Angeſicht ihrer feindlichen Heere die Rüſtungen vertauſchen zu ſehen, gleich jenen beiden trojaniſchen Kämpfern. Wenn es auch darauf nicht abgeſehen war, ſo tritt doch eines Tages Herr von Pilat im Auftrage Metternichs in Rotteck's Zimmer, und ladet ihn zu einem Beſuche des Fürſten auf eine beſtimmte Stunde ein. Die Zuſammenkunft, die zuerſt in der Stadt wegen geſchäftlicher Störungen mißglückte, fand auf dem Landgute Metternichs in allem Behagen und mit größter Ungezwungenheit Statt. Rotteck ward außerordentlich freundlich empfangen, und das Geſpräch lenkt ſich ſogleich auf die Politik. Metternich beginnt lächelnd damit, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und glänzenden Lebens, zu vertheidigen, und es dem des modernen Liberalismus gegenüber zu rechtfertigen. Er erklärt ſein Prinzip der Stabilität als durch die pſychologiſchen Bedingungen des menſchlichen Geiſtes und des Volksgeiſtes ſelbſt gegeben. Gegen den Liberalismus aber ſpricht er ſich mit Entſchiedenheit aus als

Digitized by Google

gegen ein Heuchelſyſtem, das eigentlich Doctrinarismus ſei, und das ſich ſtets hinter Unbeſtimmtheiten verſtecke. Er wiſſe den Unterſchied zu machen zwiſchen dem Liberalismus und dem Radicalismus, welcher letztere ihm eigentlich viel lieber ſei als der erſtere, weil er ſich ſo greifbar zeige, daß man wiſſe, woran man mit ihm ſei: eine Bemerkung, welche ſich aber die Radicalen wohl ſchwerlich als eine Gunſt auslegen werden, da dieſe Gunſt nur ein Mittel wäre, ihre Perſonen deſto leichter verſchwinden zu machen. Im andern Sinne aber ſelbſt ein Liberaler zu ſein, möchte auch Metternich nicht in Abrede geſtellt wiſſen, wobei Einem einfällt, daß ſich auf der andern Seite auch Rotteck einmal in der Kammer mit demſelben Recht einen Conſervativen nannte. Rotteck nun unternahm es ſeinerſeits ebenfalls, ſein politiſches Syſtem, das Syſtem eines langen und ehrenvollen Lebens, zu vertheidigen und dem Heros der Stabilität gegenüber das Prinzip des Liberalismus zu verfechten. Wenn dieſe Andeutung genügen muß, um nur die Richtung zu bezeichnen, in welcher ſich die Zuſammenkunft Rotteck's mit Metternich bewegte, ſo läßt ſich doch daraus ermeſſen, welche intereſſante Lichter auf den gegenwärtigen Zuſtand der Parteien und Meinungen in Deutſchland fallen würden, wenn man die Un-

Digitized by Google

terredung beider Männer vollſtändig beſäße oder zu ihrer Veröffentlichung ein Recht hätte. Es würde ſich daraus mancher Aufſchluß über rückgängige Bewegungen und Anomalien der Zeit ergeben, und der moderne Geiſteszwang, den fortwährend zu beſtürmen ein Hauptverdienſt Rotteck's iſt, ließe ſich nicht als ein alleinſtehendes Krankheitsphänomen, ſondern im Zuſammenhange mit dem ganzen angegriffenen Organismus und ſeinen andern leidenden Theilen erkennen. Zugleich müßten ſich beziehungsreiche Bemerkungen einflechten über das Verhältniß des Fürſten Metternich zum Kaiſer Franz, die beide zuſammen ein wahrhaft und organiſch zu einander paſſendes Paar abgegeben, und in dieſer Gruppe, die ſie bildeten, eine ſo merkwürdige und verhängnißvolle Phaſe des modernen Geſchichtslebens bezeichnen. — —

Rotteck lebt ſein Daſein in einem behaglichen und glücklichen Alter aus, umgeben von einer zahlreichen Familie, in der ſich alle Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des ſüddeutſchen Charakters vereinigt. Man trifft ihn in großen Räumen behäbig eingerichtet, ſein Studirzimmer, das man nicht leicht ebenſo geräumig bei einem andern Gelehrten findet, iſt ein großer Saal, in dem man ſich mit aller Freiheit dem Prinzip der Bewegung überlaſſen

kann. In ſeinem Geſellſchaftszimmer ſieht man eine Aufſtellung aller der Ehrenbecher und Pokale, die, gewiſſermaßen die Armaturen und Kriegszierrathen des Liberalismus, Rotteck bei verſchiedenen feierlichen Gelegenheiten, namentlich bei der Heimkehr von den Landtagen empfing. In ſeiner Rede iſt Rotteck immer lebendig und anziehend, und erſetzt durch die innere Springkraft, was ihm das ungünſtige und oft undeutliche Organ verſagt, welches letztere ihn auch in der ſtändiſchen Kammer, wo man ſeinen leiſen und doch mächtigen Worten ſtets mit der größten Aufmerkſamkeit zu lauſchen pflegte, niemals an ſeinem Einfluß gehindert hat. Im Geſpräch überraſcht Rotteck oft durch frappante Aeußerungen, die, leicht und gefällig hingeworfen, nicht ſelten ihren ſcharfen Stachel in ſich verbergen. So erinnere ich mich, daß bei einem Austauſch von Bemerkungen über die Amneſtie, welche eben der in der Lombardei gekrönte Kaiſer Ferdinand erlaſſen, Rotteck die Freude, welche über die edle Unbegränztheit derſelben geäußert wurde, lange ruhig anhörte, und ſich endlich, gewiß mit dem größten Recht, folgendermaßen darüber ausſprach: man ſehe, wie weit wir herabgewürdigt und demoraliſirt ſeien, daß man ſich über etwas freuen müſſe als über ein Außerordentliches, das doch nur eine Handlung der

Menſchlichkeit ſei, die ſich eigentlich ganz von ſelbſt verſtehe, und zu allen Zeiten durch die einfachſte Humanität geboten worden ſei. *) — Wie richtig dies aber auch von Rotteck bemerkt ſei, ſo bleibt es

---

*) Es iſt bemerkenswerth, daß mit dieſer einfachen, freien und natürlichen Auffaſſung einer politiſchen Amneſtie Metternich ſelbſt vollkommen übereinſtimmt, denn in einem ſeitdem durch die Zeitungen kundbar gewordenen Briefe, welchen der Fürſt Metternich an den bekannten heſſiſchen Deputirten E. E. Hoffmann gerichtet, ſagt er über die mailänder Amneſtieertheilung wörtlich Folgendes: — „Der Kaiſer hat einen Act der Gnade zu Gunſten reumüthiger und verirrter Unterthanen erlaſſen. Er konnte dies im vollen Gefühle ſeines Rechtes wie ſeiner Kraft, in Mitten eines durch Ordnung, Gerechtigkeit und Milde belehrten, der Monarchie treuergebenen Volkes! Wenn der Act des 6. September die öſterreichiſche Staatsverwaltung wirklich höher in der öffentlichen Meinung ſtellen ſollte, ſo würde dies wohl nur die Folge einer bedauerlichen Unkenntniß der wahren moraliſchen Lage des Kaiſerreiches ſein; eine Unkenntniß, von welcher wir allerdings im Falle ſind, häufige Beweiſe einzuholen, welche aber nicht minder bewährt, wie ſehr in unſerer Zeit das Geſchichtliche und ſomit das Thatſächliche durch ſchale Polemik und Kämpfe auf dem Felde der Abſtractionen verkümmert, wo nicht gar verdrängt wird! Der Act vom 6. September gehört in unſerm Regierungsſyſtem keineswegs zu den außerordentlichen, und noch viel weniger zu denen, welche auf den Effect berechnet wären. — —“

Digitized by Google

doch immer, wenn man unſere Zeit und uns ſelbſt betrachtet wie wir einmal ſind, etwas Außerordentliches, wenn ein offener Schritt unter uns geſchieht, der auch die andern Staaten herausfordert, hinter den Anforderungen der Menſchlichkeit des Jahrhunderts nicht ganz zurückzubleiben! —

Eine der weſentlichſten Beſchäftigungen Rottecks bildet gegenwärtig das Staats-Lexicon, an dem er, ſowie ſein Freund Welcker, mit den Hauptartikeln betheiligt ſind, und das jetzt, obwohl in einer durch Erfahrungen und Zeitumſtände geſteckten Gränze, den Vereinigungspunct abgiebt, welchen früher Rotteck und Welcker auf den Landtagen und in den gemeinſam herausgegebenen Zeitſchriften für ſich und den Kreis ihrer Freunde und Meinungsgenoſſen fanden. In dieſer Arbeit bethätigt ſich zugleich vor dem Publikum ein Freundſchaftsverhältniß beider Männer, das um ſo erfreulicher und heilbringender iſt, als es zum Beſten der Sache und der Ideen aus früherer Gegnerſchaft ſich zu dieſem feſten Bund erhoben hat. Denn als Welcker, nach ſeiner bekannten demagogiſchen Verdächtigung in Bonn, deren Geſchichte er ſelbſt actenmäßig dargeſtellt hat, von ſeiner dortigen Profeſſur zurücktrat, und auf den an ihn ergangenen Ruf an die Univerſität von Freiburg kam, ſchien die Verſchiedenheit, die zwiſchen ihm

Digitized by Google

und Rotteck grundthümlich obwaltete, auch in der perſönlichen Beziehung keineswegs ein freundliches Verhältniß zuzulaſſen. Nur die Stimmung der Julirevolution und der neue Aufſchwung, welchen im Jahre 1831 das conſtitutionelle Leben in Baden nahm, brachten eine Annäherung unter zwei Männern hervor, welche gemeinſam zu wirken und einander zu ergänzen berufen waren.

Welcker iſt eine große achtunggebietende Geſtalt, noch in den vierziger Jahren, und hat ein mildes, redlich meinendes, ſinnendes Geſicht, mit ſchönen blauen Augen, die oft einen frommen und religiöſen Ausdruck haben. Man könnte Welcker nicht beſſer bezeichnen, als wenn man ihn den Denker und Philoſophen des modernen Liberalismus nennt, und hierin liegt zugleich ſein Gegenſatz von dem einſeitigeren Rotteck zu Tage, den er in der theoretiſchen Durchdringung der Gegenſtände und Richtungen immer übertreffen wird, wie dieſer ihn in der praktiſchen Handhabung derſelben. Ferner beſitzt Welcker eine mehr poſitive Anſicht von Preußen und der fortdauernden Bedeutſamkeit dieſes Staats für die deutſchen Verhältniſſe überhaupt, und theilt in ſeiner entſchieden proteſtantiſchen Richtung weder die öſterreichiſchen noch die katholiſchen Sympathien ſeines Freundes Rotteck, wie auch immer es beſchaffen

ſein möge mit dem Katholizismus des letzteren. Bei Welcker herrſcht ein rein chriſtliches Fundament vor, auch in ſeinem Verhältniß zur Zeit, indem er ſelbſt ſeinen Liberalismus auf chriſtlicher Grundlage aufzuführen geſucht hat, und, ein proteſtantiſcher La Mennais, obwohl ſonſt hinlänglich von ihm verſchieden, doch wie dieſer die Vereinigung des Liberalismus und der Freiheit mit dem Chriſtenthum als in deſſen urſprünglichſter Natur gegeben behauptet. In dieſem Sinne iſt das Ideal ſeines Lebens die Entwickelung eines chriſtlich-germaniſchen Staatsrechts, zu dem auch ſein bekanntes Werk die Grundelemente geliefert hat, obwohl man nicht ſagen kann, daß eine organiſche Einheit der Anſchauung in Bezug auf Staat und Geſetzgebung daraus hervorſpränge. Vielmehr entſteht eine Miſchung von modernen Gedanken mit alten Traditionen, von einer durch das Chriſtenthum eingefriedigten Lebenseinheit des Mittelalters und von neumodiſcher conſtitutioneller Praxis, welcher Miſchung man zwar eine gewiſſe geiſtige Größe und Wahrheit nicht abläugnen kann, deren Realität und Verwirklichung aber zu ungewiß iſt, um ſich Troſt für die Gegenwart oder Glauben an die Zukunft daraus zu entnehmen. Welcker iſt indeß kein Träumer, oder wenn er es iſt im höheren Sinne des Wortes, ſo

Digitized by Google

verbindet er doch damit zugleich den praktiſchen Muth, ſeinen Gedankenbildern eine Stelle im Leben zu erkämpfen. Auch in der praktiſchen Wirkſamkeit dieſes edlen und ausgezeichneten Mannes iſt freilich immer das Gemüth vorherrſchend geweſen, und dies hat ihm ſowohl den heiligen Ernſt und Eifer, mit dem er überall aufgetreten, als auch die Heftigkeit und den Ungeſtüm, womit er oft ſeine Sache verfolgte, verliehen. Seine Parteigenoſſen, und ſelbſt Rotteck, haben ihm häufig zum Vorwurf gemacht, daß er durch Mangel an Mäßigung und durch ſeine zu leidenſchaftliche Hingebung an das Volksintereſſe dem nächſten Zweck der Sache geſchadet habe, aber dies widerfährt oft Gemüthsmenſchen ſeiner Art, die in der Regel mehr innere Haltung und Würde in ſich ſelbſt beſitzen als alle übrigen, aber, weil ſie Alles mit der Gewalt des Gemüths auffaſſen und ergreifen, dadurch nicht ſelten der Leidenſchaft des Augenblicks zu dienen ſcheinen. Hingeriſſen von der Bewegung ihrer Seele, die auf ihr inneres Recht und auf ihre eigene Lauterkeit vertraut und darum ſo rückſichtslos iſt, vergreifen ſie ſich oft in den Formen und Worten ihres Auftretens, und laufen Gefahr, daß ſelbſt der Unbedeutendſte, bloß weil er kälter geblieben, ſie meiſtert. Welcker hat aber auch in praktiſchen Dingen oft die glorreichſten Erfolge

Digitized by Google

davongetragen. Er erſchien zuerſt als ſtändiſcher Deputirter auf dem merkwürdigen Landtag von 1831, der, nach langer Verdunkelung alles Verfaſſungslebens und nach einer Periode der Niederdrückung des öffentlichen Geiſtes überhaupt, zum erſten Mal wieder aus volksthümlichen Wahlen hervorgegangen war und ſein Daſein dem Regierungsantritt des conſtitutionell geſinnten Großherzogs Leopold verdankte. Welckers Beredſamkeit in der Kammer zeichnete ſich beſonders durch die Gründlichkeit und Ausführlichkeit der Erörterung aus, und wenn er darin zuweilen ein Uebermaaß that, ſo ſoll auch dies nicht ſelten dazu beigetragen haben, ſeinen Gegnern den Raum zur Ausführung ihrer Schlachtreihen zu benehmen. Jener Landtag aber vom Jahre 1831, auf welchem Welcker beſonders ſeine berühmten Motionen auf vollſtändige Preßfreiheit und auf eine den Nationalrechten gemäße Entwickelung der organiſchen Einrichtung des deutſchen Bundes ausbrachte, war eine kurze Blüthe und ein kurzer Rauſch des deutſchen conſtitutionellen Liberalismus. Dieſe Bewegungen hatten die bekannten Bundesbeſchlüſſe vom Junius und Julius 1832 in ihrem Gefolge, und die ſpäteren Landtage geſtalteten ſich immer mehr unter dem Einfluß dieſer Reaction gegen das conſtitutionelle Leben, bis man endlich jetzt dahin ge-

Digitized by Google

kommen iſt, nur noch wie an einen Traum oder wie an ein längſtverklungenes Märchen zurückzudenken an jene Tage, wo in Deutſchland die laute Rede erſchollen war von allen den hohen Dingen, die ſich Verfaſſungsmäßigkeit, volksthümliche Wahlen, Preßfreiheit, geſetzliche Steuerverweigerung, Miniſterverantwortlichkeit, und ſo weiter, nannten. Der von Rotteck und Welcker dargeſtellte Liberalismus gilt jetzt ſelbſt bei vielen Liberalen für etwas Veraltetes, und bei den Stabilen für ein nicht mehr zu fürchtendes Phantom. Auf den beſiegten Liberalismus muß man jetzt den bekannten Vers anwenden: **victrix causa diis placuit, sed victa Catoni!** Die Liberalen ſelbſt haben Vieles dazu beigetragen, den Liberalismus für jetzt zu einer beſchimpften und verlornen Angelegenheit zu machen, nicht bloß durch ihre Uebertreibungen, ſondern auch durch ihre zahlreichen Bekehrungen und Sinnesänderungen, die in ihren Reihen vorgefallen und faſt niemals mit Würde, meiſtentheils mit einem ekelerregenden Cynismus vollbracht wurden. Indeſſen wird man doch niemals dem conſtitutionellen Liberalismus, wie man auch jetzt von ihm denken möge, den Werth abſtreiten können, die nothwendige Durchgangsſtufe der modernen Staatenbildung zu ſein, und ſein pädagogiſches Verdienſt um die Volksentwickelung wird

Digitized by Google

ſtets größer befunden werden als die in ihm liegende Sünde der Negation. Was an dem Liberalismus ächt und wahr geweſen, wächſt noch heut geſchichtlich weiter mit der entſchiedenſten Sicherheit, ſollte es auch auf der entgegengeſetzten Seite, und in ganz andern Formen, als man gedacht hat, in Blüthe und Frucht treten. Für den Zweck der Geſchichte, welcher die Freiheit des Menſchengeſchlechts iſt, giebt es keine ausſchließlichen Formen, um dieſelbe zu verwirklichen, und es iſt auch kaum zu glauben, daß die conſtitutionelle Form ſchon die poſitive Darſtellung dieſes größten Endzwecks ſei. Welcker ſelbſt, obwohl ein Hauptrepräſentant des conſtitutionellen Liberalismus, hat dieſen Glauben an den productiven Reichthum der geſchichtlichen Formen, wonach man ſich beruhigen kann bei jeder Form, wenn ſie nur den Inhalt der Freiheit darſtellt. Rotteck, in Deutſchland der conſequenteſte Vertreter des mit republikaniſchen Inſtitutionen umgebenen Monarchismus, dürfte darin weniger beweglich und weniger gläubig ſein an die Zukunft der Geſchichte, an den guten Willen des Schickſals, dem andere ſorgloſe Naturen Alles anheimſtellen. — —

5.

Eintritt in die Schweiz.

Mit Herzklopfen und höher gehobener Bruſt tritt man in das Land der Alpen ein, und trachtet ſehnſuchtsvoll danach, den erſten Gruß von jenen himmelhohen Häuptern zu empfangen, in welchen ſich die Natur ihre ewigen Münſter aus Schnee und Eis hingeſtellt hat, und die nicht weniger ein unerklärliches Gefühl von Andacht in des Menſchen Gemüth erwecken, als die andern Dome Gottes, die zu einem abſichtlich religiöſen Zweck über der Erde ſich wölben. Eine Wehmuth miſcht ſich in das Verlangen nach jener hohen Einſamkeit der Gletſcher, die bald wie weiße Roſen der Unſchuld am Himmel flattern, bald in ein ſo wunderbar glänzendes und verlockendes Farbenſpiel ſich kleiden, daß es iſt, als könne man nicht länger fern von ihnen wei=

Digitized by Google

len, und als fühle man ſich von ihrem Zauber hinaufgehoben in dieſen großen Frieden der Natur, der in aller Wildheit doch die ſeligſte Entfernung von jedem phyſiſchen und moraliſchen Leiden der Menſchheit darſtellt: ein kühler Himmel von Schnee mitteninnen zwiſchen der heißen mühevollen Erde und dem fernen ungewiſſen Himmel oben. Oft ſind ſie aber auch trotzig wie alles Titanengeſchlecht, und verweigern durch die Nebel und Dünſte, die ſie über das ganze Land ausſenden, hartnäckig jeden Zutritt zu ihren Höhen. Sie ſind die Götter und zugleich die Kobolde des Landes, und kein Wanderer durch die Schweiz darf ſich rühmen, ganz ungeneckt und unverhöhnt von ihnen geblieben zu ſein, was wir denn auch zur Genüge erfuhren. —

Die beiden Eintritte in die Schweiz, entweder von Baſel oder von Schaffhauſen, bieten faſt gleiche Vortheile dar, um raſch zu dem eigentlichen Kern des Schweizerlebens und der Schweizernatur vorzudringen. Um den allmähligen Uebergang und Niederſchlag des Süddeutſchen in das Schweizeriſche zu beobachten, dürfte jedoch der Weg über Schaffhauſen vorzuziehen ſein, der auch im Verfolg eine mannigfaltigere Abſtufung und Gruppirung des Landescharakters gewährt. Baſel, das ich erſt bei einer ſpätern Wanderung auf einem

Digitized by Google

Rückwege von Frankreich berührte, ſtellt ſchon in jeder Hinſicht eine ſelbſtſtändigere Abgränzung gegen Deutſchland dar, und hält die ſchweizeriſche Eigenthümlichkeit mit einer Starrheit feſt, als käme es gerade an dieſem Punct recht darauf an, den Gegenſatz gegen den deutſchen Charakter zu behaupten. In Baſel, wie ſehr es auch gegen frühere Zeiten an Leben und Bevölkerung verloren, liegt doch noch aller Reichthum und aller Stolz der ganzen Schweiz aufgeſtapelt, und ſelbſt das ariſtokratiſche Bern hat nie mit dem Patrizierthum Baſels an Gewalt und Glanz wetteifern können. Stolz und ernſt wie der Münſter von Baſel iſt anſcheinend auch der Charakter ſeiner Bewohner, und wenn man dort durch die ſtillen Straßen wandert und im grünen Rhein das Spiegelbild verfolgt, welches die maleriſch umhergeſtreuten Häuſer hineingeworfen haben, fühlt man ſich von einem träumeriſchen Quietismus umfangen, der die Atmosphäre der ganzen Stadt zu bilden ſcheint. Aber wie überall, ſo macht ſich auch gleich der Gegenſatz geltend, und mit dem Pietismus und Quietismns contraſtirt in dieſer Stadt der coloſſalſte Luxus, ſchimmerndes Wohlleben und prunkender Genuß des Augenblicks.

Während in Baſel alle Elemente des Schweizerlebens, namentlich aber das ariſtokratiſche, in ihrer

ſchärfſten und ſchroffſten Ausbildung erſcheinen, zeigt ſich in dem Canton Schaffhauſen ein ganz anderer Gränzcharakter, der noch Vieles von der ſüddeutſchen Geſchmeidigkeit an ſich trägt. Auch die Mundart nähert ſich hier noch mehr den ſchwäbiſchen Lauten an als den ſchweizeriſchen, obwohl von den letzteren ſchon manche rauhe Gaumenlaute heraustreten und die Einwirkung der eigenthümlichen Gebirgsnatur verrathen. In dem friedlichen Städtchen Schaffhauſen gewöhnt man ſich durch die gemüthlichſten Anfänge allmählig an Land und Leute der Schweiz. Die Schaffhauſener ſind gute bürgerliche Seelen und haben ſich als ſolche in der geſammten Schweizergeſchichte bewährt. Sie haben nie etwas Großes gethan, aber auch nie etwas Schlimmes, und beſitzen eine gute volksthümliche Verfaſſung, unter der ſie in Frieden und Eintracht leben. An der Geburt des großen Johannes von Müller, der unter ihnen das Licht der Welt erblickte, ſind ſie eben ſo unſchuldig, als ſie an dem gewaltigen Rheinfall unſchuldig ſind, der dicht vor ihrer Stadt in göttlicher Wildheit durch die Felſenzacken ſchäumt. Nur mit dem Unterſchied, daß ſich der Rheinfall mehr Verdienſte um Schaffhauſen erwirbt, als ſich Schaffhauſen um ſeinen Johannes von Müller erworben hat, dem es nichts als eben

die nackte Geburt verliehen, während dagegen der Rheinfall dem ihm zu Liebe angelegten Städtchen Schaffhauſen nicht nur die Geburt gab, ſondern ihm auch noch heut durch das Leben und Treiben, das von ihm ausgeht, faſt das tägliche Brot bereitet. Vor dem Rheinfall lichtete ſich uns zum erſten Mal das trübe Wetter wie aus Mitleid mit uns, die wir ſo lange danach geſchmachtet hatten, und funkelnde Abendſonnenlichter flochten ſich in die weißen Schäume ein, und gaben dem ſtürzenden Fluß ſeine prächtigſte Glorie. Alle Kraft und Maſſe ſeiner Fluthen bietet der Rhein hier auf, um des trotzigen Felſendammes Herr zu werden, und er beſiegt ihn mit dem begeiſterten Ungeſtüm und zugleich mit dem königlichen Anſtand eines Helden, aber ſobald er ſich ſiegestrunken mit allem Frohlocken und wilden Jauchzen ſeiner Waſſer in die Tiefe hinuntergeſtürzt hat, ſieht man ſeine Welle wieder von einer Kryſtallklarheit und durchſichtigen Ruhe erglänzen, die ſo ſchön iſt, daß ſich nichts mit ihr vergleichen läßt. Dies iſt aber des wahren Helden Art, daß er nach überſtandener Schlacht wieder mild und klar ſich zeigt wie ein Kind, welches zwiſchen Blumenhecken fröhlich hintändelt. So iſt auch der Rhein, nachdem er bei Schaffhauſen ſeinen ebenen Lauf wiedergewonnen, und ſeine grüne Fluth, die

Digitized by Google

nur erfriſchter und jugendlicher noch ausſieht nach der rieſenhaften Anſtrengung, hat ſich ſo geklårt, daß ſelbſt ihre innerſte Tiefe wie zur Oberflåche geworden und der ganze Waſſerſpiegel nur ein flůſſiger Kryſtall zu ſein ſcheint, ůber den kůhlende Luftſtrőme und zuweilen ſelbſt ein eiſiger Hauch dahinfahren, als wollten ſie ihn zu feſtem Marmor verdichten. Man mag den Rhein auf ſeinem folgenden Lauf oder auf ſeinem frůhern ſehen, wo man will, man wird ihn nirgend wieder ſo ſchőn und friſch und mit dieſem jungfråulichen Schimmer angethan finden, als hier bei Schaffhauſen, wo er nach ſeiner heißen Felſenarbeit wieder in ſtille Harmonie ſich taucht und gegen die Schőnheit der heftigſten Bewegung nun die Schőnheit der Ruhe ſtellt.

Der in der Mitte des Waſſerſturzes noch emporragende und von einigem Baumgeſtrůpp umrankte Felskegel, gegen welchen die Brandung noch lange vergebens anſtůrmen wird, hat őfters Veranlaſſung gegeben, in den Waſſerfall hineinzufahren, worauf die Schiffer des Ortes zur Erlangung einer guten Belohnung ſich ziemlich ſicher eingelernt haben. Man erzählte uns, daß einige Tage vor unſerer Ankunft zwei Franzoſen dieſen Felskegel erſtiegen und dort die weiße bourboniſtiſche Fahne aufgepflanzt håtten, am andern Tage aber ſei dieſe ver-

ſchwunden geweſen und man habe an ihrer Stelle das Tricolor von dem Felſen herab flattern ſehen. So ſind dieſe Franzoſen. Selbſt im Angeſicht der erhabenſten Natur vergeſſen ſie ihre ſelbſtſüchtigen Abſtractionen nicht, die ſie aus den Zerwürfniſſen der Geſellſchaft mitgebracht, und zu denen ihnen alles Andere in der Erſcheinungswelt nur als Staffage dient. Man ſtehe mit einem Franzoſen vor einem Gletſcher und es wird nicht lange dauern, ſo fällt ihm bei dieſem oder jenem Zacken die Naſe Louis Philipp's oder die Perrücke Dupin's ein, und über den ſchwindelndſten Stegen und Abgründen der Alpen entſpinnt ſich dann ſogleich die Tagesdebatte, der man gerade auf dieſen Höhen hatte entfliehen wollen. Da lobe ich mir die Schaffhauſener! Sie haben wohl noch niemals hier am Rheinfall politiſche Parteigedanken gehabt, dafür fangen ſie hier die beſten Lachſe, über die ſich auch unſere deutſche Reiſegefährtin mit dem Führer bereits in ein lehrreiches Geſpräch eingelaſſen hat, von welchem wir denn gewiß heut Abend die ſchmackhaften Reſultate genießen werden. — —

Digitized by Google

6.

Am Züricher See.

Von den Höhen der Weid aus geſehen, bieten Stadt und See, zu einem maleriſchen Bilde verſchlungen, den anmuthigſten Anblick dar. Wenn man durch die finſtern und engen Berggäßchen der Stadt Zürich wandert, deren Abſchüſſigkeit zuweilen lebensgefährlich zu ſein ſcheint und die in ihrer Bauart an das düſter ſchmutzige Quartier Latin in Paris erinnern, fühlt man ſich leicht wie von einer beengenden Melancholie gedrückt und ahnt den freien Aufſchwung und das großartige Landſchaftsbild nicht, zu dem ſich die Gegend hier erhebt, ſobald man nur den rechten Standpunkt zu ihrer Betrachtung gefunden. Auf der Höhe über Wipkingen, welche man auch die Weid oder Schamishalde nennt, hatten wir unſern Standort genommen, wo

Digitized by Google

ſich auf Einmal ein bezauberndes Rundgemälde entfaltet, das die gedrängten Gruppen der Stadt, die ſanften Krümmungen des Sees und die aufſteigenden Linien der Berggelände und nächſten Schneealpen umſchließt. Die Schweizernatur offenbart hier vorherrſchend das Liebliche und Milde ihrer Schöpfungen und hat ihre Schrecken noch geheimnißvoll in die Ferne gerückt. Dazu fehlt es dem Bilde nicht an Leben und Bewegung. Die volkreiche Stadt verräth auch noch von Weitem menſchliche Rührigkeit und Thätigkeit, und den oft heftig aufwogenden See durchſchneiden Dampf- und Handelsſchiffe, die bis nach Italien gehen. Eine ſeltſame Erinnerung aber bietet der Züricher See noch dar, nämlich an eine Periode der deutſchen Literatur, die, wenn ſie auch an ſich keine großartige Bedeutung hatte, doch eine ihrer glücklichſten und unſchuldvollſten geweſen. Der Züricher See hat früher in der deutſchen Poeſie eine große Rolle geſpielt und Klopſtock und ſeine Freunde und Freundinnen fuhren auf ihm ſpazieren, um ſich über ſeinen Wellen Liebe und ewige Treue zu ſchwören. Nachher thaten ſie, als ob der See daran Schuld ſei, daß ſie ſich ſo lieb hatten, und feierten ſeine ſilbernen Gewäſſer in den ſtolzen Rhythmen der Ode. Klopſtock dichtete dem Züricher See ein erhabenes Denkmal,

Digitized by Google

daſs zugleich ein Denkmal der zärtlichſten Freundſchaft und Liebe war. Und vielleicht hauchte dennoch der See in ſeinem großen Naturfrieden dieſe Wirkung aus, welche die Gemüther der damaligen Literaturperiode zu zarter Schwärmerei und Sympathie ſtimmte. So iſt auch die gemüthliche Atmosphäre dieſes Sees vielleicht Schuld an der ganzen Idyllenwelt, die von hier aus über die deutſche Literatur gekommen. Am Züricher See erfand Salomon Geßner das Unſchuldsideal des achtzehnten Jahrhunderts und ſchuf aus den Träumen, in welche ihn die blinkenden Nebel des Waſſers einſpannen, jene idylliſche Weltordnung von Myrtill und Daphnis, die ſich faſt über ganz Europa verbreitete und die Schweiz als Sitz dieſer Idyllik in einen idealen Ruf brachte, den ſie bei Manchen, welche ſie nicht kennen, zum Theil heut noch nicht verloren hat. Dieſer idylliſchen Naturpoeſie Geßners fehlte aber im Grunde alle Naturwahrheit, und ſeine Unſchuldswelt iſt deshalb ſo affectirt und coquett, weil es in der um ihn her beſtehenden Wirklichkeit auch nicht den geringſten Stoff gab, aus welchem er dem Leben gemäß dieſe Hirten und Schäferinnen und dies ganze milcherne Zeitalter der menſchlichen Glückſeligkeit hätte geſtalten können, weshalb ſeine Figuren alle wie aus der Luft gegriffen erſcheinen.

Digitized by Google

In keinem Lande hat aber das Leben weniger idylliſchen und idealen Charakter als in der Schweiz, und wenn auch die Alpennatur in ihren verſteckten Thälern glückliche Abgeſchiedenheit von allen Uebeln der Civiliſation darzubieten ſcheint, ſo hat ſich doch die Idylle in den Schweizerhütten niemals über die materiellſte Proſa der Gegenwart hinaus erſtreckt. Der ſchweizeriſche Menſchenſchlag, in wie großer Unſchuld und Unverdorbenheit er auch noch in manchen Gauen, beſonders in den wenig betretenen Bergländern und geheimnißvollen Einöden Graubündens, verharren mag, iſt doch weit entfernt von jener ſentimentalen Lyrik der Empfindung, die den eigentlichen Grund und Boden von Geßner's Idyllenwelt ausmacht. Man wird bei dem Schweizervolk vielfach auf eine große Reinheit und kernhafte Geſittung ſtoßen, aber der Geiſt, der es beſeelt, iſt mehr herbe als lieblich, mehr ſcharf als zart, und für die feineren Nuancen des Gemüthslebens nicht gerade ſehr erſchloſſen. In dem Schweizer iſt allezeit ein geſundes und tüchtiges, aber auch ein ſehr ſchroffes und gewaltthätiges Element geweſen, das ihn von dem Reich der Träume und Ideale ziemlich entfernt gehalten hat. Selbſt die idealen Schönheiten der Schweizermädchen, die man ſei es im naiven ſei es im ſentimentalen Genre ſo weit und breit ver-

Digitized by Google

herrlichte, ſind nichts als eine hübſche Mythe, die ebenſo wenig Wirklichkeit hat als die ganze Idyllenwirthſchaft, in deren erträumten Zauber man mit aller Gewalt die Schweiz getaucht hat. Der Genius der Schönheit ſcheint ſich hier in den Bildnereien der Natur erſchöpft zu haben und hat dafür die Menſchen nur dürftig mit ſeinen Gaben berührt. Ein ſchönes Geſicht und eine wohlgeformte Geſtalt gehören in der Schweiz, beſonders bei den Frauen, zu den Ausnahmen von der Regel, ſeltener aber noch als die leibliche Schönheit findet man, daß die Grazien ihren Duft und Thau darüber ausgegoſſen hätten. In einer einzigen oberdeutſchen Stadt trifft man vielleicht mehr weibliche Schönheiten, als in der geſammten Schweiz in ihrer ganzen Länge und Breite. Vielmehr ſind in der Schweiz überall die entſchiedenſten Mißbildungen vorherrſchend, welche das rauhe und harte Klima verſchuldet, und im Kampfe mit demſelben entwickeln ſich die Männer leichter zu tüchtigen und kraftvollen Geſtalten, während die Frauen eher das Nachtheilige dieſes Einfluſſes annehmen. Dagegen mag es mit dem Unſchuldsideal, das man in die Schweiz verlegt hat, noch am Beſten beſtellt ſein, wenigſtens um Vieles beſſer als mit dem Schönheitsideal. Jene idylliſche Landunſchuld hat ſich aber, je mehr das ſtädtiſche

Digitized by Google

Leben in der Schweiz ſich ausbildete, immer mehr in eine ängſtliche und pedantiſche Pruderie umgewandelt, die nirgend ſo ſehr zu Hauſe iſt als unter den Männern und Frauen der Eidgenoſſenſchaft, und die vielleicht doch nur den äußern Schein zu bewahren ſucht. Bei dem Landvolke ſind ſchon die nationalen Trachten meiſtentheils auf die größte Züchtigkeit berechnet. Dieſe Volkstrachten ſind beſonders bei den Weibern ordentliche Syſteme einer tugendhaften Verhüllung und bilden in der Regel eine erzwungene Geſtalt von Leinewand und Wolle, die dem darunter befindlichen menſchlichen Körper nicht nur nicht angemeſſen iſt, ſondern ihm ſchnurſtracks zuwiderläuft. Eine ſolche Schöne iſt in ihrem Coſtüm ſo dicht und feſt eingemauert, daß der Verwegene, der eine ſolche Feſtung ſtürmen wollte, erſt ihre abſonderliche Fortificationstheorie ſtudirt haben müßte, die nur aus einer genauen Kenntniß von dem ganzen Zuſammenhange dieſes Coſtüms ſich ſchöpfen ließe. — —

In unſern weiteren Betrachtungen am Züricher See ſtörte uns der Regen, der an den Rebenhügeln der Weid immer ſtärker herabſäuſelte. Es blieb nichts übrig, als ſich in die düſtere Stadt zurückzubegeben, in der man jedoch in ſolchen Fällen wenigſtens nicht ſo ganz verlaſſen iſt, als in den meiſten

Digitized by Google

andern Schweizerſtädten. Das ſtädtiſche Leben und Treiben Zürichs ſteht auf einer ziemlich entwickelten Stufe, auch fehlt es ſelbſt für den Fremden nicht an literariſchen Unterhaltungen und Kunſtgenüſſen. Namentlich iſt Zürich vielleicht die einzige Stadt in der Schweiz, wo man gute Muſik zu hören bekommt, was denn auch für den bevorſtehenden Abend unſere Rettung aus den Abgründen der Langenweile wurde. Zürich iſt ja die Heimath des weltbekannten und in der ganzen Welt geſungenen Liedes: „Freut Euch des Lebens,“ das hier zuerſt erſchien, von dem genialen Hans Georg Nägeli componirt und verlegt, und Nägeli's großem Einfluſſe als Geſanglehrer und Stifter der hieſigen Geſangſchule iſt wohl auch noch heut die muſikaliſche Bildung Zürichs beizumeſſen. Einen allgemeineren Einfluß auf die Schweiz in muſikaliſcher Hinſicht ſcheint er aber ſelbſt durch die ſchweizeriſchen Muſikfeſte, die auch großentheils auf Nägeli's Betrieb geſtiftet wurden, nicht erreicht zu haben. Denn je weiter man in die Schweiz hineinkommt, um ſo mehr muß man ſich wundern, dies ſchöne Land ſo ſtumm und leer an Muſik zu finden, wenigſtens was die Menſchenſtimme anbetrifft. Dieſe wird hier im Lande der Alpen gewiſſermaßen von der Natur überwältigt, und von der Bergluft rauh angehaucht wird ſie mißtönend in ihrem Ge-

Digitized by Google

ſang, während dafür die Natur ſelber auch das muſikaliſche Element in den großartigſten Harmonieen übernimmt. Man hört die Klänge dieſer Muſik in dem tobenden See und in dem fallenden Gießbach, in dem Rauſchen der Ströme, die frohlockend in die Thäler eilen, im Sturz der Lawine und in dem leiſen Glühen und Zittern der Gletſcher am Horizont. So iſt das ganze Land wie von Muſik bewegt und erſchüttert, und nur die arme, ſcheue Menſchenſtimme klagt dazu in ſchroffen, heiſeren und verworrenen Lauten, wie zurückbebend vor unheimlichen Gewalten, die ringsher im Lande mächtig ſind. — —

Digitized by Google

7.

In Luzern.

In Luzern trafen wir die Tagſatzung verſammelt, der nun die Berathung vorliegt über die von Frankreich begehrte Ausweiſung des Prinzen Louis Napoleon, welcher bis jetzt noch ruhig und unangefochten auf dem Schloſſe Arenenberg im Thurgau hauſt. Dem Umſtande, daß Luzern gegenwärtig der Vorort der Eidgenoſſenſchaft iſt, war es wohl beizumeſſen, daß wir hier angehalten wurden, unſere Päſſe viſiren zu laſſen, wovon ſonſt in der Schweiz keine Rede iſt. Die Luzerner ſind nicht wenig ſtolz auf ihre vorörtliche Eigenſchaft, die ſie nur noch mit den Cantonen Zürich und Bern theilen, und in ihrer kleinen Stadt bringt dann die Tagſatzung gewöhnlich eine gewaltige Aufregung hervor. Was aber

Digitized by Google

den aufrühreriſchen Napoleoniden anbetrifft, der in der Militairemeute von Straßburg offenbar wie ein Kind mit dem Feuer geſpielt hat, ſo konnten wir überall bemerken, wie populair er ſich in der Schweiz zu machen gewußt, was ihm ſowohl durch liebenswürdige Perſönlichkeit, als durch eine Reihe wohlthätiger Handlungen namentlich im Kanton Thurgau ſelbſt, gelungen ſein mag. Die Maſſe des ſchweizeriſchen Volkes iſt förmlich verliebt in den jungen Prinzen, und für die gebildeteren Klaſſen wirkt noch der Name Napoleon wie ein ſympathetiſches Mittel, das dieſe dankbaren Schweizerherzen electriſirt. Man hat es in der Schweiz noch nicht vergeſſen, was Napoleon als Conſul durch die Vermittlungsacte gethan für die Wiederherſtellung der freien und ſelbſtſtändigen Formen der Eidgenoſſenſchaft, und ſcheint bereit, jetzt die Schuld an den ſchwachen Abkömmling des Heroen abzuzahlen. Beſonders die Thurgauer haben nach Schweizerart einen Trumpf darauf geſetzt, den Prinzen Louis Napoleon zu behalten, der ſich jetzt für ſeine Perſon in der allerſchlimmſten Falle befindet. Denn nimmt er das thurgauer Bürgerrecht an, um ſich im Lande zu halten, ſo verliert er durch dieſen nur für den Moment berechneten Vortheil das franzöſiſche Bürgerrecht, an dem ſeine Zukunft hängt, und endigt den

lächerlichen Krieg, den er geführt, durch einen noch lächerlicheren Frieden als ehrſamer Spießbürger eines kleinen Cantons. Vielleicht hat ihn Frankreich ſelbſt in dieſe Schlinge mit Abſicht gelockt, und es iſt nicht Ernſt, ſondern vielmehr ein ſpöttiſcher Hohn der Louis-Philipps-Regierung, womit jetzt dieſe Anforderungen an die Schweiz gerichtet werden. —

Wenn man die kurze Strecke von Zürich nach Luzern zurückgelegt hat, muß man ſich wundern, in ſo nahen Zwiſchenräumen ſchon wieder einer ſo großen Verſchiedenheit zu begegnen. Aus ſolchen dicht an einander gedrängten Contraſten iſt aber die ganze Schweiz zuſammengeſetzt, und wie das Land ſelbſt durch die großartigen Launen der Natur in ein ſo krauſes Vielerlei geſpalten iſt, ſo haben hier auch die Menſchen in ihren Einrichtungen daſſelbe nachgemacht, jedoch aus Launen, die nicht großartig, ſondern von ſehr kleinbürgerlichem Weſen ſind. Die kleinliche menſchliche Eiferſucht und Rivalität an dem Buſen einer ſo erhabenen Natur bringt in der Schweiz zuweilen einen poſſirlichen Eindruck hervor, und doch iſt es gerade das Ernſte und das Wichtigſte, das in dieſem Lande durch jene Eiferſucht des einen Cantons auf den andern beſtimmt wird. Jeder will vor dem andern irgend eine Be-

Digitized by Google

ſonderheit voraus haben, und ſo ſind die vielen verſchiedenen Verfaſſungsmachwerke entſtanden, die ihren Urſprung keineswegs in der Eigenthümlichkeit der einzelnen Territorien nahmen, ſondern meiſtentheils aus der philiſterhafteſten Rivalität ſich erzeugten. Dies Volk, weit entfernt den Naturfrieden ſeiner großmächtigen Landſchaften zu athmen, zergt ſich untereinander in den allerarmſeligſten Unterſchieden herum, und jeder Canton bewacht die kleinen Nuancen ſeiner politiſchen Exiſtenz mit einem ausſchließlichen Trotz, als wenn das Heil der Welt davon abhinge. Dieſe gegenſatzartigen Cantonaleinrichtungen erſchweren den gleichmäßigen Durchzug der Cultur durch das geſammte Land ſehr bedeutend, und bringen am Ende nur den Charakter der Confuſion hervor. Der hartnäckige Eigenſinn, in welchem die ſchweizeriſche Cantonalnatur ſich gefällt, hat ſich am peinlichſten vielleicht in den abweichenden Münzſorten verkörpert, die zur Verzweiflung des Reiſenden von Canton zu Canton ändern, und obwohl ſich, wie jetzt das Gerücht geht, bereits ein großer Theil der Cantone vereinigt haben ſoll den franzöſiſchen Decimalfuß einzuführen, ſo iſt doch an der Verwirklichung dieſer Idee ſehr zu zweifeln, weil hier gerade die Verwirrung zu charakteriſtiſch und principienmäßig iſt, als daß man ſie ſo leicht

Digitized by Google

aufgeben ſollte. *) So ſind auch die verſchiedenen Poſtmonopole, die ſich jeder Canton vorbehalten, der Verbindung ungünſtig, indem ſie oft hindern, größere Strecken durch das Land auf Einmal zurückzulegen, denn es würde z. B. von Bern für eine Kriegserklärung angeſehen werden, wenn Luzern ſeine Poſtwagen weiter als bis an die Gränze führen wollte. Die Reiſenden durch den Canton Bern können nur durch die Poſtwagen des Cantons Bern befördert werden, und ſo iſt es in allen übrigen Cantonen, über wie wenige Meilen Raum ſie auch zu gebieten haben mögen. Aber ſelbſt der Verbreitung der gewöhnlichſten Intelligenzmittel, wie der Zeitungen, iſt dies ausſchließliche Cantonalpoſtweſen hinderlich, und ſo kommt es, daß die Schweizerzeitungen meiſtentheils nur Localblätter ſind und ihre Gauen nicht überſchreiten. Bei den Univerſitäten der Schweiz iſt aber dieſe Eiferſucht der Cantone noch entſchiedener von dem nachtheiligen Einfluß geweſen, die heimiſchen Intelligenzkräfte zu zerſplittern. Wenn kein Canton dem andern den Vorrang laſſen will, Sitz einer Univerſität zu ſein, und ſich deshalb jeder, der nur irgend die Mittel auftreiben

---

*) Nur Genf hat ſeitdem den franzöſiſchen Münzfuß angenommen. — Spätere Anmerkung.

Digitized by Google

kann, ſein eigenes Univerſitätchen zurecht macht, ſo gut es gehen will, da entſteht auch für die geiſtige Bildung der Mangel einer Concentration, die gerade hier von bedeutender Wirkung wäre. So iſt es auch mit den politiſchen Formen aller dieſer einzelnen kleinen Verfaſſungen; wo die eine einen demokratiſchen Fuß hat, ſucht die andere einen ariſtokratiſchen Kopf herauszuſtrecken, oder ſtemmt im revolutionairen Trotz die Hände in die Seite, wo die Nachbarverfaſſung ſie ſich zum Beten hat zuſammenſchnüren laſſen von ihren herrſchſüchtigen Prieſtern. Auf dieſe Weiſe zieht ſich der kunterbunte Knäuel von Conſtitutionen über die Alpen hin, und Alles liegt darin ſo querköpfig und mit verrenkten Gliedern durcheinander, bloß um Gegenſätze und Beſonderheiten herauszubringen. So ſtellt die Schweiz gewiſſermaßen den carikirten Geſammtwillen Rouſſeau's dar, und wird in dieſem komiſchen Zerrbild befangen bleiben, ſo lange die Idee der Volksſouverainetät ſich nur im Cantönligeiſt offenbart. Die Schweizer haben gewiß einen politiſchen Volkscharakter, wenigſtens iſt derſelbe an ihnen hervorragender als der idylliſche, mit dem man etwas zu freigebig dieſe Nationalität ausgeſchmückt hat. Aber die politiſche Bildung iſt hier noch fortwährend in den Wehen begriffen und kann die fertige Geburt

Digitized by Google

nicht erzielen, was einen peinlichen, jedoch auch zugleich höchſt lehrreichen Anblick gewährt, ſodaß man die Schweiz nicht mit Unrecht als eine Vorſchule der Politik betrachten kann, in welcher im Drang der Flegeljahre freilich noch ſtudentiſch genug gewirthſchaftet wird. Die europäiſche Natur hat ſich in ihren Hauptformen in dieſem Lande abgelagert und in einem geordneten Chaos wie auf einer Muſtercharte alle ihre anderswo zerſtreuten Eigenthümlichkeiten hier zuſammengedrängt. Wie den Naturformen, ſo ſcheint auch den geſellſchaftlichen Bildungsformen die Schweiz denſelben Sammelpunkt gewähren zu ſollen, und faſt alle Elemente und Verſuche der europäiſchen Cultur ſieht man deshalb hier wie unverdaute Speiſen in einem Magen umherliegen. Schon ihre Lage in Mitten Europa's ſcheint ihr die Aehnlichkeit mit jenem Organ zuzuſprechen. Von den germaniſchen und romaniſchen Elementen in die Mitte genommen, hat die Schweiz offenbar den Beruf, der Coincidenzpunkt beider zu ſein, obwohl ſie bisjetzt nur den zufälligen Miſchmaſch derſelben dargeſtellt hat. Je mehr ſie aber in ihrer eigenen Organiſation fortſchreitet und das wahre Ziel derſelben erreicht hat, deſto mehr wird ſie auch die ihr zugetheilte Aufgabe verwirklichen, die keine andere zu ſein ſcheint, als die durchbildete Einheit des

Digitized by Google

Romaniſchen und Germaniſchen zur Anſchauung zu bringen und namentlich eine concrete Vermittelung deutſcher und franzöſiſcher Bildung aufzuzeigen, was die vortheilhafteſten Reſultate gewähren könnte. Man kann wohl der Schweiz im Allgemeinen das ehrliche und edle Streben nicht abläugnen, zur ächten politiſchen Wahrheit und Freiheit gelangen zu wollen, aber die Frage, wie Jeder zu ſeinem Recht gebracht werden ſolle, ohne daß dem Andern ein Unrecht daraus erwachſe, iſt in den Weltzuſtänden überhaupt noch nicht gelöſt, und erſcheint in den Verſuchen, welche die Schweiz bisjetzt zu dieſer Löſung angeſtellt hat, lediglich unter der Form der Confuſion. —

In Luzern waren wir nun auf Einmal in einen erzkatholiſchen Canton hineingekommen, nachdem wir kurz vorher das reformirte Zürich, die Wiege der Reformation in der Schweiz, hinter uns gelaſſen. Wenn es nicht den benachbarten Zürichern zum Poſſen iſt, ſo weiß man es ſich wahrlich nicht zu erklären, warum hier im Canton Luzern plötzlich der ſtrengſte katholiſche Gegenſatz daſteht, beſonders da die Luzerner ſonſt als das munterſte und lebensfroheſte Völkchen von der Welt bekannt ſind. Der genuß- und feiertagsſüchtige, geſellige und zugleich gebildete Sinn der Bevölkerung in dieſem Canton

Digitized by Google

arbeitet auch ſtets auf die Milderung der katholiſchen Einflüſſe hin, wie ſehr auch dieſelben hier von einer rigoriſtiſchen Geiſtlichkeit gehandhabt werden, und Luzern kann ſich wenigſtens vor den andern katholiſchen Cantonen der Schweiz einer ziemlichen Freiheit der Bildung und der Lebensbewegung rühmen. In die letztere ſucht zwar die Geiſtlichkeit alle Augenblicke einzugreifen und hat zum Beiſpiel jetzt die Tanzvergnügungen auf gewiſſe Friſten im Jahre beſchränkt, worüber unſer Führer, mit dem wir die Umgegend durchwanderten, nicht Klage genug erheben konnte. Aber wenn auch die Luzerner fleißig beten und Meſſe hören, nachher ſind ſie nur um deſto lockerer, und beſonders unter den Frauen der niederen Volksklaſſen, die ſich durch Wohlgeſtalt hervorthun, herrſcht nicht das ſtrengſte Tugendprinzip. Dieſer Canton, mitten auf der Hochebene der Schweiz gelegen, ruht zu heiter im Schooß der lachendſten Natur, die hier ſelbſt ihre großartigen Bildungen ſänftigt und in das Liebliche hinüberſpielen läßt, als daß ein dumpfer und bigotter Sinn in dieſen Landſchaften die Oberhand gewinnen ſollte. Selbſt der Vierwaldſtätterſee, der anderswo alle Schrecken und alle ſchauerliche Erhabenheit der Romantik aufbietet, entfaltet bei Luzern nur die mildere Pracht ſeiner Ufer und Gewäſſer, und erfreut

gemüthlich, indem er den Blick zu ſeinen dunkelfarbigen und von den ſeltſamſten Lichtern und Schlagſchatten überflogenen Wogen lenkt. Auf der Brücke des Sees geht die ſchöne Welt von Luzern ſpazieren und gruppirt ſich an dem hölzernen Geländer, um dem Spiel der Waſſerhühner unten in der Fluth zuzuſehen. Mit dieſer harmloſen Beſchäftigung verbrachten auch wir faſt einen ganzen Sonntag Nachmittag, da das trübe und regnichte Wetter nicht einmal eine Spazierfahrt über den See verſtatten wollte. Das ſchon dazu bereit geweſene Dampfſchiff lag ohne alle Zeichen des Lebens am Ufer, denn eine Fahrt iſt an ſolchen Tagen immer unthunlich und gefährlich. In andern Gegenden kann man dreiſter auch einem ſchlechten Tag ſich anvertrauen, aber die Natur in der Schweiz verſteht keinen Spaß und droht ſchon ernſthaft, wo nur leichte Nebelbilder am Horizont zu tändeln ſcheinen. Dieſe Brücken aber, mit hohem Dach überdeckt und hausähnlich eingerichtet, ſind Nothbrücken im eigentlichſten Sinne auch für das ſtädtiſche Leben und werden in den meiſten Schweizerſtädten als ſolche benutzt, indem man in Ermangelung anderer ſtädtiſcher Vergnügungen auf den Brücken ſpazieren zu gehen pflegt, die durch ihre Bauart Schutz gegen das Wetter und zugleich durch

Digitized by Google

ihre Lage in der Regel die reizendſten Fernſich-
ten gewähren. —

Die Gebirgsnatur um Luzern wird beſonders
durch den Rigi und den Pilatus charakteriſirt, die
hier in einem den Blicken naheliegenden Bilde ihre
höchſt verſchiedenartigen Geſtaltungen abzeichnen.
Der vielgeſpitzte und krauſe Pilatus deutet ſchon
von fern durch ſeine trotzig ausgeſtreckten Felſen-
hörner an, daß ihm Beſuche nicht ſehr willkom-
men ſind, während dagegen der Rigi ſich ſchon
durch ſeine Form als den eigentlichen Modemann
unter den Schweizerbergen darſtellt, und hinläng-
lich glatte und abgeplattete Seiten zeigt, durch die
er ſich als ein Weſen von umgänglichen Eigenſchaf-
ten bei der ganzen Welt beliebt gemacht hat. Wer
erſteigt nicht den Rigi, und ſelbſt die zarten Eng-
länderinnen wagen es mit dem geſchmeidigen
Rücken, den er ſo höflich unterbreitet. Wir gedach-
ten, bei nur irgend leidlichem Wetter, am andern
Tag in die Gebirge zu gehen, jedoch ohne unſere
weibliche Reiſegenoſſenſchaft, und belauſchten des-
halb jetzt, als wir in den Gaſthof zurückkehrten, un-
ſere etwas ermüdete liebenswürdige Reiſegefährtin
bei einem Monolog, der uns an den bekannten der
Medea des Euripides erinnerte und worin das
Schickſal ſo heftig angeklagt wird, das ſchöne Ge-

Digitized by Google

ſchlecht zugleich als ein ſchwaches geſchaffen zu haben. Jener Monolog der euripideiſchen Medea iſt aber vielleicht das älteſte Ur-Actenſtück der berüchtigten Emancipation der Frauen, die alſo ſchon ein altes Lied iſt, das immer eine halb komiſche halb tragiſche Wirkung gehabt hat. —

Digitized by Google

8.

Ankunft in Bern.

Man thut am beſten, den Weg von Luzern nach Bern durch das wildromantiſche Entlebuch zu wählen, das erſt ſeit Kurzem von der Poſtſtraße durchſchnitten wird und wo man in der üppigſten Alpennatur eine merkwürdige und noch wenig von dem Strom der Welt berührte Bevölkerung antrifft. Die Entlebucher verdienten durch eine Monographie verherrlicht zu werden, denn das kräftigſte Volksnaturell, mit vielen urſprünglichen Sitten und Eigenthümlichkeiten, hat ſich in dieſen maleriſch hingelagerten Bergzügen erhalten. Der Poſtwagen iſt in dieſer Alpenſchlucht noch ein neues und unerhörtes Ereigniß und die Entlebucher ſtecken aus ihren Hütten lachend die Köpfe heraus, um dies vorüberrollende Culturwunder anzuſtaunen und vielleicht über

Digitized by Google

die aus dem Schlage ſehenden Reiſenden eine ſcherzhafte Bemerkung zu machen. Denn in dem Entlebuch iſt zugleich der Schweizerwitz zu Hauſe, gleich als ob dadurch angedeutet werden ſollte, daß er in dieſem Lande ſehr verſteckt liegt, aber wo man in der Schweiz auf ihn trifft, kann man darauf rechnen, daß er von einer ſehr kernhaften und drolligen Sorte iſt und aus einem Ueberſchwang des Gemüths hervorgeht. Unter den Entlebuchern ſoll es auch viele ſogenannte Naturdichter oder Dorfdichter geben, die bei den geſelligen Vergnügungen und Feſten nicht fehlen dürfen. Daneben ſind die Entlebucher erklärte Revolutionairs und ihr Freiheitsſinn hat ſich beſonders in den älteren Zeiten der Schweizergeſchichte häufig durch gewaltſame Aufſtände verrathen. Und dieſer ſeltſame Volkscharakter dient den wunderbarſten Landſchaften zur Staffage. Die Berge ſind hier vielfach zerriſſen und zerklüftet, Alpenbäche ſpringen und rauſchen von den Höhen und laſſen die Melodie ihres Sturzes weit durch die Gegend erſchallen. Mit den vielen Gewäſſern, von welchen das Entlebuch durchſchnitten iſt, contraſtiren die herrlichſten Matten, hierundda ſchaut ein ſchwarzer Tannenwald über die ſilbernen Gewäſſer und die grünen Hügel hinweg, ſchauerliche Schlünde und Felſenſpalten ziehen den Blick zu ihren Tiefen,

und auf ſteilſter Höhe ſtehen Hütten, aus denen ein derbſchalkhaftes Entlebuchergeſicht auf uns herab=blickt. —

Auf der kleinen Tagereiſe von Luzern nach Bern erreicht man die letztere Stadt noch zeitig genug, um ſie in Bewegung zu finden und den erſten Eindruck von ihrem Treiben und ihrer Eigenthümlichkeit zu empfangen. Bern gilt für die ſchönſte Stadt in der Schweiz und vereinigt zugleich in ſich alle Anſprüche auf eine große Hauptſtadt, was in dieſem Lande, wo das ſtädtiſche Element noch in ſo unſichern Anfängen begriffen iſt, immer nur eine verhältnißmäßige Bedeutung haben kann. Je größer eine Stadt in der Schweiz iſt oder ſein will, deſto mehr wird die forcirte Kleinſtädterei darin zu Tage kommen. Bern iſt zwar in einem größeren Stil gebaut als die meiſten andern Schweizerſtädte, aber zu einer wirklich großen Stadt haben es die Schweizer auch hier nicht gebracht. Der erſte Anblick von Bern bietet eine faſt unerträgliche Monotonie dar, die beſonders durch die ſteinernen Arkaden, welche unter den Häuſern fortlaufen und eine Straße der andern völlig ähnlich machen, hervorgebracht wird. Da es ſogar der Sitte widerſtrebt, anders als in dieſen Arkaden ſeinen Weg zu nehmen, ſo ſehen die Straßen meiſtentheils entleert von

Digitized by Google

allen menſchlichen Weſen aus und haben das Anſehen einer Wüſte, während die Fußgänger unter der Verborgenheit der ſteinernen Hallen einherſchleichen. Dieſe gewähren zwar den in der Schweiz ſehr weſentlichen Vortheil, auch beim Regenwetter geſchützt durch die ganze Stadt gelangen zu können, führen aber noch außer dem Gepräge der Einförmigkeit, das ſie der ganzen Stadt aufdrücken, manches Unangenehme mit ſich. Es dienen nämlich dieſe Arkaden zugleich als Kaufhallen, in denen dieſe ganze tumultuariſche Krämerwirthſchaft, welche man überall in der Schweiz antrifft, aufgeſtapelt wird, und wo von all den Waaren die verſchiedenartigſten Gerüche in den Bogengängen zurückbleiben. Von dieſem Kramweſen iſt in der That faſt die ganze Stadt mit ſtechenden Düften durchzogen, die gerade in den Hauptſtraßen oft den Aufenthalt unerträglich machen.

Das Verhältniß von Stadt und Land iſt in der Schweiz ein ſehr eigenthümliches, und das eine hat das andere noch keineswegs überwunden, ſondern ſie ſcheinen gewiſſermaßen in einem unauflöslichen Gegenſatz aneinander gekettet, was ſowohl beſondere politiſche Verhältniſſe hervorbringt, als das Leben in den Städten ſelbſt bedingt. Das Land drängt ſich noch überall durch in den Städten, und iſt auch

Digitized by Google

unvertilgbar ſchon der natürlichen Grundlage nach, die ſich hier als das Mächtigſte erweiſt. So trifft man hier rauſchende Quellen, Gräben, Berghöhen mitten in der Stadt und wird, obwohl nicht immer auf eine für ſtädtiſche Bequemlichkeit angenehme Weiſe, bei jedem Schritt daran erinnert, daß der ſtädtiſche Anbau eigentlich nur das Land verdeckt, deſſen freies Wachſen und Blühen an dieſer Stelle bloß von den Häuſern niedergehalten wird, die traurig in ihrer ſteinernen Nothwendigkeit über einer gepflaſterten Bergſtraße ſich erheben. So rauſcht, fließt, rinnt und flüſtert es beſtändig von dieſen unterdrückten Naturmächten in den Schweizerſtädten, und wenn man Abends durch die Straßen von Bern wandert, muß man ſich in Acht nehmen, daß man nicht, dieſen Gewalten zum Opfer, in irgend eine Quelle hineinſtolpert, die mit heimlichem Seufzen mitten durch die Gaſſe läuft. Oder plötzlich ſteht man vor einem ſchwarzen Abgrund, der zu unſern Füßen gähnt, doch die Cultur hat eine Treppe angelegt, und man ſteige getroſt aber mit Vorſicht die Stufen hinunter, die ſich auch wohl durch eine ſchwache Laterne auf Koſten der Republik erhellen, um in die untere Stadt zu gelangen. Der Hauptfehler iſt vielleicht der, daß es in der Schweiz überhaupt Städte giebt, wodurch denn die

vielen localen und politiſchen Unbequemlichkeiten in dieſem Lande entſtanden ſind. Bei einer Beſchaffenheit des Bodens, die vorzugsweiſe auf ein Naturleben hindrängt, und bei einem Volksnaturell, das auf den Landbau angewieſen iſt, erſcheint das ſtädtiſche Leben in der Schweiz mehr nur wie ein Mißgriff, oder wie ein Verſehen, zu dem die Alpenkobolde die gutmüthigen Bewohner beredet haben, um ſich mit deren Unbeholfenheit ihren Spaß zu machen und ſie auszulachen wie den Bauer, der in den Venusberg hineingerathen. Alle die verzwickten und auf den Kopf geſtellten Verfaſſungsverhältniſſe, in welche die Schweizer durch ihre ſtädtiſchen und politiſchen Organiſationen ſich verwickelt, ſcheinen eine ſolche Faſtnachtskomödie, welche die Alpenkobolde angezettelt haben, um von ihren Firnen herunter über die Thorheit zu lachen, welche in die Stadt zog und dem Leben in und mit der Natur den Rücken drehte. Der Aufenthalt in den Städten der Schweiz hat auch ſelten etwas Heimliches, ſondern giebt meiſtentheils eine ängſtliche und peinliche Stimmung. In den Steinen, die zu Häuſern verarbeitet ſind, die als Mauern den Stadtbezirk abſtecken, ſcheinen noch die Naturgeiſter zu ſpuken und trauernd ihre Rechte wiederzufordern von einer Bevölkerung, die jetzt Zeitungen lieſt und ſich kopfüber

Digitized by Google

in die politiſche Debatte geſtürzt hat, ſtatt draußen in den Felſen und Bergen, auf den Triften und Matten ein patriarchaliſches Daſein ohne Politik und Diplomatie zu führen. Die Städte ſind auch in der That, trotz aller angeſtrengten Entwickelungsverſuche, das Unbedeutendſte in der Schweiz geblieben, und die Landſchaft, obwohl in ihrer politiſchen Berechtigung und Vertretung meiſtentheils zurückgeſetzt und als unebenbürtig von den Städten behandelt, hat doch den urſprünglichen Kern des Naturlebens für ſich, das man in der Schweiz überall ſucht und verlangt und das für dieſen Alpenſtaat das höchſte Geſetz und die höchſte Freiheit hätte bleiben ſollen. So iſt die in neuerer Zeit wieder häufiger vorgekommene Empörung der Landſchaften gegen die Städte eine durchaus charakteriſtiſche Bewegung, in der man auch die Parteien in der Schweiz in ihrer richtigen und naturgemäßen Stellung zu einander antreffen kann. Das ariſtokratiſche Element hat ſich nämlich vorzugsweiſe als der Anwalt der ſtädtiſchen Vorrechte gezeigt, während die liberale und volksthümliche Partei, wie noch in der letzten Zeit bei den luzerner und baſeler Vorgängen, die Sache der Landſchaft gegen die Stadt unterſtützte und hierin das eigentlich nationale Leben der Schweiz zu fördern ſuchte. —

Digitized by Google

Wenn man ſich in Bern nach der Münſter-Terraſſe begiebt, um dort den ſchönſten Punkt der Stadt zu gewinnen, fühlt man ſich durch den Anblick eines Gebäudes, das man vorübergehen muß, an das ganze zwieſchlächtige Weſen der heutigen Schweiz gemahnt. Dies iſt unweit des Münſters das ſogenannte Stift, das, wie ſchon die großen Schilder an den Thüren es ſagen, auf der einen Seite das Hotel der franzöſiſchen Geſandtſchaft und auf der andern das Bureau der auswärtigen Angelegenheiten der Republik Bern in einer ſonderbar wahlverwandtſchaftlichen Vereinigung abgiebt. Hier haben wir das Spinnennetz der auswärtigen Diplomatie, die ihre Fäden hier im Centrum zuſammengezogen und der guten argloſen Schweiz Seele und Seligkeit wie eine Fliege darin gefangen hat. Welch ein komiſcher Anblick, eine einfache Landmannsſeele in den Schlingen der Diplomatie zu ſehen! Aber um den wahren Contraſt, auf den es hier ankommt, hervorzubringen, lagern ſich gerad über von der Plattform, auf welcher das diplomatiſche Haus ſteht, in ihrer ganzen erhabenen Perſpective die Gletſcher des Hochlandes, welche man hier in ihrem ſchneeweißen Feuer, in ihrem leiſe glühenden Schimmer als unendlich reine und ſehnſuchtswerthe Geſtalten am Horizont ſchweben ſieht.

Digitized by Google

Dieſer Contraſt der Natur und Diplomatie, den man in Bern empfinden kann, das vorzugsweiſe der Sitz der fremden Diplomatie und der Mittelpunct der Schweizernatur iſt, ſpricht in einem überraſchenden Bilde das ganze Schickſal der Schweiz aus und malt den Gegenſatz, der die Krankheit dieſes Landes iſt.

Herr von Montebello iſt gegenwärtig der Inwohner dieſes franzöſiſchen Geſandtſchaftshotels, obwohl in dieſem Augenblick, wie alle andern Geſandten, in Luzern bei der Tagſatzung anweſend. Man behauptet, daß der franzöſiſche Geſandte in Bern nicht nöthig habe, eine Miethe für ſein Hotel zu entrichten, ſondern zinsfrei von der Republik hier untergebracht ſei, was dem berner Patriziat als eine franzöſirende Hinneigung ausgelegt wird. Daß das Junkerthum von Bern mit der franzöſiſchen Gunſt buhle, leidet wohl keinen Zweifel, und wird nächſtens gewiß wieder zu einer bedeutenden Reibung Anlaß geben, wenn im großen Rath die Frage von der Ausweiſung des Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zur Verhandlung kommt. —

9.

Zuſtände von Bern.

Von dem heftig ſtürzenden Aarſtrom umgürtet, erhebt ſich Bern in halbinſelförmiger Lage wie eine ſtolze Veſte, und ſcheint das trotzige Gefühl ſeiner Sicherheit noch durch die nahen Alpen zu erhöhen, die rings am leuchtenden Himmel ſo daſtehen, als hätten ſie eine ſchirmende Kette um das Weichbild der Stadt gezogen. Bern iſt auch die alte Veſte des Ariſtokratismus, welcher hier eine lehrreiche Geſchichte von Zuſtänden abgeſpielt hat und der, wie ſehr ihn auch die Zeit in ſeinen Burgen und vorbehaltenen Plätzen auszuhungern geſucht, noch immer ziemlich obenauf ſitzt auf den Zinnen und von hier in das ganze Land hineinbläſt, aus vollen Lungen aber mit abgehärmten Wangen. Die Ariſtokratie hat im Canton Bern den uralten Kampf mit der

Digitized by Google

Demokratie in allen Stellungen durchgefochten und hat dabei alles Glänzende und Wohlthuende, alles Gefährliche und Verächtliche, das ariſtokratiſche Verfaſſungen in verſchiedenen Zeiträumen darbieten können, an den Tag gelegt. In einer abſoluten Monarchie kann das Wohl des Volkes unſtreitig beſſer gedeihen als in ariſtokratiſchen Republiken, die in der Regel von demokratiſchen Anfängen ausgehen, bald aber nur noch den Schein dieſer volksthümlichen Elemente bewahren, und eine freche Lüge damit treibend, plötzlich in einer Oligarchie erſtarren, zu der das Volk ſelbſt in ſeiner Einfalt die Hände hat bieten müſſen. Eine ariſtokratiſche Republik iſt immer ein an der Volksſache verübter Betrug, denn dieſe Art der ausſchließlich herrſchenden Ariſtokratie, die als Patriziat auftritt und ſich von der einem Staate organiſch inwohnenden und aſſimilirten Ariſtokratie weſentlich unterſcheidet, vermag ſich nur zu behaupten, indem ſie zu ihren Füßen das Volk arm, verächtlich, unebenbürtig und auf einer beſchränkten Stufe der Entwickelung niederhält. Die abſolute Monarchie dagegen, wenn nicht gerade der Wahnſinn der Despotie ihre Zügel führt, muß bei weitem mehr ihr Intereſſe darin ſehen, daß ihre einſeitige und einſame Größe an der Blüthe des Volkslebens ſich bereichere und zu ei-

Digitized by Google

nem harmoniſchen Organismus ergänze. Daher iſt der Beruf der Monarchieen die Ausſtreuung der Cultur durch die ganze Breite des Volkslebens hin und der wahre monarchiſche Staat iſt vorzugsweiſe der Intelligenzſtaat, der das Volksthümliche nicht mehr als Gegenſatz kennt, ſondern dieſen Gegenſatz durch die gleichvertheilte geiſtige Berechtigung in ſich aufgehoben hat. Der hohe Baum der Monarchie ſchlägt ſeine Wurzeln in der Tiefe des Volkes und muß ſich beſtändig zu vermitteln ſuchen mit dem, worauf ſein wahrſtes Leben ruht. Dieſe Vermittelung hat eine politiſche Form zu gewinnen geſucht in der conſtitutionellen Bildung, der die Geſchichte jedoch die reine und freie Entfaltung bisjetzt verkümmert hat, aber es iſt entſchieden, daß die moderne Monarchie nach einer ſolchen freien Mitte der volksthümlichen und monarchiſchen Elemente verlangt, in welcher ſich eines mit dem andern zu gegenſeitiger Stärkung begegnet, ſei es nun in der conſtitutionellen Form oder in einer andern, welche die Geſchichte dafür erſchaffen wird. In der Idee einer vernünftigen Monarchie iſt zugleich eine ununterbrochene Verbindung von Oben nach Unten und von Unten nach Oben gegeben, welche dem Kreislauf der Säfte gleicht, durch die ſich der Baum mit ſeiner Wurzel vermittelt, und in dieſer

Digitized by Google

organiſchen Vermittelung macht ſich erſt die natio-
nale Größe einer Monarchie offenbar. Wie anders
aber verhalten ſich ſchon ihrer Natur nach ariſtokra-
tiſche Verfaſſungen dem Volksleben gegenüber! Wo
die Monarchie das Intereſſe hat zu verbinden, ſieht
die Ariſtokratie, die ſich unter der heuchleriſchen
Maske der Republik auf den Thron geſetzt hat, nur
ihren Vortheil darin, zu ſondern und abzuſchnei-
den. Dies heuchleriſche Patriziat hat noch überall
das Volk von jener Stufenleiter der Weſen abge-
ſchnitten, auf der es ſich durch die geiſtige Ent-
wickelung die Vorzüge erwerben könne, welche das
Junkerthum ſchon der phyſiſchen Fortentwickelung
der Familie verdankt. Und doch ſcheint es ein
nothwendiger Fluch des demokratiſchen Elements zu
ſein, daß es ſeinen größten Feind, den Ariſtokra-
tismus, nicht von ſich abſtreifen kann, ſondern ſich
ihn im eigenen Hauſe wie von ſelbſt erzeugt. We-
nigſtens haben bisher noch alle Republiken der Ge-
ſchichte an dieſer tragiſchen Dialektik gelitten, die
aus ihrem Streben zur Blüthe einen innern Zerrei-
bungsprozeß macht, und die reine Demokratie
ſcheint noch einer ganz andern pſychologiſchen Grund-
lage der Menſchheit zu bedürfen, die unſerem Ge-
ſchlecht in eine ferne Zukunft gerückt iſt. In den
Republiken hat ſich die arme, an ihre Schwere ge-

bundene Volksmaſſe immer willig gezeigt, an einzelne Fähige und Hervorragende Recht und Gewalt abzutreten, um deſto ungeſtörter der Nothdurft nachlaufen zu können. So werden die Hervorragenden die Bevorrechteten, und wiſſen bald auch die Verantwortlichkeit für dieſe Bevorrechtung von ſich abzuſchütteln, obwohl jene die Form war, unter der ihnen dieſe zugeſtanden wurde. Nun ſchneidet aber dieſer mechaniſche Gegenſatz immer tiefer in das Leben ein, und wirkt vernichtend nach allen Seiten des Daſeins, das in zwei baare Hälften zerfallen iſt. Von dieſem Mechanismus der Gegenſätze ſtellt die Geſchichte der Schweiz gewiſſermaßen Muſterbilder auf, an denen man die Pathologie dieſer politiſchen Formen ſtudiren kann. Dies gewährt beſonders die Geſchichte von Bern in raſch zuſammengedrängten Erſcheinungen, und nirgends kann man Glück und Größe der Ariſtokratie mit dem Verfall des Volkslebens und dann wieder das Emporblühen des Volkslebens mit dem Verfall und der Entartung der Ariſtokratie ſo Hand in Hand gehen ſehen, als in den Zuſtänden dieſes Cantons von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten.

Die Ariſtokratie von Bern entwickelte ſich allmählig aus ächt demokratiſchen Elementen, die ſogar in der früheſten Periode einen freireichsſtädtiſchen

Charakter hatten. Der große Rath der Zweihundert, in welchem ſich die höchſte geſetzliche Gewalt zuſammenfaßte, behauptete lange ſeinen durchaus volksthümlichen Urſprung, indem er nur aus Elementen der ſtädtiſchen Gemeinde ſich bildete, welche von gleichen Berechtigungen umſchlungen war. Aber dieſer große Rath betrachtete ſich mit der Zeit immer mehr als einen ausſchließlichen Körper und begann im ſtädtiſchen Weſen ſelbſt Unterſchiede zu organiſiren, die auf die Vorrechte der Geburt hinausliefen. Es unterſchieden ſich die regierungsfähigen Bürger, welche auf dieſen Vorzug durch das älteſte Bürgerrecht ihrer Väter Anſpruch machten, von den andern, die man nur als bloße Stadteinwohner gelten ließ und an denen mithin eine Klaſſe vorhanden war, die ſchlechthin regiert zu werden berufen war, und ſelbſt nicht regieren ſollte. So entſtand ſchon unmittelbar aus bürgerlichen Elementen ſelbſt ein Patriziat, in deſſen erſten einfachen Erſcheinungen ſich jedoch der Keim der wucherndſten ariſtokratiſchen Pflanze verbarg, denn unter dieſen regierungsfähigen Bürgern ſelbſt ſonderten ſich wieder die Nuancen der adeligen und nichtadeligen Geburt auf eine immer ſchroffere Weiſe. Der große Rath, der ſich nur aus den regierungsfähigen Bürgern ergänzte und durch den die eigentliche Souverainetät von

8 *

Digitized by Google

Bern dargeſtellt wurde, mußte daher zu einem mehr und mehr ariſtokratiſchen Charakter anwachſen, der den ganzen Staatskörper verſteifte und an die Stabilität feſſelte. Denn ſelbſt in den kleinen Rath, der an ſich ſchon wenig bedeutete, hatten ſich die patriziſchen Familien verzweigt, und dem volksthümlichen Element war nach keiner Seite mehr freier Spielraum geblieben. So bildeten ſich die erſten Krankheitsformen aus, an denen jede ariſtokratiſche Republik ſich erkennen läßt und die einmal darin ſich zeigen, daß die höchſten Staatsſtellen erbliche Familiengüter werden, dann, daß die Geſellſchaft in Kaſten zerfällt, die durch ihre Abſperrung alle geiſtige Entwickelung hindern, indem es nicht mehr vergönnt iſt ſich über ſeinen Stand hinauszuleben. In dieſen Uebeln liegen aber auch zugleich die natürlichen Mittel der Rettung, indem ſich gewöhnlich ſchon die Motive der Revolution darin verbergen. Je mehr das Patriziat durch Beſchränkung des Volksunterrichts und anderer Dinge darauf hinarbeitet, aus dem Volk nur einen dumpfen Pöbel zu erzielen, deſto ſchärfer wird der Volksgeiſt zum Bewußtſein ſeines edleren Selbſt erwachen oder es wird auch das Pöbelelement, dem man ihn überantwortet hat, ſich endlich als die furchtbarſte Kraft des Widerſtandes erheben. Dies Alles hatten die gnä-

Digitized by Google

digen Herren von Bern im Lauf der Zeiten verſchuldet und erfahren. Einzelne Aufſtände und Verſchwörungen rüttelten zwar an dieſen alten Formen und brachten Milderungen hervor, aber ſie erhielten ſich doch in ihrem eingeroſteten Grundweſen bis auf die franzöſiſche Revolution, die mit einem Schlage das Gebäude aus ſeinen Angeln riß. Bekanntlich war es das Jahr 1798, in welchem die ariſtokratiſche Souverainetät von Bern vor den franzöſiſchen Bajonetten zuſammenſtürzte und die Zügel der Regierung dem Volke überließ, das die einziehenden Sieger als Bringer der Freiheit begrüßen mußte. Bern war nun eine Zeitlang Hauptſtadt der ſogenannten helvetiſchen Republik und die ariſtokratiſche Partei hatte hier, wie überall in der Schweiz, ihr Haupt gebeugt, obwohl ſie in der Stille an den umfaſſendſten Plänen ſpann. Als endlich nach Verlauf von vier Jahren die allgemeine Bewegung ſich wieder dahin richtete, die von Frankreich der Schweiz aufgedrungene Form und Regierung abzuſchütteln, glaubte die Ariſtokratie nur ihren Fuß ſetzen zu dürfen, um die alten Plätze wiedereinzunehmen, aber ſiehe! den alten Herren fehlte nichts als die alten Knechte. Das Volk hatte in der Zwiſchenzeit einen außerordentlichen Fortſchritt in allen Stücken der Bildung gewonnen, es war im Selbſt-

Digitized by Google

bewußtſein erſtarkt und von den höheren Ideen eines politiſchen Daſeins durchdrungen worden. So ſtand es den ariſtokratiſchen Ueberlieferungen, in die es wieder eingeſchmiedet werden ſollte, plötzlich als eine neue Macht gegenüber. —

Die Vermittlungsacte Napoleons im Jahr 1803 brachte die ſtreitenden Elemente in der Schweiz zur Ruhe, jedoch mit Anerkennung jener neuen Bedeutung, welche der Volksgeiſt ſich erobert hatte. In den Zuſtänden des Cantons Bern machte ſich dadurch beſonders eine durchgreifende Veränderung des Lebens geltend. Die Stadt Bern hatte bisher über die Landſchaft eine tyranniſche Oberherrlichkeit behauptet und derſelben in den meiſten Dingen die geſetzliche Ebenbürtigkeit verweigert. Jetzt geſellte ſich zur Demüthigung der ſtädtiſchen Oligarchie auch die Emancipation der Landſchaft, ja Aargau und das Waadtland, die ſich ſchon früher ſelbſtändig gemacht hatten, traten nun als ſelbſtherrliche Theile unter eigenen Verfaſſungen in den Staatenverband der Schweiz über. Das Patriziat von Bern ſah ſeine hauptſächlichſten Vorrechte in den Händen ſeiner Feinde, der Volkspartei, und fand es ſchimpflich, mit derſelben theilen zu ſollen, was es früher allein beſeſſen, oder durch die geiſtige Fähigkeit nun um das zu wetteifern, was ihm ſchon

Digitized by Google

durch die Geburt zuſtändig geweſen war. So ſchleppten ſich im mühſam verhaltenen Unwillen die gnädigen Herren bis zum Sturze Napoleons hin, der in der ganzen Welt das Signal zur Wiederherſtellung der alten Privilegien und Diplome war. Nachdem auf Betrieb der ariſtokratiſchen Partei die öſterreichiſchen Truppen in die Schweiz eingerückt waren, zerriß man die napoleoniſche Vermittelung in Stücke und ſuchte in allen Dingen die alte Verfaſſung, auf deren Lotterbett man ſo wohl geruht hatte, wieder hervor. Der Widerſtand der volksthümlichen Elemente, die erſt in einem ſo jungen Leben ſich erprobt hatten, war wie überall damals gering, doch bewirkte er im Canton Bern, wo man eben den alten Rath der Zweihundert wieder zurechtmachte, wenigſtens einigermaßen eine Anerkennung der früher nicht regierungsfähigen Beſtandtheile in Stadt und Land. Dieſe wurden jetzt im großen Rath in der That durch eine Minorität vertreten, die aber ſo ſchwach begründet und durch ihre ganze Exiſtenz ſo zweifelhaft war, daß ſie dem patriziſchen Uebergewicht gegenüber nur die Beſchämung des Volkswillens repräſentiren konnte. Die Reſtauration ging auch in der übrigen Schweiz ihren Weg, vermochte aber nirgend wieder eine feſte und zuverſichtliche Geſtalt der Dinge zu gründen.

Digitized by Google

Frankreich zeigte ſich als den allgemeinen Heerd der europäiſchen Politik abermals in der Julirevolution, die aber vielleicht der letzte Act dieſer univerſellen Bedeutung des franzöſiſchen Staatsweſens iſt, denn ſeitdem hat ſich die Stellung der Franzoſen, durch ihre innern abſtracten und trivialen Parteikämpfe, immer mehr als eine egoiſtiſch iſolirte erwieſen, die für das Allgemeine unfruchtbar geworden. Aber die Julirevolution zündete auch in der Schweiz wie überall und brachte hier den unter der Aſche glimmenden Funken des Volkslebens wieder zur lebendigen Flamme. Am meiſten wehrten ſich die berner Herren und die demokratiſche Wiedergeburt dieſes Cantons ging nicht ohne gewaltſame Erſchütterungen ab, in denen jedoch das Volk als die organiſirende Macht in der neuen Ordnung der Dinge ſich feſtſetzte. Die neue volksthümliche Verfaſſung vom Jahre 1831 beraubte das Patriziat von Bern aller ſeiner Bevorrechtungen und Männer des Volkes nahmen jetzt die Regimentsſitze ein, welche die Ariſtokratie zum Theil freiwillig verlaſſen hatte. Denn die ariſtokratiſche Partei ſchämte ſich jeder Vermiſchung mit den radicalen Emporkömmlingen, die jetzt verfaſſungsmäßige Gleichheit der Rechte davongetragen, und ſonderte ſich in der Stille einer intriguanten Zurückgezogenheit zu einem zähen

Digitized by Google

Klumpen ab, der gefahrdrohend in der Ecke des Staatslebens liegen blieb. Unermüdlich in ihren Reactionen, bei denen ſie auch auf die Ungeſchicktheiten der jungen unerfahrenen Regierung der Liberalen rechneten, weckten die Ariſtokraten jedoch nur immer mehr das volksthümliche Element, das ſich in Schutzvereinen und öffentlichen Verſammlungen kräftig zu entwickeln ſtrebte. Um die Ariſtokratie ſchien es geſchehen, wenigſtens um die alte Ariſtokratie, die nirgends mehr eine nationale Wurzel hatte und dieſe Losgeriſſenheit in den diplomatiſchen Verbindungen an den Tag legte, die ſie mit den ausländiſchen Reactionsparteien anzettelte und wodurch ſie die neue Regierung des Cantons mehrmals in die unangenehmſte Lage verwickelte. Wie lange aber die neuen liberalen Herren, nachdem ſie ſich eingeſeſſen haben in den ehemals ariſtokratiſchen Stellen und Sitzen, jener Dialektik widerſtehen werden, welche das Demokratiſche immer wieder in das Ariſtokratiſche umſchlagen läßt, oder wie weit entfernt ſie noch von dieſem Punct ſind, auf dem die neue Ariſtokratie anzuſchießen pflegt, darüber kann man aus den Zuſtänden des Tags mancherlei Vermuthungen faſſen. Indeſſen ſcheint doch das gegenwärtige demokratiſche Grundgeſetz von Bern in vielen Beziehungen des Lebens die augenfälligſten Früchte ge-

Digitized by Google

bracht zu haben und die höhere Cultur des Volkes befindet ſich in einem nicht mehr aufzuhaltenden Fortſchritt, welche Schwankungen auch durch einzelne bedeutende Perſönlichkeiten, die bald nach dieſer bald nach jener Seite neigen, im Verfaſſungsleben entſtehen mögen. Im Allgemeinen kann man wohl von dem ſchweizeriſchen Charakter mit Recht behaupten, daß er überwiegend ariſtokratiſche Beſtandtheile in ſich ſelbſt trägt, und aus dieſem Widerſpruch verlangt er eben ſo heftig nach demokratiſchen Formen. Gewiß iſt es charakteriſtiſch, daß Haller's Lehre von der Begründung der abſoluten Staatsgewalt durch den Territorialbeſitz gerade in dieſem Lande und unter dieſem Volke, in welchem alle Lebenskraft in dem in Beſitz genommenen Heimathsboden wurzelt, entſpringen mußte. —

Die vertriebene ariſtokratiſche Regierung von Bern hatte die Freude, ihre volksthümlichen Nachfolger auch durch die Zeitverhältniſſe in die größten Verlegenheiten gerathen zu ſehn. Der Fall von Warſchau und die unglücklichen Irionsverſuche des deutſchen Liberalismus und Demagogismus hatten eine immer wachſende Schaar von heimathloſen Flüchtlingen durch die Schweiz verſprengt, welche ihnen ein Aſyl mit ſo vieler Gaſtfreundlichkeit eröffnete, wie ſie ein edles Volksgemüth immer den vom

Digitized by Google

Schickſal Gezeichneten beweiſen wird. Und dieſe Flüchtlinge, verunglückte Kräfte der Geſchichte, zum Theil auch die verlorenen Söhne derſelben, hatten durch ihr tragiſches Unglück ein Recht darauf, die Bedeutung der Schweiz als des Aſyllandes in einem heiligen Sinne in Anſpruch zu nehmen. Täuſchten und mißbrauchten auch viele derſelben die Gutmüthigkeit der ehrlichen Schweizer, ſo hatte darum doch nicht weniger der edle Beweggrund, aus dem man ſich ihres Unglücks angenommen hatte, an ſich ſeine Gültigkeit. Und die neue demokratiſche Regierung von Bern handelte beſonders in dieſem Sinne, und ihren ſowohl ächt menſchlichen als auch politiſchen Sympathieen war es zuzuſchreiben, daß der Canton Bern der eigentliche Mittelpunct der Niederlaſſung und Unterſtützung für die fremden Flüchtlinge wurde, die hier faſt eine Colonie zu bilden anfingen. Vielleicht kokettirte man auch ſogar etwas mit dieſen Flüchtlingen, um ſich der ausländiſchen Diplomatie gegenüber ein klein wenig zugutzuthun auf die Selbſtſtändigkeit der neuen liberalen Cantonsregierung, und dies ging in der That ſo weit, daß man die fremden Gäſte nicht nur am heimiſchen Tiſche Platz nehmen ließ, ſondern ihnen auch im innern Haushalt Aemter und Stellen gab, wobei ſie eine Zeitlang faſt die Bevorzugung genoſ-

Digitized by Google

ſen. Der demokratiſch gewordene Canton Bern ſchien ſeine Flüchtlinge wie eine Art Hofſtaat zu betrachten, auf den er ganz ſtolz und eitel war, und wenn dies Kokétterie geweſen, (obwohl gewiß die Kokétterie eines guten Herzens) ſo hat er ſie hinlänglich abgebüßt durch die großen Unannehmlichkeiten, die ihm daraus entſtanden. Der berüchtigte Savoyer Zug vom Jahre 1834 hat der Verdrießlichkeiten und Verdächtigungen genug über Bern gebracht. Die Fünfhundert flüchtiger Polen, die von Frankreich zurückgewieſen und dem Canton Bern allein auf dem Hals geblieben waren, indem die Eidgenoſſenſchaft jeden Antheil an ihrer Unterſtützung und Aufnahme verweigerte, hatten aus dieſer Zufluchtſtätte einen Heerd jener neuen und abenteuerlichen Pläne gemacht, welchen man kaum einen andern Namen als den des Wahnſinns beilegen kann. Und in dieſer tollen und barocken, zum Theil komiſch bettelhaften Weiſe ging auch der ganze Zug nach Savoyen vor ſich, wohin jene Polen, im Verein mit andern Flüchtlingen, den faſt gänzlich unmotivirten Verſuch tragen wollten, Italien zu revolutionniren. Noch heut wird in Bern viel darüber geſprochen, wieweit ſich das Mitwiſſen der Behörden um dieſen Plan erſtreckt habe, und da der ariſtokratiſchen Partei dies die günſtigſte Gele-

genheit ſchien, die gegenwärtige liberale Regierung zu verdächtigen und mit dem Auslande in Händel zu verwickeln, ſo kann man ſich denken, daß ſie keine Intriguen und Anſchwärzungen ſparte, um den Behörden eine Schuld aufzubürden, die nur ſcheinbar auf ihnen laſten mochte. Soviel iſt gewiß, daß die diplomatiſchen Flüchtlingsnoten, mit denen man bald darauf die Eidgenoſſenſchaft von allen Seiten drängte, nicht ohne Anreizung der ſchweizeriſchen und namentlich der berner Ariſtokraten ins Land geſchickt wurden, welche dieſen Zeitpunkt zu ihrer Wiederbelebung und zugleich zu ihrer Rache an den Liberalen auserſehen hatten. Demunerachtet iſt es nicht ohne Grund, daß die Behörden Berns von jenem Savoyer Zug im Voraus unterrichtet geweſen, und ein den öffentlichen Ereigniſſen naheſtehender und nichts weniger als der Ariſtokratie dienender Mann verſichert mir, daß man in ganz Bern genau wußte was kommen ſollte und ſchon drei Wochen vorher mit dieſem beabſichtigten Auszug der Flüchtlinge bekannt war. Dies iſt um ſo wahrſcheinlicher, da die Unternehmer dieſes Abenteuers ſelbſt kein großes Geheimniß daraus machten oder es wenigſtens ſehr ſorglos hüteten. Die gutmüthigen Berner dachten ſich aber nichts weniger dabei als daß es ihnen zu politiſchem Hochver-

Digitized by Google

rath ausgelegt werden könne, wenn ſie dieſen Trupp unangefochten durch ihren Canton ziehen ließen, und ſie ſahen nicht ein, warum man dieſen Leuten nicht wie allen andern den freien Weg durch das Land geſtatten wolle. Uebrigens iſt es auch in andern Staaten als etwas ganz Gewöhnliches geſchehen, daß man Flüchtlinge ihre Zufluchtſtätten verlaſſen ſieht, um in fremden Ländern Kriegsdienſte zu ſuchen und im Intereſſe irgend einer Partei zu fechten. So ſahen die Berner ruhig darein, wie die Fünfhundert Polen und das junge Deutſchland ſich nach dem Genfer See zu in Marſch ſetzten, und ſie halfen vielleicht hierundda mit einer Pique aus, ohne einen ſchlimmeren Gedanken zu haben, als den fremden Gäſten, die ſchon läſtig genug geworden, das Fortkommen zu erleichtern.

Daß die Flüchtlinge im Canton Bern auf das Herzlichſte verpflegt wurden, kann man nicht läugnen; doch iſt dies wohl nicht blos auf Rechnung der liberalen Behörden zu ſetzen, ſondern der dafür beſonders empfängliche Sinn der Einwohner, namentlich in dem Städtchen B i e l, hatte den größten Antheil daran. An dem reizenden Bieler See und in dem nahe anliegenden Dorfe Nidau hatte ſich vornehmlich das junge Deutſchland und das junge Europa unter Mazzini niedergelaſſen, der

hier dem Centralbureau der Geſchäfte mit der ihm eigenen genialen Umſicht vorſtand. Der Bieler See iſt in der Geſchichte der demokratiſchen Träume ſchon durch Jean Jacques Rouſſeau berühmt, der auf der herrlichen Peters-Inſel, die über ſeinem Waſſerſpiegel emporragt, eine Zeit ſeines Lebens verbrachte. Kaum kann wohl eine Gegend gefunden werden, in deren phantaſtiſcher Abgeſchiedenheit man für ſeine Gedankenbilder leichter den Maßſtab der Wirklichkeit verlernen könnte, als am Bieler See, der zu den Füßen des Jura hingegoſſen liegt wie ein glänzendes Traumbild, das ſeltſame Ideen hinundherbewegen. In klarer Nähe ſchweben rings am Himmel die weißen Firnen des berner Hochlandes, die von ihren freiheitathmenden Höhen herab als ſtumme Zeugen zuſahen, wie unten an dem See die jungen Pygmalions um die ſelbſtgefertigte Bildſäule der Freiheit tanzten und warben, ohne ſie beleben zu können. Man muß von ewigem Eis und Schnee ſein, wie dieſe Gletſcher der Alpen, um nicht beim Anblick eines ſolchen Schauſpiels vor Ironie und Wehmuth zu zergehen.

Biel ſelbſt iſt ein allerliebſtes kleines Städtchen, unweit Bern, in den ſchönſten und fruchtbarſten Auen gelegen, und von einer induſtriellen Regſamkeit belebt. Wenn man durch die hügeligen Stra-

Digitized by Google

ßen von Biel wandert, bemerkt man ſogleich den gutmüthigen und freundlichen Sinn der Einwohner, die den Flüchtlingen, welche hier in der Nähe ihr Hauptquartier hatten, ſich ſo mildthätig erwieſen haben. Die Häuſer haben in dieſem Städtchen alle einen traulichen Charakter und hinter Blumenfenſtern ſehen ſchöne Mädchen hervor, die hier beſonders zu gedeihen ſcheinen. Manches hübſche Mädchen von Biel hielt gewiß die fremden Flüchtlinge für Helden, und liebte ſie. Daß an dieſem Ort eine ſo große Gunſt für die eingewanderten Gäſte entſtehen konnte, erklärt ſich aus manchen Urſachen, die zum Theil in der früheren Geſchichte dieſer obwohl kleinen doch immer durch eine gewiſſe Bedeutung ausgezeichneten Stadt liegen. In Biel herrſcht immer noch viel franzöſiſche Geſchmeidigkeit und Sorgloſigkeit, die ſich leichter dem fremden Eindruck hingiebt, als ſonſt das in ſich verbleibende ſpröde Schweizernaturell, und man ſagt der bieler Bevölkerung nach, daß ſie ſich in die Zeiten der franzöſiſchen Herrſchaft zurückſehne, an die ſie durch das Jahr 1798 gekommen war, und in welcher Periode ſie namentlich viele Handelsfreiheiten beſeſſen haben ſoll. Die ſehr alte Stadt gehörte in den früheſten Zeiten zu den biſchöflich baſeler Landen, ſpäter bildete ſie ſogar für ſich einen Freiſtaat, der ſich

gegen die biſchöfliche Oberhoheit faſt ſelbſtändig verhielt und bei der Tagſatzung durch ſeine Abgeſandten ſich vertrat. Der wiener Congreß entnahm Biel dem franzöſiſchen Beſitz, unter dem es ſich wohl befunden hatte, und es kam an den Canton Bern, das für den Verluſt des bis dahin mit ihm zuſammengehangenen Aargau und Waadtlandes durch die ehemals biſchöflich baſeler Lande entſchädigt wurde. Biel aber behielt den Geiſt und Stolz ſeiner hiſtoriſchen Selbſtändigkeit bei und wiegt ſich noch heut in dieſer Bedeutung bei aller ſeiner Kleinheit. So haben wir hier, in dieſer ächt ſchweizeriſchen Manier der kleinen Selbſtändigkeiten, nicht einmal einen ganzen Canton, ſondern nur ein Städtchen von zwei- bis dreitauſend Einwohnern, das wie ein für ſich beſtehender hiſtoriſcher Körper ſich unterſcheiden will und auf ſeine eigene Hand Sympathieen und Vorneigungen ſich hingiebt, ohne, wie bei der Flüchtlingsangelegenheit, das Allergeringſte nach der ausländiſchen Diplomatie zu fragen. ——

Das weitgreifende Aergerniß, welches der Flüchtlingszug im Jahre 1834 gab, ſchien jedoch bei der Regierung von Bern nur einen geringen Eindruck hervorgebracht zu haben, denn noch in demſelben Jahre ſtiftete die liberale Partei in Bern die Univerſität geradezu in der Abſicht, ſie aus ſolchen

verfehmten Elementen zuſammenzuſetzen, die ſowohl der Diplomatie des Auslandes als den einheimiſchen Ariſtokraten ein ſcharfer Dorn im Auge ſein mußten. Man war nämlich bei der Gründung dieſer Univerſität, die aus der früheren Akademie hervorging, beſonders bemüht, politiſch compromittirte deutſche Gelehrte und ſelbſt Flüchtlinge heranzuziehen und als Profeſſoren anzuſtellen, um daran ein lebendiges und von der Volksintelligenz getragenes Bollwerk gegen den Ariſtokratismus aufzuthürmen. Dieſer Gedanke war eigenthümlich genug, ein Inſtitut zu ſchaffen nicht nur als Ablagerung deutſcher Intelligenzkräfte, worauf die Schweizeruniverſitäten überhaupt angewieſen ſind, ſondern zugleich als Aſyl der Verſtoßenen und Verbannten, die hier, in den allgemeinen Frieden der Wiſſenſchaft aufgenommen und unter deren Schutz geſtellt, durch ihren vom Märtyrerthum gehobenen Einfluß der Bildung der Jugend und des Volkes diejenige Richtung geben ſollten, die dem Liberalismus die ihm wünſchenswerthen Garantieen für die Zukunft verſpricht. So ging die Schöpfung der berner Univerſität aus dem Großen Rathe hervor, natürlich unter dem größten Widerſtande der ariſtokratiſchen Partei, die auch nachmals nicht aufgehört hat, dieſe Univerſität, die in der That eine liberale In-

Digitized by Google

trigue war, als ein Seminar der Revolution zu verdächtigen. Die berner Ariſtokraten ließen von jetzt an ihre Söhne im Auslande ſtudiren, und wenn der Liberalismus ſich in die Wiſſenſchaft hineingeſetzt hatte, ſo ſollte dieſe radical gewordene Wiſſenſchaft wenigſtens die theuern Junker nicht vergiften, ſondern man wollte es der eigenen Brut der Liberalen ausſchließlich überlaſſen, ſich an dieſem vergifteten Mäuſeſpeck den Tod zu eſſen. Denn anders wie eine Mäuſefalle ſahen die Ariſtokraten dieſe Univerſität doch nicht an, und ſie waren ſicher, daß die Liberalen ſich unfehlbar ſelbſt verfangen würden in dieſer Falle. Auch ſprengte man häufig aus, daß das Inſtitut ſich nicht zu halten vermöchte, und oft ſchon wurde von dem Augenblick geſprochen, wo es wieder aufgehoben werden ſolle, der aber noch immer nicht gekommen iſt. Es ſind auch wenig innere Gründe dazu vorhanden, da die Vereinigung des Liberalismus mit der Wiſſenſchaft an ſich keinen Widerſpruch enthält und wohl nur in einigen perſönlichen Vertretern dieſer Combination als eine Carikatur ſich auswies. Namentlich hat in dieſer letzteren Beziehung die Profeſſur eines Mannes, wie Siebenpfeiffer, wohl nicht bloß bei den ariſtokratiſchen Gegnern der berner Hochſchule Anſtoß erweckt, und es iſt kein Zweifel, daß man damals

in Bern ſolche radicalen Anſtellungen mit einem gewiſſen Prunk betrieben hat, der in Verbindung mit einer wiſſenſchaftlichen Angelegenheit verwerflich erſcheint. Denn mit Siebenpfeiffers wiſſenſchaftlicher Bedeutung iſt es nicht beſſer beſtellt als mit ſeinem hohlen und gedankenloſen Liberalismus, durch den er und Seinesgleichen der liberalen Bewegung in Deutſchland einen ſo unerſetzlichen Schaden zugefügt haben. Dieſe Hambachiaden und dieſe journaliſtiſchen Freiheitsorgien, dieſer Sausundbraus eines abenteuernden und liederlichen Liberalismus, mit dem ohne Plan und Verſtand und ohne alle Kenntniß der hiſtoriſchen und politiſchen Verhältniſſe in den Tag hineingewirthſchaftet wurde, dieſe Dinge waren es, welche der darauf über Deutſchland gekommenen Reaction ſo viel Gewalt und Gewicht verliehen, und wodurch eine Lähmung über unſere Beſtrebungen gebracht ward, die uns faſt das Herz abgedrückt hat. Konnte die Verſchuldung, die Siebenpfeiffer durch ſein abgeſchmacktes Treiben in Deutſchland auf ſich geladen, und wofür ihn jeder wahrhafte Liberale haſſen mußte, bei der regenerirten Republik von Bern wie eine Märtyrerglorie erſcheinen, ſo mag dies als optiſche Lichttäuſchung hingehen, aber wenn man aus dieſem faulen revolutionairen Holz einen Profeſſor geſchni-

Digitized by Google

zelt hat, ſo mußte die Wirkung davon eine komiſche ſein. Siebenpfeiffer lieſt an der berner Univerſität vornehmlich über Staatsökonomie und Staatsrecht, und bringt darin eine halb politiſche, halb philoſophiſche und ſchöngeiſtiſche Waare zu Markte, unter großem Zulauf der Studirenden, die von ſeinem beredten Vortrag gefeſſelt werden. Er mag für ſeine Perſon ein braver Mann ſein und beſonders durch ſein gegenwärtiges, ſehr zurückgezogenes Privatleben alle Achtung verdienen, aber ſein Treiben bleibt immer eine Charlatanerie, ſo jetzt in der Wiſſenſchaft, wie früher in den politiſchen Bewegungen.

Als Mitglieder des Großen Raths waren die Gebrüder Karl und Johann Schnell, die in der berner Politik eine ſo bedeutſame Rolle ſpielen, auch für die Gründung der Univerſität von dem weſentlichſten Einfluß. Wie ich mich gehört zu haben erinnere, eiferte aber beſonders Hans Schnell gegen die Anſtellung von Flüchtlingen, auf die es jedoch einmal bei dieſer Hochſchule, wie bemerkt, prinzipienmäßig abgeſehen war. Indeß läßt ſich auch nicht läugnen, daß das Inſtitut gerade durch das Prinzip der Oppoſition, mit dem es verwachſen wollte, manchen ausgezeichneten Lehrer gewann. Selbſt der ehrwürdige Held der ſchweizeriſchen

Digitized by Google

Volksſache, der geniale Troxler, kam gewiſſermaßen als Flüchtling von Baſel an die berner Univerſität, da ſich ſeine frühern baſeler Verhältniſſe keineswegs auf einem geſetzlichen Wege auseinander gelöſt hatten. Ich denke ſpäterhin etwas Zuſammenhängenderes über dieſen vortrefflichen Mann in meinem Tagebuche aufzuzeichnen, da mir bei meinem Aufenthalte in Bern das Glück ſeiner Bekanntſchaft geworden. Ein Deutſcher iſt Troxler's Freund, Wilhelm Snell, der ihm in den baſeler Vorgängen mit treuem Antheil an der Gefahr zur Seite geſtanden, und auch in Bern mit ihm vereinigt, jetzt hauptſächlich die juriſtiſche Facultät vertritt. In derſelben Facultät lehrt auch Reinhold Schmidt, früher Profeſſor in Jena und in burſchenſchaftliche Bewegungen verwickelt, die er mit längerer Feſtungsſtrafe gebüßt, und wofür ihn nur die berner Profeſſur belohnt hat. Kein Flüchtling, aber doch ein Jude iſt Herr Valentin, ebenfalls ein Deutſcher. Hier hat ſich die Univerſität von Bern als ein Gedanke des modernen Liberalismus auf die ehrenwertheſte Weiſe bethätigt, indem ſie dieſen durch ſeine phyſiologiſchen Entdeckungen berühmten jungen Mann zu einer Profeſſur zugelaſſen, trotzdem er ein Jude iſt und bleibt. Es giebt, glaube ich, noch an keiner andern Lehranſtalt ein

Digitized by Google

ähnliches Beiſpiel, daß man ſich zur Höhe eines ſolchen wahrhaft wiſſenſchaftlichen Standpunktes erhoben und das wiſſenſchaftliche Verdienſt durch das religiöſe Bekenntniß nicht beeinträchtigt gefunden hat. So zeigt ſich die Wiſſenſchaft der Freiheit würdig, die ſie unterſtützen und entwickeln helfen ſoll. Und wo wäre auch die Freiheit in unſerer Zeit, wenn nicht einmal in der Wiſſenſchaft?

Digitized by Google

10.

Die Nationalpartei in der Schweiz.

Das politiſche Volksleben der Schweiz fängt an durch die Angelegenheit des Prinzen Louis Napoleon eine neue Bewegung zu erhalten. Das politiſche Treiben, das unmittelbar nach der Julirevolution in den Jahren 1830 bis 1832 ſo lebhaft und bedeutſam in dieſem Lande geweſen und ſich namentlich durch großartige Volksverſammlungen an den Tag gelegt hatte, war in der letzten Zeit, wie überall, ſo auch in der Schweiz ſehr zuſammengeſchrumpft und zu winzigen Regungen verkümmert. Um ſo größeres Aufſehen erregt jetzt die patriotiſche Volksverſammlung in Langenthal, die vor einigen Tagen (23. September) auf den Ebenen dieſes zum Canton Bern gehörigen Marktfleckens Statt gefunden. Hier war der Kern der ſchweizeriſchen Bewe-

Digitized by Google

gungsmänner beiſammen, um durch volksthümliche Beſchlüſſe die Partei zu vertreten, welche ſich den Nationalverein nennt und die den eigentlichen Zielpunct ihrer Beſtrebungen in eine Bundesreform der Schweiz geſetzt hat. Es hat etwas Religiöſes, ein Volk in geordneter Maſſe und zu einem höheren Zweck zuſammengetreten zu ſehn. Dies gute arme Volk, ſo wenig begünſtigt vom Schickſal, ſich drängend und abarbeitend um ein dürftiges Daſein, unter grobem Kittel ein volles und kräftiges Herz, dazu beſtimmt, im Schweiß ſeines Angeſichtes ſelbſt die Gerechtigkeit ſich zu verdienen, und immer nur begnadigt mit den Broſamen von den Tiſchen der Bevorzugten, wer kann es ohne heilige Schauer betrachten, wenn es ſich ſammelt und ſeine dumpfe Unfreiheit überwindend, zu einem Moment des Bewußtſeins ſich erhebt? Man denkt dabei unwillkürlich an den göttlichen Zug in jedem Volksgeiſte und iſt bereit, ſeinen Regungen, in denen es in einem ſolchen ergriffenen Augenblick aufzuckt, wie Offenbarungen zu vertrauen. Nicht jede Volksthümlichkeit vermag aber bei öffentlichen und freien Verſammlungen ſich ſo würdig und in jenem heiligen Sinne einer Gottesſtimme zu äußern, als die der Schweizer, welche darin faſt daſſelbe tüchtige Naturell zeigen, welches an den Engländern ſo be-

wundernswürdig iſt. Die kernhafte Volksgeſittung der Engländer, die bei ſolchen Verſammlungen oft unermeßliche Schaaren bloß von innen heraus zügelt und in muſterhafter Ordnung darſtellt, iſt bekannt. Es iſt dies eine gewiſſe Frömmigkeit des Volksgemüthes, das um ſo lauterer und reiner ſich erhält, je höher es von den Regierenden geachtet und mit Vertrauen angeſehen wird. Der Sinn des Volkes erweiſt ſich überall als tief und zart, wenn man ihn zu behandeln weiß und ſeiner innern Tüchtigkeit ihn überläßt, anſtatt ihn durch rohe Betaſtungen roh zu machen. Der ſchweizeriſche Volkscharakter hat ebenſo viel Innerliches und moraliſch Gehaltenes auf der einen, wie Heftiges und Leidenſchaftliches auf der andern Seite, und kann auch in dieſer Zuſammenſetzung mit dem engliſchen verglichen werden; aber im Allgemeinen auf einer geringern Bildungsſtufe ſtehend als der engliſche, iſt er in der frommen Haltung, die er auf ſeinen öffentlichen Verſammlungen offenbart, um ſo mehr zu bewundern.

Dieſe Haltung, man könnte ſie eine politiſche Andacht nennen, ſprach ſich auch bei der Volksverſammlung in Langenthal mit dem rührenden Eindruck aus, von dem man bei ſolchen öffentlichen Verhandlungen ſo leicht ergriffen wird. Die Ver-

ſammlung, die wohl gegen 8000 Menſchen herbeigezogen hatte, fand, bei Regen und Unwetter, im Freien Statt, unter Vorſitz des bekannten Patrioten Kalthofer, der in den Verfaſſungsverhältniſſen Bern's bei mehreren Gelegenheiten eine bedeutende Rolle geſpielt hat. Nur für die Redner und den engeren Ausſchuß des Nationalvereins war eine bedeckte Tribune aufgeſchlagen. Die an die Spitze geſtellte Frage betraf das Begehren Frankreichs, den Prinzen Louis Napoleon aus der Schweiz zu verweiſen. Ein Mitglied des Vereins, Dr. Girard, beantragt eine Adreſſe an die franzöſiſche Nation zur Aufklärung über das ungerechte Begehren ihrer Regierung, und verlieſt deshalb einen Entwurf. Man macht ihn auf das Fruchtloſe einer ſolchen Demonſtration aufmerkſam. Da erhebt ſich Köllner, mit dem Beinamen „der Saure,“ welcher jetzt vielleicht der gewaltigſte Volksredner in der Schweiz iſt, und zu den populairen Geſtalten gehört, die auch in dieſem Lande immer ſeltener geworden ſind. Seinem Berufe nach, glaube ich, iſt er ein Advocat, und wird durch ſeine furchtbare Stentorſtimme allen Dingen, die er beſpricht, jedesmal den Sieg verſchaffen. Zu ſeiner donnernden Rede ſteht im richtigen Verhältniß ſeine rieſenhafte Geſtalt, die den Freunden Vertrauen und den Geg-

nern die nöthige Verehrung einflößen muß. Den Beinamen des Sauren hat er ſich ſelbſt beigelegt. Er unterſtützte den Antrag einer Adreſſe an das franzöſiſche Volk, und ging dabei von der grundſätzlichen Vorausſetzung aus, daß Völker ſich näher und inniger verwandt ſeien als Regierungen. Die Völker aber wollten immer nur den Frieden und das Recht. So ſei er überzeugt, daß es in Frankreich noch einen großen Theil der Nation gebe, der nicht hinlänglich aufgeklärt ſei über die franzöſiſche Regierungsforderung an die Schweiz, und er ſchlage deshalb vor, eine ſolche Adreſſe, wie beantragt worden, zur Aufklärung in die franzöſiſchen Zeitungen zu rücken. Was die Verſammlung genehmigte. Wer dies hört, wird vielleicht über die plumpe Gutherzigkeit dieſer Zumuthung an das franzöſiſche Volk lächeln müſſen, aber er thue es nicht mit vornehmer Geringſchätzung dieſer herrlichen ſchweizeriſchen Einfalt, die hier mit einem derben Biedermannsfauſtſchlag das Netz der Diplomatie entzweireißen will, um von Volksherz zu Volksherz zu ſprechen, nicht gedenkend, daß das franzöſiſche Volksherz ſo ſchwer aus ſeinen vielen theatraliſchen Hülſen herauszuſchälen und noch ſchwerer für eine Sympathie zu gewinnen iſt, die außerhalb ſeiner Landesgränzen liegt.

Digitized by Google

Auch Troxler ſprach auf der Volksverſammlung von Langenthal, das große Thema anſchlagend, für das er ſchon ſo oft in den Kampf gegangen, und in dem er alle Energie und vielleicht auch alles Martyrthum ſeines ganzen politiſchen Lebens nun zuſammendrängen zu wollen ſcheint. Er brachte nämlich wieder die Angelegenheit einer ſchweizeriſchen Bundesreform auf dem Wege eines niederzuſetzenden Verfaſſungsrathes in Anregung. Hier zeigte er, daß er mit dem ſchärfſten und umfaſſendſten Geſicht die diplomatiſchen Händel des Augenblickes durchdringe. Man bedrohe, ſagte er, von Außen eigentlich nur die freiſinnigen Inſtitutionen der Schweiz. Dies ſei der Sinn auch der gegenwärtigen Verlegenheit, welche der Schweiz durch die Forderung Frankreichs bereitet werden ſolle, und darum könne dies nur als erneute Aufforderung gelten, jener großen Bundesreform der Eidgenoſſenſchaft ſich ernſtlicher als je zuzuwenden. Zu ähnlichem Zweck erhob ſich der Großrath Gruber von St. Gallen, welcher die ſanctgalliſche Section des ſchweizeriſchen Nationalvereins auf der Verſammlung vertrat. Er machte in dieſer Angelegenheit vorzüglich auf den bisherigen Mißſtand der Rechtsgleichheit in der nationalen Gemeinſamkeit und auf den Unfug der bevorrechteten Kantonalſouverainetäten

aufmerkſam und empfahl die Republik in ihrer Reinheit als ächte Darſtellung menſchenrechtlicher Gleichheit und Freiheit.

Zum Schluß der Verſammlung erklärte ſich endlich das Centralcomité des Nationalvereins in einer Sitzung für bevollmächtigt und beauftragt, in allen Theilen der Schweiz, wo es immer geſchehen könne, Freiſchaaren zu bilden, ſobald die Regierung von Frankreich nur im Entfernteſten anfange, ihren Drohungen gegen die Schweiz Folge zu geben. Jedes Mitglied des Nationalvereins ſei Mitglied eines Freiſchaarencorps oder müſſe aus dem Verein treten. Dies traf mit der gegenwärtigen Volksſtimmung der Schweizer zuſammen, die nur Haß gegen die Franzoſen athmet. Man hörte dieſen Haß hier auf die naivſte Weiſe ſich ausſprechen. „Wir wollen ihnen ihre rothen Hoſen ſchon ausklopfen!“ iſt der gäng und gäbe Ausdruck, den ich hier aus manchem ehrlichen Schweizermunde vernahm, begleitet von der Action einer Fauſt, der das Siegel des Heldenthums ohne Zweifel in jedem Glied aufgedrückt war. —

Was nun die Sache Louis Napoleons anbetrifft, ſo wird die Erklärung, die der Nationalverein darüber abzugeben beſchloſſen, daß es nämlich der nationalen Selbſtändigkeit der Schweiz zuwider-

Digitized by Google

laufe, dem franzöſiſchen Begehren nachzugeben, ohne Zweifel von großer Einwirkung auch auf die Behörden ſein, welche jetzt in den einzelnen Cantonen über dieſe komiſche Angelegenheit berathſchlagen. Der Nationalverein pflegt ſolche Erklärungen in den Zeitungen zu veröffentlichen oder ſonſt in einer eindringlichen Form unter das Volk zu verſtreuen, denn die hauptſächlichen Mittel, durch welche dieſe Partei zu wirken ſucht, ſind auf ſolche moraliſch-nationale Demonſtrationen berechnet. Wenn im Staatsleben die vermittelnden Organe nicht mehr fähig ſind, den nationalen Blutumlauf in ſich aufzunehmen, ſo erfüllen dann die freien Vereine und Aſſociationen ihren großartigen Beruf, als ein neues Lebensorgan ſich zwiſchen Nation und Staat in die Mitte zu ſtellen und dem erſtarrenden politiſchen Körper wieder die Wärme der nationalen Bewegung zuzuführen. Und dies iſt gerade die Lage, in welcher ſich die Schweiz, als politiſcher Geſammtkörper angeſehen, ſeit der Reſtauration befindet. Die volksthümliche Wiedergeburt mehrerer einzelner Cantone ſeit 1830 vermochte doch dem Bundesvertrag von 1815, welcher das politiſche Geſammtleben der Schweiz eidgenoſſenſchaftlich bindet, nicht das freie Gleichgewicht zu halten, vielmehr iſt dafür geſorgt, daß die in der eidgenoſſenſchaftlichen Ver-

Digitized by Google

tretung geſäeten ariſtokratiſchen Keime allmählig auch wieder in den regenerirten Cantonen ſelbſt aufgehen müſſen. So zeigt ſich die Ariſtokratie, die mit der Demokratie in der Schweiz immer wie die Katze mit der Maus geſpielt hat, in den ganzen Bundeskörper der Eidgenoſſen ſo eingeimpft, daß ſie ſich immer wieder von ſelbſt hervorbringen muß, ſelbſt in den einzelnen demokratiſch gewordenen Theilen. Mit einem Worte, es fehlt der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft, wie ſie ſich durch ihre Vororte und auf ihren Tagſatzungen vertreten läßt, jedes nationale Element, und die ausländiſchen Diplomaten, welche die Schweiz zu dieſer heutigen Eidgenoſſenſchaft diplomatiſirten, haben es feinſäuberlich verſtanden, den Enkeln Tells und Winkelrieds ein chineſiſches Schattenſpiel aufzubauen, in welchem die alten republikaniſchen Volksgeiſter gezähmt und gezopft, mit wackelndem Kopfe und diplomatiſch zugemeſſenen Gebärden, einhermarſchiren müſſen. Dieſe illuſoriſche und diplomatiſche Föderativrepublik in eine freie nationale Verfaſſung des Schweizerbundes umzugeſtalten, iſt das Grundbeſtreben der radicalen oder vielmehr contrerevolutionairen Partei, die ſich ſeit dem Jahre 1833 unter dem Namen des Nationalvereins förmlich organiſirt hat und deren eigentliche Seele Tror-

Digitized by Google

ler iſt. Dieſer Nationalverein geht in dem allerentſchiedenſten Sinne von der Idee der Volksſouverainetät aus, dieſer zwiſchen Himmel und Erde ſchwebenden wunderbaren Idee, die rein verwirklichen zu laſſen entweder die Menſchheit noch nicht göttlich oder Gott nicht menſchlich genug zu ſein ſcheint. Die ſchweizeriſche Nationalpartei will aber die Idee der Volksſouverainetät ebenſo entſchieden in der eidgenöſſiſchen Bundesverfaſſung, als in den einzelnen Cantonen, zu Grunde gelegt ſehen, und daraus ſoll ſich dann der Phönix eines allgemeinen ſchweizeriſchen Bürgerrechts, das eine völlige Rechtsgleichheit aller Eidgenoſſen in ſich ſchließt, erheben. Denkt man ſich dieſen ſtolzen Traum der ſchweizeriſchen Unſchuld, gegenüber dem gegenwärtigen europäiſchen Syſtem des Ultracismus und des Juſtemilieuthums, welches letztere Troxler einmal den „Judaskuß der Verſöhnung" nannte, ſo muß man ſich in jenen Zuſtand von Lachen und Weinen oder von Regen und Sonnenſchein verſetzt fühlen, bei dem, wie der Volksglaube geht, der Teufel ſeine Großmutter prügelt. —

Welche Formen gedenkt nun aber der ſchweizeriſche Nationalverein ſeinen Ideen zu geben? Er hat ſich noch wenig beſtimmt darüber ausgeſprochen, ſondern will eben die Conſtituirung neuer Grund-

verhältniſſe einem zu ernennenden eidgenöſſiſchen Verfaſſungsrath überantworten. Wie ich aber aus mir gemachten perſönlichen Aeußerungen einiger Mitglieder zu ſchließen glaube, ſo hat man ſich wohl auf Seiten dieſer Partei die nordamerikaniſchen Verfaſſungsverhältniſſe als Muſter vorgeſtellt und dabei vornehmlich das Zweikammerſyſtem zur Bildung eines Congreſſes ins Auge gefaßt. Darin aber ſind alle Mitglieder einverſtanden, daß die gegenwärtige ambulirende Tagſatzung nichts als ein Uebel ſei, und deshalb hat auch der Nationalverein niemals Petitionen an dieſelbe verſucht, ſondern allein durch die moraliſche Kraft ſeiner öffentlich ausgeſprochenen Anſichten auf die Volksſtimmung zu wirken geſtrebt. Dieſe Wirkung geht denn aber beſonders dahin, die Zerfallenheit und das antinationale Weſen der gegenwärtigen ſchweizeriſchen Bundesregierung fühlbar zu machen und das Volk zu einer Selbſthülfe aufzurufen, um aus dem unorganiſchen Staatenbund, aus welchem jetzt die Schweiz loſe und locker zuſammengeſetzt iſt, wieder einen Bundesſtaat zu geſtalten, der, aus nationalen Elementen erwählt, den Geſammtwillen des Volkes vertrete. Das Beſtreben dieſer Nationalpartei ſcheint ſich hauptſächlich darin zuzuſpitzen, ein repräſentatives Syſtem auch in der Bundesverfaſſung der

Digitized by Google

Schweiz einzuführen. Dabei ſoll es jedoch keineswegs auf eine abſolute Einheit und Centraliſirung des Landes abgeſehen ſein, wie etwa in der aus franzöſiſchem Geblüt erzeugten helvetiſchen Republik, ſondern es kommt vielmehr darauf an, das Verhältniß zwiſchen Cantonalismus und Centralität in die richtige nationale Harmonie zu bringen, indem die Einheit des Bundes aus der Vielheit der Lande dermaßen geſchaffen werde, daß weder die Cantonalexiſtenz in dieſer Centralität zu Grunde gehe, noch auch, wie bisher, die einzelnen Cantone eine Art von Souverainetätsrecht bei der Tagſatzung üben dürfen. Denn da nach dem gegenwärtigen Syſtem der kleinſte Canton beim Bunde ebenſo viel Stimmrecht hat wie der größte, und, wenn ich mich nicht irre, auf der Tagſatzung nur der Unterſchied ſtattfindet, daß die Geſandten der alten Orte auf etwas erhöhteren Lehnſtühlen daſitzen dürfen als die der jüngeren, ſo ergiebt ſich daraus von ſelbſt ein Mißverhältniß der Vertretung und zugleich eine Souverainetät, welche die Cantone über die ganze Nation ausüben können. Bei den vielen kleinen Cantonen nämlich, in welche das Land geſondert iſt, muß auf dieſe Weiſe die Minorität des Landes, die noch dazu auch geiſtig und intenſiv die ſchwächſte ſein wird, die Majorität der Stimmen haben und alſo auch die Majorität des

Landes beherrſchen. Eine verhältnißmäßige Repräſentation des Landes nach der Seelenzahl, und nicht mehr nach der Souverainetätshoheit der Cantone, dürfte deshalb auch in den Gedanken der Nationalpartei inbegriffen liegen. Dann müßte allerdings die jetzt herrſchende lächerliche Eitelkeit und Rivalität der Cantone einer reinen nationalen Vertretung weichen, und die Populariſirung des Bundes, wonach jene Patrioten ſtreben, wäre in den gründlichſten Formen erreicht.

Der ſchweizeriſche Nationalverein hat ſeine im Jahre 1835 zu Schinznach förmlich entworfenen Statuten, die von Wilhelm Snell und Troxler gezeichnet ſind, veröffentlicht. In denſelben ſteht als Hauptgedanke an der Spitze, daß alle Schweizer, ohne Unterſchied der Religion, der Sprache und eigenthümlicher Localeinrichtungen, Eine ſchweizeriſche Nation bilden ſollen. Den verſchiedenen ſchweizeriſchen Völkerſchaften dieſe Einheit eines freien, unabhängigen und geiſtig veredelten Nationaldaſeins zu ſchaffen, will ſich der Nationalverein aller dahin zielenden rechtlichen Mittel und Gelegenheiten bemächtigen, und hat ſich in dieſer Aufgabe den heiligen Grütlibund der Altvordern, wie ihn die Stifter der Eidgenoſſenſchaft, Walther Fürſt, Werner Stauffacher und Arnold

von Melchthal gegründet haben, ausdrücklich zu ſeinem Vorbild geſetzt. Denn dies iſt ſein Weſen, auf die alten urſprünglichen und ächten Verhältniſſe der Eidgenoſſenſchaft zurückzugehen, um die gegenwärtige vom Auslande diplomatiſch zugeſtutzte Schweiz wieder in die wahre, von innen heraus ſich gebärende, volksthümliche Geſtalt zu reorganiſiren. Um aber zur Verwirklichung der neuen nationalen Bundesverfaſſung zu gelangen, hat der Verein ſein lebhafteſtes Streben darauf gerichtet, diejenigen Volksrechte, welche er als die Grundbedingungen eines republikaniſchen Staatslebens betrachtet, hervorzubilden und zu begründen. Als ſolche grundthümlichen Volksrechte finden ſich in den Statuten mit folgenden Worten angegeben: „die politiſche Rechtsgleichheit, ohne die es kein freies Bürgerthum giebt; die Volksſouverainetät (Volkswillen) als Quelle der Verfaſſung und ihrer Fortbildung, und als Richtſchnur und Regulativ für die Geſetzgebung; die freie Preſſe, als Organ der öffentlichen Meinung, welche der Leitſtern aller Behörden ſein ſoll; eine tüchtige und unabhängige Juſtiz, als ſtärkſten Schutz der perſönlichen Freiheit und ihrer Entwickelung; und endlich das Recht zu freien Vereinen (Aſſociationsrecht).“ Dieſer Paragraph ſchließt mit

Digitized by Google

den merkwürdigen Worten: „Als die Hauptbürgſchaft für Erhaltung dieſer Rechte betrachtet er möglichſt geſteigerte menſchliche, bürgerliche und nationale Bildung des ganzen Volkes." —

Der Nationalverein verzweigt ſich durch die Schweiz in vielen einzelnen Cantonalabtheilungen, die aber durch ein jährlich erwähltes Centralcomité verbunden, und in ihren Arbeiten geleitet werden. Von dem Centralcomité ſelbſt geht die Förderung derjenigen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten aus, welche im Sinne des Vereins, meiſtentheils für das Volk, doch auch für die gebildeten Klaſſen unternommen und auf Koſten der Geſellſchaft gedruckt und verbreitet werden. Beſonders aber iſt man bemüht, die Zeitungspreſſe für die Angelegenheiten des Nationalvereins nutzbar zu machen. Zu den Statuten gehört auch die Beſtimmung, daß jede einzelne Section des Vereins eine Leſegeſellſchaft zu ſtiften und dieſelbe möglichſt weit auszudehnen ſucht. Jeder, der in irgend eine Abtheilung des Nationalvereins eintreten will, hat einen Beitrag zu zahlen, der aber höchſt geringfügig ſein kann. —

Aus dieſer flüchtigen Skizze von den Beſtrebungen der Nationalpartei ergiebt ſich, wie thöricht diejenigen Stimmen geurtheilt haben, welche den Nationalverein für gleichbedeutend mit der jungen

Digitized by Google

Schweiz anſahen. Der Nationalverein iſt vielmehr die Partei des alteidgenoſſenſchaftlichen Lebens der Schweiz, die in einer Zeit, welche mit Staatsgrundgeſetzen ein höhniſches Spiel zu treiben pflegt, ſich erhoben hat, um, einem vom Auslande aufgedrungenen Verfaſſungsweſen gegenüber, an den alten und ewigen Keim aller Geſetzgebung und alles Staatslebens zu mahnen, der im Volke gegeben ſei. Dieſe Partei iſt noch klein in der Schweiz, aber doch von einer ſehr intenſiven Größe, die beſonders darin beruht, daß ſie im Patriotismus und in jenem abgeſchloſſenen Heimathsſinn der Schweizer wurzelt, welcher, in ſeiner Alpenwelt das vollſte Genüge des Daſeins findend, allen ausländiſchen Elementen abhold iſt. Dagegen hat aber die Nationalpartei ihre entſchiedenen Gegner an den kleinen Cantonen, die ſich nach der Bundesacte von 1815 als ſouveraine Gewalten bei der Tagſatzung vertreten dürfen. Dieſe kleinen Cantonalexiſtenzen der Schweiz haben in der That ein ſeltſames Schickſal gehabt und die Geſchichte hat wenige Beiſpiele ſo zähen und feſten Lebens bei ſo großen Schwankungen der Verhältniſſe aufzuweiſen. Die Verfaſſung von 1798, welche die eine und untheilbare helvetiſche Republik gründete, hob alle Gränzen zwiſchen den Cantonen auf, und ſuchte ihr Einheitsſyſtem auf Koſten der Vielheit

herzuſtellen, indem ſie den Cantonalismus völlig zerſtörte. Dadurch aber wirkte ſie zu ſehr in einem antiſchweizeriſchen Geiſte, und wie ſie ein Todesſtoß gegen die Ariſtokratie war, ſo wurde ſie nun auch, ungeachtet ihrer demokratiſchen Elemente, zugleich unerträglich für den Ehrgeiz des Volkes oder vielmehr der Cantone, denn in manchem Betracht darf man wohl von einer allgemeinen Volksthümlichkeit in der Schweiz nicht ſprechen, da ſie meiſtentheils nur unter der Form des Cantonalismus erſcheint. Napoleon, im Sinne der Vermittelung einſchreitend, ſchlug daher in ſeiner Mediationsacte vor allen Dingen das alte Gerüſt der Cantone wieder auf und ſtellte dieſelben in ihrer eigenthümlichen und ſouverainen Exiſtenz wieder her. Wenn Napoleon es gut mit der Schweiz meinte, ſo war ihm doch ohne Zweifel auch viel an ihrer Ohnmacht gelegen, und ſo glaubte er ſie vielleicht in dieſer cantonalen Zerſplitterung am beſten in ſich ſelbſt gefangen, indem er wie ein ſchlauer Sieger durch die Feſſeln, die er anlegte, zugleich ſich die Volksſympathieen gewann. Daß es ihm auch darum zu thun war, in der Verfaſſung, welche die Schweiz aus ſeinen Händen empfing, ein volksthümliches Werk zu ſchaffen, läßt ſich gewiß nicht in Abrede ſtellen. In ſeinem Grundgeſetz finden ſich ſchon Elemente derjenigen nationalen Ver=

Digitized by Google

tretung, welche verhältnißmäßig aus der Seelenzahl der Bevölkerung hervorgeht, indem von den neunzehn Cantonen, in welche er die Schweiz eintheilte, diejenigen, deren Bevölkerung die Zahl von 100,000 überſtieg, jeder zwei Stimmen bei der Tagſatzung hatte, die übrigen Cantone aber, mit weniger als 100,000 Einwohnern, jeder nur eine Stimme. Die heutige Nationalpartei möchte daher noch am meiſten der franzöſiſchen Vermittelungsurkunde vom Jahre 1803 einen volksthümlichen Charakter unter allen neueren Conſtitutionen der Schweiz zugeſtehen wollen. Denn durch den Bundesvertrag von 1815 gingen ſelbſt diejenigen nationalen Fortſchritte wieder verloren, die man ſchon in dieſem früheren napoleoniſchen Grundgeſetz errungen hatte. Die Cantone vertraten nun nicht mehr das Verhältniß der Bevölkerung, ſondern lediglich ihre Cantonalſouverainetät und Particularherrlichkeit als ſolche bei der Eidgenoſſenſchaft, wie dies im Geiſte der allgemeinen ariſtokratiſchen Reaction lag, welche das Leben jener Zeit in ihren Bann gethan hatte. —

Der Nationalverein geht gegenwärtig damit um, ein Journal, unter dem Titel einer Nationalzeitung, für ſeine Intereſſen zu gründen, und es ſollen bereits bedeutende Actien dazu aufgenommen ſein. Dieſe Zeitung ſoll dann zugleich in deutſcher

Digitized by Google

und franzöſiſcher Sprache geſchrieben werden, und Troxler dürfte darin ſeine publiziſtiſche Thätigkeit auf das Lebhafteſte wieder aufnehmen, obwohl er die Ruhe in der letzten Zeit ſehr liebgewonnen; aber der Kampf hat für einen alten Helden jederzeit wieder etwas Verführeriſches. Es ſollen jedoch noch manche Schwierigkeiten ſich der Ausführung jenes Planes entgegenſtellen. Im Allgemeinen bemerkt man jetzt an dem ſchweizeriſchen Zeitungsweſen einen außerordentlichen Aufſchwung. Täglich kündigen ſich neue Unternehmungen an, die den bisherigen Schlendrian zu verlaſſen ſcheinen und ſich einem etwas höheren Stil des Zeitungsweſens zukehren. Zwar giebt es bisjetzt noch keine einzige Zeitung in der Schweiz, welche täglich erſchiene, und erſt ganz ſeit Kurzem kommt die Baſeler Zeitung ſechsmal wöchentlich heraus. Aber der Nationalverein ſcheint berufen, dieſe Bewegungsmittel des öffentlichen Lebens auf eine höhere Stufe emporzubringen, und wird ſich auch wohl dieſen Beruf, der ſo ſehr mit ſeinen Zwecken übereinſtimmt, nicht nehmen laſſen. —

Digitized by Google

11.

Troxler.

Unter allen öffentlichen Charakteren der Schweiz die eigenthümlichſte, tief von innen heraus bewegte Geſtalt. Philoſoph, Arzt, Gelehrter und Schriftſteller, hängt Troxler mit den bedeutendſten geiſtigen Richtungen der Gegenwart, und namentlich mit der deutſchen Wiſſenſchaft zuſammen, aber die Krone alles Lebens und Strebens iſt ihm ſein Vaterland und der ſtille Alpenwinkel, wo er dem erſten Gedanken der Freiheit nachgehangen. Ehrenvollen Berufungen nach Deutſchland, die ihm in früheren Zeiten zu Theil wurden, beſonders an die Univerſitäten von Berlin und Bonn, hätte er entſprechen können, wenn ihn nicht die Liebe zu ſeiner Schweiz ſtets auf dem dornigen Poſten feſtgehalten, auf den ihn hier die vaterländiſchen Intereſſen in vielfacher

Digitized by Google

Beziehung geſtellt. Wäre er dem Trieb ſeiner wiſſenſchaftlichen Natur gefolgt, wonach er ſelbſt Deutſchland als ſein geiſtiges Vaterland betrachten muß, ſo hätte er, wie andere deutſche Profeſſoren, ruhig bei uns ſeine Collegia leſen, ſich einen Orden verdienen und Profeſſorenthee's geben können, anſtatt ſich quälen, verfolgen, verſtoßen und flüchtig von einer Ecke der Schweiz in die andere treiben zu laſſen. Aber die Liebe iſt unermüdlich und läßt ſich gern halbtodt jagen, ſtirbt aber doch nicht. Dieſer Art war auch beſtändig Troxlers Patriotismus, unter einem Volke von hochmüthigen Bauern und bäueriſchen Patriziern, die eine Geſtalt von höherer ideeller Abkunft ſchon um dieſer geiſtigen Ueberlegenheit willen niemals anerkennen, ſondern je weiter je lieber von ſich ſtoßen werden. Und was hat nicht Alles Troxler in der Schweiz erdulden müſſen, bloß wegen der höheren Natur, die in ihm iſt, und durch die er das Ideal des ſchweizeriſchen Volksthums und ein urſprüngliches National- und Naturleben der Eidgenoſſen wiederzuerſtreben und zu vertreten ſucht! Troxler hat die tiefſte Ingründigkeit des ſchweizeriſchen Charakters und jene derbe Naturkraft in ſich erhalten, die ſich mit den modernen politiſchen Spiegelfechtereien ſchlechterdings nicht befreunden kann und deshalb mit aller Gewalt eines ſolchen

Digitized by Google

Sinnes eine Geſtaltung der Dinge anſtrebt, die aus Naturrecht und Volksthum unmittelbar wie eine göttliche Offenbarung hervorgehen ſoll. Zugleich aber treten jene körnigen Elementarkräfte des ſchweizeriſchen Weſens veredelt in ihm auf, angeflogen von feiner Bildung und Zartheit des Gemüths, vertieft durch Speculation und Wiſſenſchaft, und durch die Wahlverwandtſchaft mit den deutſchen geiſtigen Bewegungen der localen Beſchränktheit enthoben. Man mag ihm zu Zeiten mit Grund Heftigkeit und Jähzorn vorwerfen können, beſonders wo ihn ſein Rechtsgefühl dazu treibt, und er hat durch dieſes Ungeſchick einer edeln leidenſchaftlichen Seele häufig genug ſich ſelbſt und ſeiner Partei geſchadet. Aber mit der Gewaltſamkeit ſeines Charakters geht doch zugleich eine große Weichheit und Gemüthlichkeit gleichen Schritt, und die letzteren Eigenſchaften ſind gewiß noch mehr, als jene erſte, die Grundlage ſeiner radicalen Richtung. Dieſe Gemüthsinnerlichkeit entſpringt in dieſer Vereinigung mit dem ſchroffſten Radicalismus bei Troxler aus der Weihe, in der ihm das Volk als eine ſouveraine und göttliche Herrlichkeit erſcheint. Seine Anſchauung vom Volke iſt ihm eine religiöſe. Er blickt nicht, wie andere Radicalen, auf das Volk hinunter als auf eine von ſeiner Intelligenz abhängige Maſſe, deren Führer

aber weder ſeine Sehnſucht nach dem gelobten Lande der Legitimität noch ſeine Scheu vor den bleichen Geſichtern und zerriſſenen Jacken des Volkes überwinden können, und ſo iſt aus dem Staat dieſer unfruchtbare Hermaphrodit geworden, dem die Naturwahrheit fehlt und den nur krankhafte Gelüſte bewegen. England ſtellt unſerer Troſtloſigkeit die große Harmonie ſeines Staatslebens entgegen, und zeigt die freie Bewegung von Königthum, Ariſtokratie und Volk in der gegenſeitigen Gebundenheit, aber zu einem ſolchen organiſchen Nationaldaſein gelangt man nur durch eine Hingebung an das Nationale, die bei allen Theilen gleicherweiſe ſtattfinden muß. Das Volk muß zu einer Nation erzogen werden und man muß ihm politiſche Bildung zu Theil werden laſſen, es mit politiſchen Begriffen ſpeiſen und tränken, um ſeinen jetzigen hiſtoriſchen Hunger zu ſtillen. Wie lange wird man noch mit der Maxime durchkommen, das Volk ſei unreif zu einer volksthümlichen Verfaſſung, während man ihm zu gleicher Zeit die Schule verweigert, um ſich das Zeugniß der Reife erwerben zu können? Dieſe Illuſion auf Seiten der legitimiſtiſchen Staatsmänner iſt gefährlich genug, und ihr ſteht die andere, nicht minder gefährliche Illuſion bei denjenigen Radicalen gegenüber, die, wie Troxler, das Volk ſchon durch

den göttlichen Beruf auf der Stufe vorausſetzen, zu der es erſt durch politiſche Erziehung und geſchichtliche Entwickelung gelangen ſoll und kann. Was Ideal der Geſchichte iſt, betrachten Troxler und ſeine Partei ſchon als eine von Ewigkeit her gegebene Wirklichkeit, und ſtützen darauf das Gebäude der Gegenwart. Daher das ſchneidend tragiſche Mißgeſchick, das ihren Beſtrebungen nach allen Seiten hin begegnet, ſowohl durch den ariſtokratiſchen Widerſtand, als auch durch die Verwirrung und Reaction in ihrer eigenen Mitte. Die ſchweizeriſche Nationalpartei, an deren Abſichten ſich Troxler mit ſeinem idealen Volksbegriff angeſchloſſen, ſucht zwar auch vorzugsweiſe auf des Volkes Bildung einzuwirken, aber ihr fehlt der durchgreifende Plan einer politiſchen Volkserziehung, von dem auch nur etwas zu erwarten iſt, wo eigens dafür geſchaffene Staatsformen ihn begünſtigen. Soll aber das arme Volk nicht gerade in der Epoche, wo das Schickſal es hinaustreibt zur Beſitzergreifung ſeiner hiſtoriſchen Macht, der Spielball bleiben zwiſchen zwei Illuſionen, ſo muß es jetzt von einer ſolchen Staatsverfaſſung in die Mitte genommen werden, welche die geeignetſten Formen hat, an denen ſich das politiſche Bewußtſein des Volkes entwickeln könne. —

Troxler's Perſon macht einen eigenthümlichen

Digitized by Google

mögen ihn dem Schweizerdialekt ſo ſehr entfremdet haben, wie man es ſonſt bei keinem andern Schweizer antrifft. Er hat aber bei den vielfältigſten Gelegenheiten ſeine Gabe ſchön zu ſprechen bethätigt, und ſeine öffentlichen Reden athmen alle jene hinreißende Gewalt des Gemüths und der Ueberzeugung, die ihre Worte im nämlichen Augenblick wie den Gedanken aus derſelben vollſtrömenden Quelle gebiert und beide harmoniſch aufſtellt wie zu einer blitzenden Schlachtreihe. Von dem Philoſophen und Gelehrten gewahrt man in Troxler's Perſönlichkeit nicht gerade hervorragende Spuren. Am meiſten ſieht man die ſcharfen Einſchnitte und Ecken, welche die Politik auf das Antlitz dieſes merkwürdigen Mannes gezeichnet. —

Seine Widerſprüche mit den beſtehenden Verhältniſſen begannen auch in der That ſchon früh, und zum Theil bei Anläſſen, die gar nicht politiſcher Natur waren, aber den Gegenſatz eines freien und ſelbſtändigen Geiſtes gegen die gedankenloſe Gewalt hervorriefen. Im Canton Luzern geboren (in dem Städtchen Bero-Münſter 1780.) kehrte er auch, nachdem er ſeine Studien in Jena vollendet und einige Reiſeausflüge gemacht hatte, in ſeinen heimathlichen Bezirk wieder zurück, und widmete ſich dort als junger Arzt dem praktiſchen Beruf,

Digitized by Google

denn wie ſehr ihn auch in Jena die Naturphiloſophie Schelling's ergriffen und ihm ſeine eigentliche wiſſenſchaftliche Lebensrichtung vorgezeichnet hatte, ſo war doch dabei auch die practiſche Ausübung der Medizin ſeine Lieblingsneigung geblieben. Da brach im Canton ein verheerender Typhus aus, und bei ſolchen Gelegenheiten giebt der Medizinalrath die anzuwendenden Heilmittel an, welche alsdann die ausübenden Aerzte genau zu befolgen haben. Der dortige verordnete Aderläſſe, im Widerſpruch mit Troxler's Verfahren, der mit Glück nach der von ihm gutbefundenen Methode heilte, während nach der durch die Behörde angeordneten alle Erkrankten ſtarben. Troxler ſchrieb darauf eine kleine Flugſchrift, worin er ziemlich ſcharf die Anſichten der luzerner Medizinalbehörde geißelte. Man forderte ihn darauf vor, in der Hauptſtadt zu erſcheinen, aber Troxler, überzeugt, daß man, nach einer dort ſehr gewöhnlichen Manier, nichts anderes beabſichtige als ihn einzuſtecken, zog es vor die Schweiz zu verlaſſen. Er begab ſich nach Wien, wo er eine Zeitlang lebte und ſeine nachmalige Gattin, die ſich dort zum Beſuch aufhielt, kennen lernte. Nach zwei Jahren aber regte ſich in ihm wieder die Sehnſucht des Schweizers nach der Heimath, und er fragte brieflich an, ob man das Vorgefallene vergeſſen und er

Digitized by Google

ungefährdet nach Luzern zurückkehren könne. Worauf man ihm ein höfliches Ja zurückſchreibt. Nun kommt er mit ſeiner jungen Frau in Luzern an, aber indem er eben Anſtalten trifft ſich wieder anſäſſig zu machen, legt man ihm ein Papier vor, das er zuvörderſt unterſchreiben ſolle. Er ſieht es an und es enthält eine Abbitte gegen die Behörde. Troxler erwiedert, ſo ſei es nicht gemeint geweſen. Er habe noch dieſelbe Anſicht von der Sache wie damals, und man möge nur die Todtenbücher nachſchlagen, die am beſten auswieſen, wie ſehr er im Recht ſich befunden. Da kommt man Abends und holt ihn ins Gefängniß ab. Es war ſchon Winter, und man weiſt ihm ein kaltes und finſteres Loch zum Kerker an, den ſeine junge ihm vor Kurzem erſt angetraute Gattin auf ihr Begehren mit ihm theilt. So verbringen beide hinter eiſernen Riegeln und bei ſtrengſter Bewachung eine ganze Woche, die gewiß die merkwürdigſte eheliche Flitterwoche war. Nachher mußte Troxler noch bedeutende Prozeßkoſten bezahlen. Dies iſt ein ächtes Schweizerſtückchen, wie es häufig genug aufgeführt wird in dieſem Land der Alpen, welches auch das Land der Freiheit genannt wird, wo aber der Freiheit Geiſt nur im einſamen Hochgebirge auf fernen Höhen wandelt, aber zu den menſchlichen Verhältniſſen ſich noch nicht herniedergelaſſen hat. —

Digitized by Google

Dies war die Einleitung geweſen zu einer Reihe von politiſchen Verfolgungen, von denen Troxler in ſeinem ſpäteren Leben, namentlich aber in ſeinem Heimathscanton Luzern, betroffen wurde. Bald hatte er dem Landvolke Petitionen abgefaßt und für die gleichberechtigte Vertretung von Stadt und Land zu wirken geſucht, was ihn in Gefangenſchaft und Geldbuße brachte. Bald hatte er wieder einen Prozeß wegen des von ihm herausgegebenen Buches: „Fürſt und Volk nach Buchanan's und Milton's Lehre," worin man eine Stelle, als auf die Verhältniſſe des Cantons Luzern gemünzt, ihm ausdeutete, obwohl eigentlich jene Schrift lediglich eine Ueberſetzung war. Die daraus entſtehende Verfolgung war aber beſonders ein Werk der luzerner Jeſuiten, die freilich an Troxler, der ſeine erſte Jugendbildung auf jeſuitiſchen Lehranſtalten empfangen, keinen Schüler zu ihrem Wohlgefallen erzogen hatten. Troxler hatte damals in Luzern eine Profeſſur der Philoſophie und Geſchichte übernommen und überhaupt für das Erziehungsweſen des Cantons eine außerordentliche Wirkſamkeit entfaltet, als die Jeſuiten jenen Anlaß benutzten, ihn aus ſeiner Stellung zu vertreiben, um in dem von ihm verlaſſenen Garten wieder ihren eigenen Kohl zu pflanzen. Troxler begab ſich nach Aarau, wo er ein kleines Gut hatte, und wirkte auch

Digitized by Google

dort wieder theils als Lehrer theils als Arzt in einem geſegneten Wirkungskreiſe. Seine Berufung an die Univerſität von Baſel als Profeſſor der Philoſophie erfolgte im Jahre 1830, und verwickelte ihn in jenen merkwürdigen politiſchen Prozeß, den er ſelbſt beſchrieben, und der freilich wieder mit ſeiner Flucht endigte. Dies war der Aufſtand der Landſchaft Baſel gegen die Stadt Baſel, welcher Troxler, der ſeiner Meinung nach gewiß auf Seiten der Landſchaft war, in dieſe neuen Wirren verwickelte. Man beſchuldigte ihn auf jede Weiſe einer Theilnahme an der Empörung des Landvolkes, und er ſoll in ſeiner Eigenſchaft als Rector der Univerſität, welche Würde er gerade bekleidete, den Studenten verboten haben, die Waffen gegen die Landſchaft zu tragen. Er wurde vor ein Militairgericht geſtellt, wie ſehr er auch gegen die Rechtmäßigkeit deſſelben proteſtirte, und von dieſem Augenblick an weigerte er ſich unter ſolchen Umſtänden ferner ſeine Vorleſungen an der Univerſität fortzuſetzen. Deshalb beſchuldigte man ihn noch dazu einer Widerſetzlichkeit, ſeine Verpflichtungen an der Univerſität zu erfüllen. Ein Ausſchuß von Profeſſoren trat zuſammen und ſuspendirte den gefährlichen Mann zunächſt von ſeinem Rectorat. Der Aufenthalt in der Stadt Baſel wurde aber für ihn und ſeinen gleichgeſinnten Freund Wil-

Digitized by Google

helm Snell immer bedrohlicher. Troxler und Snell durften ſich nicht mehr auf der Straße blicken laſſen, und ein Auflauf des Stadtpöbels, an dem die ſtädtiſche Polizei vielleicht nicht frei von aller Mitwiſſenſchaft war, beſtürmte ſogar Troxler's Haus. Er verließ nun die Stadt, als er für ſich und ſeine Familie den längeren Aufenthalt mit augenſcheinlicher Gefahr verbunden ſah. Die meiſten Anſchuldigungen, mit denen man ihn in Stadt Baſel verdächtigt, blieben übrigens unerwieſen. So erfuhr Troxler, den die politiſchen Irrſale dieſer Zeit ſo oft flüchtig mit Weib und Kind im Lande umhergetrieben, was es heißt, für die Volksſache zu ſtehen, und einer Geburt beizuſpringen, die ſich ſo ſchwer und ohne den Segen des Schickſals aus dem Schooß der Geſchichte hervorringen muß. Nicht wenig von ſeinem äußeren Lebensglück, von ſeiner Geſundheit und Manneskraft, ſowie einen Theil ſeines Vermögens, der in den politiſchen Prozeſſen bei jedesmaliger Verurtheilung in die Koſten darauf ging, hat er an dieſe Aufgabe verloren. Aber ungebeugt, voll innerlicher Heiterkeit und gottvertrauend, ſteht er noch heut auf demſelben Poſten, wie vor vielen Jahren, und er ſagte mir mit ſeinem gutmüthigen Lächeln, daß er noch immer an den Sieg glaube, den er und ſeine Partei ohne Zweifel erringen

Digitized by Google

würden. Von großem Intereſſe, pſychologiſchem ſowohl wie politiſchem, würde es ſein, wenn Troxler ſein reiches Leben beſchreiben wollte, aber er ſcheint, kampfbewegt wie er noch immer iſt, und noch leidenſchaftlich mit den Ereigniſſen ſeines eigenen Lebens zuſammenhängend, und von der Zukunft die Löſung und Rechtfertigung derſelben erwartend, einer ſolchen Arbeit noch ſehr fern zu ſtehen, die er ſich aber, als eine wichtige und bedeutſame, nicht ganz erlaſſen ſollte.

Was aber ſein Ideal der ſchweizeriſchen Bundesreform anbetrifft, das zu verwirklichen er gegenwärtig ſeine letzten und höchſten Lebenskräfte aufzubieten ſcheint, ſo hätte er zu dieſem Ziel vielleicht ſchon mehrere Schritte vorwärts gelangen können, wenn ihn nicht eine gewiſſe Starrheit ſeines Naturells an jeder Nachgiebigkeit verhinderte. In dieſer Sache hat er offenbar vor einigen Jahren, als die Verhältniſſe ſich den Reformverſuchen des Nationalvereins ſehr günſtig zeigten, nicht zum Vortheil ſeiner Partei gehandelt. Es war nämlich im Jahre 1833, als mehrere Cantone, in welche durch die Bewegungen der Zeit ein neues Leben eingedrungen war, ſich zu vereinigen ſuchten, um die alte und durchlöcherte Bundesverfaſſung von 1815 durch eine neue zeitgemäßere zu erſetzen. Der Ent-

wurf zu einer ſolchen Bundesreform war auch bereits gemacht, enthielt aber kaum den achten Theil von demjenigen, was der Nationalverein eigentlich mit ſeiner neuen und volksthümlichen Geſtaltung des Eidgenoſſenbundes beabſichtigte: Dieſer Entwurf ſcheiterte auch wirklich an dem Widerſtande, welchen die Volkspartei im Canton Luzern, auf welche namentlich Troxler ſeinen ganzen dort ſo mächtigen Einfluß ausübte, entgegenſetzte. In der That war es vorzugsweiſe den Anſtrengungen Troxler's zuzuſchreiben, daß dieſer neue Verfaſſungsentwurf hintertrieben wurde, obwohl Viele ſeiner eigenen Partei meinten, daß es vortheilhafter und patriotiſcher geweſen wäre, denſelben zur Annahme zu bringen. Troxler handelte aber hier wie immer aus dem Grundſatz: entweder Nichts oder Alles! Die neue Verfaſſung war indeſſen immer beſſer als die alte, und in den politiſchen und ſocialen Dingen wird es jederzeit heißen: beſſer Etwas als gar Nichts, welcher triviale Satz hier in der That die Regel der Fortb wegung zu bilden ſcheint. Gewiß liegt auch etwas Großes und Edeles in jenem radicalen Eifer, der anders denkt, und es iſt wohl das Zeichen eines hochherzigen Gemüths, eher gar Nichts zu wollen als ein zerſtückeltes Ideal, aber wenn man die Sache praktiſch beſieht, ſo iſt mit ſolchem noblen Stolz

in der ganzen Weltgeſchichte nicht viel gethan. Die Geſchichte hat neben ihrer großartigen Seite auch ihre bettelhaften und kümmerlichen Elemente, namentlich in der Art ihrer Fortentwickelung. Klagt aber auch eine große Seele nicht zu hart an, wenn ſie ſich weigert, Altflickerarbeit zu verrichten, wo ſie Kraft in ſich fühlt, aus dem Ganzen zu ſchaffen! Die Zeit und das Geſchick ſind auch zu verklagen, wenn ſie große Kräfte, welche Götterſchöpfungen verrichten könnten, zwingen, zu ſchuſtern und zu ſchneidern, zu ſchachern und zu wuchern. Wer das jetzt nicht kann, der ziehe fort in die Einſamkeit! —

Troxler befindet ſich in Bern ſeit der Begründung der Hochſchule durch die Liberalen, alſo ſeit dem Jahre 1834, und ſeine Stellung iſt hier wenigſtens eine ziemlich unangefochtene. Er iſt hier der einzige, welcher die Philoſophie aus dem höheren ſpeculativen Prinzip lehrt, und dieſem Umſtand iſt es zuzuſchreiben, daß er in einem gänzlich unphiloſophiſchen Klima ſo geringe Früchte von ſeiner Wirkſamkeit ſieht. Mit ſeinen eigenthümlichen philoſophiſchen und wiſſenſchaftlichen Leiſtungen mich hier zu beſchäftigen, überſteigt wohl die Gränzen meines Tagebuchs. Er hat ſie in zahlreichen Schriften, beſonders aber in ſeiner großen dreibändigen Logik, die am meiſten auch in Deutſchland bekannt gewor-

Digitized by Google

den, niedergelegt. Dieſe Logik iſt ſchon das Document der großen Veränderung und Wandelung, welche Troxler in den Metamorphoſen ſeiner philoſophiſchen Erkenntniß durchlaufen, indem er, von der abſoluten Identitätsphiloſophie Schelling's ausgehend, ſich allmählig in die Jacobi'ſche Glaubensphiloſophie hineinbildete, oder wenn man will, zurückbildete. Die Einheit des natürlichen und übernatürlichen Menſchen, die er früher nach dem Prinzip der abſoluten Erkenntniß gelehrt, ſtellt ſich ihm jetzt vorzugsweiſe in der Form der religiöſen und chriſtlichen Myſtik dar, und dieſe bildet die Grundlage ſeines Weſens bis nach allen einzelnen Richtungen hin, ſogar bis auf die moderne politiſche, wie ich auseinanderzuſetzen geſucht habe. —

Digitized by Google

12.

Die Bernerinnen und Julie Bondeli.

Im Canton Bern begegnet man faſt überall einem ſchönen und kräftigen Menſchenſchlag, und beſonders unter den Frauen ſieht man manche Schönheiten, aber oft in einem ſehr coloſſalen Genre. Beſonders merkwürdig iſt der breite kräftige Oberleib, der die Bernerinnen häufig charakteriſirt. Die wahre weibliche Liebenswürdigkeit iſt aber ſelten, wie in der ganzen Schweiz, ſowohl was die Grazie der äußern Erſcheinung anbetrifft, als im geſelligen Lebensumgang, deſſen Ton bei allen Nationen nur durch die Frauen gewinnt oder verliert. Die unerträgliche Steifheit und Beklommenheit des berner Geſellſchaftslebens iſt großentheils der Art und Kunſt der Bernerinnen zuzuſchreiben. Stolz, Kälte, oſtenſibele Prüderie und Kaſtengeiſt ſind die hervorſte-

Digitized by Google

chendſten Eigenſchaften der hieſigen Frauen, und danach formt ſich denn auch der ganze geſellige Umgang, der hier wie an einer eiſernen Kette liegt und ſeine Bewegungen nur knarrend und gewiſſermaßen widerſpenſtig verräth. Die maſſive Sitte der Bernerinnen verdient alle Achtung, inſofern ſie einen kräftigen Halt abgiebt für das Familienleben, aber ſie ſchreckt zugleich alle höheren Anforderungen und Sympathieen des Lebens zurück, und erſtarrt namentlich den Fremden, der vor dieſen ſchönen Gletſchern der Geſelligkeit daſteht, und ſich mit einigem Grauen überlegt, welche Rieſenarbeit es wohl koſten würde, um aus dieſem Schnee die darunter verborgene Gluth hervorzuſcharren. Bei den Damen aus den patriziſchen Kreiſen fehlt es gewiß nicht an Bildung, aber der feinere und geſchmeidige Geiſt des Zuſammenlebens, der ächte geſellige Takt, diejenige Höflichkeit, welche eine Sache des Gemüths und ein Talent des Herzens iſt, zeigt ſich hier nirgends bei den Frauen zu Hauſe.

Die Verſchloſſenheit des Familienlebens in der Schweiz erinnert an England, aber bei den Engländern tritt man am Ende ein in den heiligen Schacht und darf dann den eigentlichen Kern ihres Lebens mitgenießen, ermuntert von einer Gaſtlichkeit und Vertraulichkeit, deren zarte Gränze man

um ſo lieber einhält, als ſie von der holdeſten Frauenſitte behütet wird. In der Schweiz hat man ſelten Gelegenheit dies zu erfahren, da die Gaſtlichkeit gegen Fremde, namentlich in Bern, ein Begriff iſt, der über den Horizont des hieſigen Geſellſchaftslebens hinausliegt und beſonders den Frauen, wie ſie hier ſind, geradezu widerſtrebt. Ein Fremder ſteht abgeſchnitten wie eine Inſel in einer berneriſchen Geſellſchaft da, beſonders als Deutſcher, und jemehr er fühlen muß, daß man ſeinetwegen ſich einen beſondern Zwang anlegt und ihn nur als einen heterogenen Stoff betrachtet, gegen den eine zuſammengebetene Geſellſchaft gleichſam eine Art von Widerſtandsmittel iſt, um ſein tieferes Eindringen zu verhüten, deſto mißtrauiſcher wird er werden gegen die hieſige geſellſchaftliche Bildung, der das allerweſentlichſte Erforderniß, die Humanität, fehlt. Wenigſtens in den Beziehungen der Gaſtlichkeit iſt dieſe keineswegs vorherrſchend, vielmehr iſolirt ſich hier Alles ſchroff genug, ſelbſt in ihrer heimiſchen Mitte, und eine Familie hat ſich gegen die andere mit allerlei trotzigen Baſtionen umgeben, die nicht überſchritten werden. Dies kommt theils von den politiſchen Parteimeinungen, die namentlich in Bern auch die Geſellſchaft ſpalten, theils verſchulden es die karggeſinnten Frauen, die ihre Tugenden und ihre Lie-

Digitized by Google

benswürdigkeit nicht über den eigenſten Familienkreis hinweg ausdehnen wollen. Außerdem ſind die Bernerinnen auch den politiſchen Nüancen des Tages nicht fremd und zum Theil ſogar als leidenſchaftliche Politikerinnen bekannt, was denn zu der kaſtenmäßigen Abſonderung des Familienlebens und der Geſellſchaft vollends den Ausſchlag giebt, und an ihnen den ſchöneren weiblichen Beruf, das Umgangsleben durch die allgemeinmenſchlichen Sympathieen zu vermitteln, verkümmert.

So ſind Mißgunſt am eigenen Heerd und Argwohn gegen alles Fremde die zwei hauptſächlichſten Hinderniſſe des hieſigen Zuſammenlebens. Von einer ſchweizeriſchen Geſellſchaft im höheren Sinne des Wortes kann deshalb noch kaum die Rede ſein, dieſer Begriff iſt hier noch zu gar keiner Entwickelung gelangt. Dies mag auch ſeine Vortheile haben, und beim Mangel der Geſellſchaft bleibt natürlich auch die krankhafte Geſellſchaftsſucht aus, welche das tiefere Weſen des Daſeins verzehrt. Aber bei dieſer einſeitigen Sonderung und dem ſo grell hervortretenden Beſtreben, ſich immer nur mit Gleichartigem zu vermiſchen, leidet auch jenes Weſenhafte der menſchlichen Exiſtenz und verſchrumpft zu einem einförmigen Typus, zu einem farb= und geiſtloſen Abklatſch einer ſich immer ſelbſt gleichen

Digitized by Google

Phyſiognomie. Das Leben ſtockt, wenn es durch Neues und Fremdes ſich nicht erfriſcht in ſeinen Säf-ten, und die aufgehenden Blüthen vertrocknen gleich wieder an der Alltäglichkeit, ohne einen günſtigen Sonnenſchimmer. Die Abneigung der Schweizer gegen die Fremden, die oft in einen wahren Frem-denhaß ausartet, iſt dabei wohl noch am leichteſten zu ertragen und zu erklären. Zu erklären gewiß bei einem Bergvolke, das von Natur auf patriarchali-ſche Einſamkeit angewieſen und deſſen urſprüngliche Zuſtände allmählig ein Opfer der eindringenden Reiſeneugier geworden ſind. Daher der Widerſtand gegen das Fremde aus einem alten Inſtinct, der mit den beſten und kernhafteſten Eigenſchaften des Schweizercharakters zuſammenhängt, mit dem unbewußten Treugefühl für die eigentliche Beſtim-mung dieſes Volkes zu ungeſtörtem Naturleben. Mit dieſer unwillkürlichen Abneigung gegen die Fremden contraſtirt auf eine komiſche Weiſe das Ge-ſchick der Schweizer zu Gaſtwirthen, wo freilich oft das Talent im Maße der Abneigung ſo gewach-ſen zu ſein ſcheint, daß das eine die andere zum be-ſten Vortheil ausbeutet, was jeder Reiſende in der Schweiz an ſeinem Geldbeutel erfahren haben wird. Dadurch iſt es gekommen, daß das Gaſthofleben in der Schweiz ſo ſchnell diejenige ausgebildete und

Digitized by Google

faſhionable Stufe erſtiegen hat, gegen welche das übrige ſtädtiſche und geſellſchaftliche Leben, beſonders in der deutſchen Schweiz, ſich aus allen Kräften wehrt. Doch iſt das kalte ſteinerne Bern nicht ganz ſo arm an Ueppigkeiten, als es auf den erſten Anblick den Schein haben will, und man kann ſich, was frühere Zeiten anbetrifft, darin auf Caſanova's vollgültiges Zeugniß berufen; noch heut aber verſchließen die Badehäuſer Bern's in ihrer romantiſchen Einrichtung mancherlei Myſterien. —

Einen beſonderen Anlaß gab es in dieſen Tagen, um ſich mit der berneriſchen Weiblichkeit zu beſchäftigen. Auch Bern hat es nämlich gelüſtet nach dem Ruhm und Reiz, eine ausgezeichnete Frau hervorgebracht zu haben, und es muß eine ſchreckliche Verlegenheit geweſen ſein, ſie zu finden, ſei es unter den Todten oder unter den Lebenden. Aber dennoch gab es hier einmal eine Geſtalt, die des Gedächtniſſes der Nachwelt würdig iſt und welche die heutigen Berner ſchon gänzlich vergeſſen hatten, obwohl es das ſchönſte Culturbild iſt, das ſie zu ihren eigenen Ehren in ihrer Stadt aufſtellen konnten. Dies iſt Julie Bondeli, die Freundin Rouſſeau's und Wieland's, deren Andenken durch eine in dieſen Tagen zu Bern herausgekommene kleine Schrift von Schädelin erneuert worden iſt. Wer war Julie

Bondeli? heißt es nun hier aller Orten, und mit einigem Erröthen nehmen ihre heutigen Nachkomminnen das Büchlein in die Hand, denn ach, Julie Bondeli war eine Gelehrte! Sie wußte Mathematik und höhere Analyſe, las Plato und Leibnitz ſo rein weg zu ihrem Vergnügen, wie eine andere gebildete Bernerin heutzutage ihren Balzac oder Eugène Sue, und Rouſſeau ſagte von ihr, als er einen ihrer Briefe geleſen: **c'est le génie de Leibnitz et la plume de Voltaire!** Dazu war ſie von den liebenswürdigſten Sitten und beſeelte und beherrſchte die Geſellſchaft von Bern, oder ſie bildete vielmehr hier zum erſten Mal ein höheres geſelliges Leben, wie es, nach dem Geſtändniß ihres jetzigen Biographen, weder vor ihr noch nach ihr Jemand in Bern anzuregen und zu vertreten verſtanden. Sie zauberte hier ſowohl durch die umfaſſende Tiefe ihrer Bildung, durch welche ſie die verſchiedenartigſten Elemente um ſich verſammeln konnte, als durch ihren heitern und beweglichen Geiſt, der aus dem philoſophiſchen Ernſt gern in das Scherzhafte und Naive überging, einen Augenblick lang eine wahre Blüthe des geſelligen Umgangs hervor und wirkte über dieſen hinaus auch noch in einem allgemeineren Sinne, indem ſie manche Ideen ihrer Zeit mit der Geſellſchaft vermittelte, welchen Beruf gewöhnlich

Naturen ihrer Art zu haben pflegen. Und wie Rahel für Goethe wirkte, ſo ſcheint der Bernerin Julie Bondeli die Aufgabe zugetheilt geweſen, Jean Jacques Rouſſeau's Verkünderin in der Geſellſchaft zu ſein, was ſie in ihrer dieſem Geiſt hinlänglich widerſtrebenden Umgebung dennoch mit einem merkwürdigen Erfolg verrichtete. Vielleicht iſt jedem großen Dichter und Philoſophen vom gütigen Schickſal ein ſolcher Genius mitgegeben, der in der Stille für ihn ſchafft und wirkt, und ihn aus der beſtehenden Wirklichkeit heraus mit dieſer vermittelt, oft ungewußt von ihm und unter der anſpruchloſeſten Hülle.

Wer war denn nun aber Julie Bondeli? Wann und wie wirkte und wandelte ſie unter den Lebenden? Ihr Familienname iſt in Bern bekannt als einem alten patriziſchen Geſchlecht angehörig, das ſich durch manche ſeiner Sprößlinge vortheilhaft in der Stadt ausgezeichnet hat. Das Geburtsjahr 1731. Nach dem Tode ihres Vaters, der erſt Schultheiß zu Burgdorf und ſpäter Mitglied des großen Raths in Bern geweſen war, lebte Julie Bondeli mit ihrer Mutter und einer jüngern Schweſter in ziemlich beſchränkten Umſtänden. Aber ſchon frühe hatte ihr Geiſt einen ſeltſam elektriſchen Einfluß auf alle ihre Umgebungen ausgeübt, und ohne in der äußeren Lage zu ſein, um einen Mittelpunct

für die Geſellſchaft abzugeben, ſah ſie ſich doch wie von ſelbſt in die Mitte eines bedeutenden Freundes=kreiſes geſtellt, der mit aller Freiheit der Neigung ſtets in geiſtiger Abhängigkeit von ihr blieb. Dies geſellige Talent war nur die glückliche Form, tiefere Vorzüge des Weſens zu entfalten und die Freunde auch zu Genoſſen ihres innerlichſten geiſtigen Lebens zu machen. Es war dies Geſellſchaftstalent, nach Juliens eigenem Geſtändniß, mehr ein erworbenes und durch Bewußtſein angeeignetes als daß die Na=tur ſie ſchon urſprünglich damit begabt hätte, denn von Haus aus legte ſie ſich ſelbſt ſogar einen unge=ſelligen weil reizbaren und von nervenkranken Lau=nen gequälten Charakter bei. Aber, wie dies bei höheren Charakteren ſich öfter ereignet und ereignen muß, ein großer Blick in die Welt ſcheint ſie ge=lehrt zu haben ihre eigene Natur zu überwinden und dadurch eine Harmonie des Lebens zu erzielen, in deren Melodieen für ſich ſelbſt und für die Andern die höchſte Aufgabe des Daſeins gelöſt würde. So gab ſie ſich mit einem wahren Herzen den weitver=zweigten geſellſchaftlichen Verbindungen hin, die ſich an ihre eigenthümliche Geſtalt anlehnten, und erſchloß gegen ſie alle Springquellen ihres Innern, einen durchdringenden und überlegenen Geiſt, zu=gleich mit dem Schmelz eines weiblichen Humors,

Digitized by Google

der da wieder vereinigte und verſöhnte, wo ihr ſcharfer Verſtand getrennt und zergliedert hatte.

Die Berner ließen dies ſich damals gefallen und es befeſtigte ſich um Julie Bondeli ein ſchöner Kreis von Männern und Frauen, dem alle bedeutenden Perſönlichkeiten dieſer Gegend angehörten und der durch ausgezeichnete Fremde erweitert und dann auch in der Ferne fortgepflanzt wurde. Unter dem weiblichen Theil dieſer Geſellſchaft begegnet man den Namen eines Fräulein von Sauſſure, wahrſcheinlich der Familie des berühmten Naturforſchers zugehörig, eines Fräulein von Haller, Tochter Albrechts von Haller, und einer Mariane Fels, die dem Geiſte Julie Bondeli's am meiſten ebenbürtig geweſen zu ſein ſcheint und im vertrauteſten Freundſchaftsverhältniß mit ihr geſtanden. Juliens Schweſter, Charlotte, deren ſeltene Schönheit gerühmt wird, hatte ſich früh an den Baron von Pöllnitz verheirathet, von dem man vermuthet, daß es derſelbe geweſen, welcher das ſeiner Zeit ſo berüchtigte Buch **la Saxe galante** geſchrieben, und es erweiſt ſich denn auch dieſe Verbindung, die als ein etwas leichtſinniger Schritt angeſehen wird, von keineswegs glücklichen Folgen. Die Männer, die dem Kreiſe Juliens angehörten, weiſen manche in der Schweiz höchſt geachtete Namen auf, wie Kirchberger und Tſcharner, auch lite-

Digitized by Google

rariſche Notabilitäten, wie Samuel Engel, Johann Rudolf Sinner und Samuel Schmidt von Roſſens, welcher letztere als Alterthumsforſcher zu ſeiner Zeit in ganz Europa Ruhm erworben. „Die Verbindung aller dieſer zum Theil ſo ausgezeichneten Leute — heißt es in der Schrift Schädelins über Julie Bondeli — galt damals mit Recht für den Kern der guten Geſellſchaft Berns. — Die Unterhaltungen dieſer Geſellſchaft waren von der mannigfaltigſten Art. Denn obgleich das Geſpräch, dies Labſal der Thoren und der Weiſen — die zwiſchen beiden inne ſtehen, wiſſen wenig damit anzufangen — immer die Grundlage des geſelligen Umgangs blieb, und berühmte Werke der Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Dichter jener Zeit, ſowie eigene Arbeiten der Mitglieder hauptſächlich deswegen geleſen und vorgelegt wurden, um die Anweſenden ihre Gedanken dadurch anregen, daran entwickeln zu laſſen: ſo verſchmähte man doch andere Gegenſtände der Unterhaltung keineswegs, ſelbſt auch die geringſten nicht. Die ernſte Geſellſchaft verwandelte ſich bald in eine Capelle für Vocal= und Inſtrumentalmuſik, bald in eine Liebhabergeſellſchaft, die vor Andern kleine Schauſpiele aufführte, oder für ſich Sprüchwörterſpiele und dergleichen mit kecker Luſtigkeit improviſirte. Einmal hüpfte man tanzend im ganzen

Saale umher; ein andermal ſaß man da und dort in den Winkeln deſſelben beim Schach- und Damenbrett oder ähnlichem Spiel. Wer, wie dieſe Geſellſchaft, den Ernſt liebt, zu dem allein geſellt ſich abwechſelnd auch wahre Heiterkeit und erquicklicher Scherz. Die Munterkeit dieſer frohen Leute gab ihnen mancherlei Neckereien, Poſſen und Schwänke ein, deren einer hier beſondere Erwähnung verdient, weil er von längerer Dauer war und Julie auf den Ehrenplatz ſtellt. Ohne ihr Wiſſen waren nämlich die ſämmtlichen übrigen Mitglieder der Geſellſchaft übereingekommen, in Nachahmung der alten Liebeshöfe ſich zu einem Hofſtaat zu conſtituiren und Julie, die längſt dem Weſen nach ihre Beherrſcherin war, mit königlichen Ehren zu umgeben. Zu dieſem Ende wurden insgeheim die verſchiedenen Hofbeamten ernannt und die nöthigen Diplome ausgefertigt. Einer der Herren ward Premierminiſter, ein anderer Hofmarſchall, ein dritter Staatskanzler, ein jüngerer Geheimſecretair, ein anderer Oberceremonieenmeiſter u. ſ. w. Gleicherweiſe wurde feſtgeſetzt, welche Chargen die Damen der Geſellſchaft erhalten ſollten. Julie mochte wohl gemerkt haben, daß es um irgend eine Eulenſpiegelei zu thun ſei, ohne jedoch der Sache auf den Grund zu kommen. Erſt als eines Abends, bei vollſtändiger Ver-

Digitized by Google

ſammlung der Geſellſchaft, eine Deputation von zwei Damen und zwei Herren ſich ehrfurchtsvoll nahte, und ihr unter angemeſſener Begrüßung das in Goldſchrift auf Pergament prachtvoll ausgefertigte Document ihrer Erwählung zur Königin überreichte, kam ſie dahinter. Wie man erwartet hatte, ging ſie nun wirklich mit der beſten Art auf den Scherz ein, erklärte unter ſtürmiſcher Acclamation ihrer künftigen Vaſallen die Annahme der auf ſie gefallenen Wahl, ſprach beredt und nicht ohne ſchalkhafte Rückſichten im Allgemeinen die Grundſätze aus, nach denen ſie zu regieren gedenke, beſtätigte die vorgeſchlagenen Beamtungen, ertheilte zu jedem Amte einen wohlklingenden, herrſchaftlichen Titel, wies ihren Kanzler an, die zum Hofhalt erforderlichen Einkünfte beizufügen, und ſtellte endlich die bereits ausgefertigten, ihr vorgelegten Diplome mit komiſcher Feierlichkeit den Betreffenden zu. Die neuen Würdeträger brachten hierauf einzeln ihre Huldigung dar und die Königin hatte für jeden noch ein paſſendes Wort, das Niemand verletzte, Alle aber ergötzte. — Jahre lang wurde der Scherz fortgeſetzt und ausgebeutet; ob aber mit wahrem Gewinn, iſt unbekannt.“ — —

Wir haben es alſo mit einer Königin zu thun, und beeilen uns, der ſchönen Julie Bondeli auch noch

Digitized by Google

unſere ſpäte Huldigung widerfahren zu laſſen, denn ihr genaht zu ſein, ohne ſie in ihrer Lehnsherrlichkeit anzuerkennen, erſcheint nach Allem, was von ihr ausgeſagt wird, als ein Ding der Unmöglichkeit. Schöne Julie Bondeli? — dieſem zierenden Beiwort wird nun freilich von einigen ihrer Zeitgenoſſen widerſprochen. Doch wird ſie als große Geſtalt von herrlichem Wuchſe geſchildert, ſchöne Augen mit einem ſprechenden Ausdruck, eine ſüße und ſeelenvolle Stimme, und feingebildete Glieder, deren Schönheit ſo vollkommen künſtleriſch war, daß Juliens Hände und Arme von einem bekannten Bildhauer zum Modell gewünſcht wurden. Man mag ſie ſich auch gern wie eine erhabene Statue denken, wenn man ſich recht in ihr Weſen hinein verſetzt, das von einer großartigen Kälte und Ruhe des Verſtandes durchdrungen und harmoniſch geordnet war. Da iſt kein üppiges Herausſchlagen von Gefühlen, nirgends fallen ſentimentale Blüthenflocken herab von ihr, ſondern Alles iſt feſt und körnig wie Marmor, den ſelbſt die Liebe niemals an ihr erweicht hat. Ihr Geſicht war an ſich nicht ſchön, da die Blattern es verunſtaltet hatten, doch nennt der Biograph ihre Züge äußerſt beweglich und auf anmuthige Art von den braunen Haaren beſchattet.

Ihr Freundſchaftsverhältniß zu Wieland, durch

Digitized by Google

welches der Name Julie Bondeli's mit der deutſchen Literatur zuſammenhängt, war, wie wir es aus den darüber gegebenen Mittheilungen überſehen, in mancher Beziehung eine Abnormität beider Charaktere, indem bei beiden dieſe Verbindung aus dem größten Widerſtreben hervorging. Der junge Wieland, ſechs und zwanzig Jahre alt, war von Zürich aus Vater Bodmer's Armen entweichend, als Hauslehrer nach Bern gekommen, und lernte hier die acht- und zwanzigjährige Julie kennen, zu der ihn zuerſt der Ruf ihres Geiſtes und Wiſſens führte. Er ſcheint, als ein eben berühmt werdender junger Schöngeiſt, mit etwas geckenhafter Zuverſicht vor das ihm geiſtig überlegene Mädchen getreten zu ſein, und Julie ließ ihn auf eine Weiſe, die an Abfertigung gegränzt haben mochte, das ſchwerere Gewicht ihres Geiſtes empfinden. Sie ſoll in ſolchen Fällen ein meiſterliches Talent beſeſſen haben, zu myſtifiziren, und verwickelte den jungen Schwärmer gleich bei der erſten Zuſammenkunft in ein coloſſal gelehrtes Geſpräch, das von Plato und Ariſtoteles und Locke und Leibnitz wimmelte und von lauter Philoſophie und Geometrie ſtrotzte. Wieland ſchildert ſie danach in einem Briefe an Zimmermann als ein gelehrtes Ungeheuer und ſie ſcheint ihn in der That durch Citate aus allen Schriftſtellern der Welt in

Grund und Boden gedonnert zu haben. Indeß muß doch ein Zauber darin geweſen ſein, der ihn auch unverſehens ſo gefeſſelt hat, daß er es bald zum zweiten Mal mit ihr verſucht, und zwar aus einem ganz andern Ton. Es geht daraus eine innere Haltungsloſigkeit des Charakters hervor. Er verſucht es nun nämlich, nach abgelegter Anmaßung des Literaten, in den Melodieen eines ſüßlich girrenden Schäfers bei ihr, worin Wieland gewiß ſehr ſtark geweſen ſein muß, und wird abermals von dem klugen ſcharf verſtändigen Mädchen mit einer langen Naſe heimgeſchickt. Allmählig ſtellte ſich jedoch ein günſtigeres Verhältniß zwiſchen ihnen feſt, wie dies bei zwei Naturen nicht ausbleiben konnte, die einander ſo unzweifelhaften Werth gegenüberzuſetzen und auszutauſchen haben. Die Unkoſten des leidenſchaftlichen Enthuſiasmus in dieſem Verhältniß beſtritt jedoch einzig und allein Wieland, aber wenn wir den überlieferten Nachrichten trauen dürfen, ſo war auch Julie das erſte und letzte Mal in ihrem Leben auf dem Punct, die Neigung, die ſie jetzt in der That für Wieland fühlte, in wirkliche Liebe umſchlagen zu laſſen. Aber es blieb wohl bei dieſen leiſen muſikaliſchen Verſuchen ihres Herzens, ſich eine tranſcendente Schwingung zu geben, zu der doch die innerſte Tonart ihres Lebens nicht paſſen wollte,

Digitized by Google

denn ſollte man es denken, Julie Bondeli, ſo gelehrt ſie war, verſtand ſich doch gar nicht auf die Gelehrſamkeit der Liebe. Ihr ganzes Weſen war nicht aus dem Stoff, in welchem Liebe zündet, und ſie erhöhte durch die Empfindung, wenn ſie ſich derſelben überließ, wohl das Licht aber nicht die Wärme ihrer Natur. Alles war bei ihr auf großartige Verſtandesanſchauung gegründet. Sie ſammelte in dem hellen Kryſtall ihres Geiſtes die Sonnenſtrahlen der Welt, aber kein einziger hat ſie bis zum Dahinſchmelzen getroffen. Wenn ſie zur Königin ihrer Freunde erhoben war, ſo übte ſie dieſe Hoheit aus als eine Königin des Verſtandes, der ſich in der Mitte des praktiſchen Lebens ſelbſt das Gefühl willig unterwirft. Gegen die Uebergewalt der Empfindungen ſchützte ſie ſich aber mit voller Abſicht durch die Mathematik, der ſie vielleicht am leidenſchaftlichſten ergeben war. Sie war namentlich eine große Rechnerin und beſiegte die ſchwierigſten Probleme der Algebra, an die ſie ihr ganzes Herz ergab. Sie fürchtet ſich auch ſo ſehr vor lyriſchen und poetiſchen Gefühlen, daß ſie, nach eigenem Geſtändniß in einem ihrer Briefe, ſich häufig zum Rechnen von Exempeln hinſetzt, um nur der für ſie ſo quälenden Empfindſamkeit der Seele zu entgehen. Als ein ſehr anregſamer und bedeuten-

Digitized by Google

der Fremder ſich in Bern befindet, äußert ſie die Beſorgniß, daß ſie durch den Umgang mit ihm zu hoch geſtimmt werden könne, was nachtheilig für ſie ſei, da es zu ihren Umgebungen nicht paſſe und ſie gewiſſermaßen über das Tonmaaß derſelben hinaus hebe. So bleibt ſie doch, bei allen ihren überragenden Eigenſchaften, wiederum eine ächte Schweizerin und Bernerin, die den praktiſch-patriziſch-ökonomiegelehrten und alterthumforſchenden Freundeskreis, welchen ſie um ſich her gezogen hat, auch nicht überſpringen und hingeben will für eine tranſcendentale Sphäre, in der ſie kein heimathliches Behagen hat. **C'est du vrai que nous vivons et non pas du beau!** iſt der Wahlſpruch der Königin Julie Bondeli. Nun werden Viele ein Kreuz vor ihr ſchlagen oder die arme Julie bedauern, daß ſie ohne Liebe war. Wie kann ein Weib groß und ausgezeichnet werden ohne Liebe? Aber Julie wurde es ohne Liebe, und war noch glücklich dazu. Sie lebte ihr Daſein in einem ruhigen Genuß ſeines Inhalts und im reinſten Vergnügen einer geiſtigen Entwickelung aus, und bewies durch ihr Leben, daß es Glück giebt ohne Liebe, Harmonie ohne Liebe, innerliches Seelenleben ohne Liebe. Rahel und Bettine wurden das, was ſie ſind, durch die Qual der Liebe, durch die lebenaufwühlende Flamme

Digitized by Google

der Leidenſchaft. Rahel wurde durch die große unglückliche Liebe ihrer Jugend in die Tiefen ihres innerſten Weſens zurückgedrängt, und fand dort, an ihrem Herzen nagend, das ganze Wehe der Menſchheit, an dem ſie litt, und das ſie nun in ſeinen einzelnſten Zuckungen beſchrieb. Julie Bondeli betrachtete Alles aus einer mathematiſchen Anſchauung, ſie hatte ſich das ganze Daſein nach Dreiecken und Winkeln gemeſſen und in einer algebraiſchen Formel zum Bewußtſein gebracht, aber die Kettenbrüche der Leidenſchaft lagen dabei nicht in ihrem Calcul. War der organiſirende Verſtand in ihr zu mächtig für ein hingegebenes Liebesleben, ſo kannte ſie auch den religiöſen Aufſchwung nicht, inſofern er auf einer Extaſe det Gefühle beruhte oder auch nur anſtreifte an eine ideale Sphäre des Gemüths. Ihre Religion war vielmehr großentheils nur aus Moralanſchauungen im Sinne ihrer Zeit gebildet. So war ſie ein Stein, aber ein ſchöner klangvoller und bedeutſamer Stein, welcher bei keinem Reiz des Lichtes, das auf ihn herabfiel, ſtumm blieb, ſondern geiſtig wiedertönte, aber in ſeiner eigenſten Weiſe. Ein erhabenes Eisgebirge, mit dem ſonnighellen Schneegipfel einen klaren und zuverläſſigen Tag verheißend. Kein weiches Verſchwimmen und doch Milde und Lieblichkeit, keine Leidenſchaft und doch

Digitized by Google

Kraft und Stärke. Es giebt namentlich unter den Frauen ſolche Naturen, denen dies Glück einer ſo begränzten und durch nichts beunruhigten Lebensproſa vorzugsweiſe vergönnt ſcheint, aber es müſſen, wo dieſe Ruhe und Geſchloſſenheit des Charakters ſchon als Naturell vorhanden iſt, ohne Zweifel phyſiſche Grundbedingungen vorangehen, und zwar ſolche, die mit der Geſchlechtsloſigkeit gleichbedeutend ſind. —

Wollte aber Julie Bondeli nichts von Herzenswirren und Liebesbanden wiſſen, ſo verſtand ſie ſich dagegen mit bewußter Meiſterſchaft auf die ſeltene Kunſt der Freundſchaft, und ſetzte ihr Glück darein, Freunde zu haben und zu behalten. Hier werden Einige noch mehr frieren über dieſe Julie, weil ſie lieber vom hausbackenen Brot der Freundſchaft als den Kuchen der Liebe gegeſſen! Den verliebten und empfindſamen Seelen wird es nun aber unſere Julie Bondeli niemals recht machen und dieſe werden ſie verwerfen als einen ſtarren Gegenſatz zu aller ächten Weiblichkeit. Denn es iſt bekannt, daß die Frauen ſich ſonſt auf alle Dinge in der Welt verſtehen, nur nicht auf die Freundſchaft, und dies iſt der ſchlechteſte Zug in der weiblichen Natur. Julie aber übte die Freundſchaft wie eine höhere Lebenskunſt, und ſo muß ſie geübt werden,

wenn aus dieſem zweideutigen und unglücklichen Begriff Wahrheit, Freude und Frieden hervorgehen ſoll. Eine höhere Lebenskunſt iſt die Freundſchaft, weil es, wie in allem Daſein, ſo auch im vertrauten Umgang mit den nächſten Menſchen weſentlich darauf ankommt, auf die geſchickteſte Weiſe ſeine Empfindlichkeit zum Opfer zu bringen. Empfindlichkeit und Reizbarkeit wird bei der Berührung zweier Naturen, gerade je ähnlicher und verwandter ſie ſich ſind, deſto entſchiedener immer daſein, aber wenn auch dieſe Empfindlichkeit an ſich keineswegs etwas Schlechtes, ſondern vielmehr oft gerade die höhere Anforderung der menſchlichen Natur iſt, ſo läuft doch im Umgang Alles darauf hinaus, dieſelbe abzuſtumpfen. Wenn abſolute Anforderungen an das Weſen der Andern zur Vereinſamung und Gehäſſigkeit führen, ſo beruht dagegen die eigentliche Dauer der Freundſchaft auf der Abſtumpfung jener Empfindlichkeit, bei welcher man ſich ſagen muß, daß ſie urſprünglich das höhere Element iſt und es will. Dieſe Abſtumpfung als humane Kunſt zu betreiben, iſt das wahre Talent des Umgangs, und dies hat Julie auf eine bewundernswürdige Art an ſich entwickelt. Sie hat ſich darüber durch Betrachtungen, die ihre tiefe Menſchenkenntniß verrathen, mit ſich ſelbſt verſtändigt, denn ſie hat gerade

an ſich einen ſehr reizbaren, weil immer auf die höchſte Idee des Umgangs gerichteten, Charakter zu überwinden. So trägt ſie denn, mit dieſem Bewußtſein über die Gränzen des menſchlichen Umgangs, die großen Erfolge im Freundesverkehr davon, die ihren Namen und ihr Leben als etwas Bedeutſames auf die Nachwelt gebracht haben. In einem Briefe an Sophie Laroche (im zweiten Bande des von derſelben herausgegebenen „Schreibetiſches," durch welchen Juliens Briefe zuerſt der deutſchen Leſewelt bekannt wurden,) trägt ſie einmal ihre ganze Philoſophie des Umgangs vor, eine traurige Philoſophie, es iſt wahr, denn ſie gründet ihr Syſtem auf die Schwäche der menſchlichen Natur, aber eine wahre und nützliche Philoſophie, weil ſie aus dem Mangelhaften ein Vollkommenes zu erſchaffen ſtrebt. Die Genüſſe der Freundſchaft genügen ihr aber ſo ſehr für ihr ganzes äußeres und inneres Daſein, daß ſie den feſten Entſchluß faßt, niemals zu heirathen. Ein ſolcher Entſchluß muß freilich bei einer Frau immer für unnatürlich gelten, und beruht in der Regel auf einer falſchen und zweideutigen Baſis. Julie begründet ihn auf ihr völliges Ungeſchick zu allen häuslichen Verrichtungen und zu jedem hauswirthſchaftlichen Leben. Dies hat ſich in der That ſchon früh an ihr verrathen, und ſie konnte in

Digitized by Google

ihrem ſechszehnten Jahre noch nicht das Stricken begreifen. Eine Hausfrau muß allerdings ſtricken und kochen können, nach Juliens gewiſſenhaftem Lebensprinzip. Aber heißt es nicht zu gewiſſenhaft ſein, in dieſem kalten Leben kein Feuer anzuzünden, bloß weil man nicht verſteht, eine Suppe daran zu kochen? —

Wie erging es nun aber dem verliebten Schäfer Wieland mit ſeiner heirathsunluſtigen Julie Bondeli? Das Verhältniß dauerte von ihrer Seite mit beſtändigem Wohlwollen fort, von ſeiner Seite wurde es ſpäter vernachläſſigt und aufgegeben. Sie war die treueſte in dieſer Verbindung geblieben, denn ſie hatte ſogar eine bedeutende Mißſtimmung gegen ihn zu überwinden, die er noch während ihres perſönlichen Zuſammenſeins in Bern durch einen Umſtand oder ein Benehmen, über dem ein räthſelhaftes Dunkel ſchwebt, verſchuldet hatte. Man iſt nie darüber klar geworden, was zwiſchen beiden vorgegangen ſein mag, und das für Julie ſo empfindlich war, um ihm einen Augenblick lang ſogar ihre Achtung aufkündigen zu müſſen. Einige wollen behaupten, daß Julie ſich erzürnt habe über kleine poetiſche Frivolitäten, die Wieland gedichtet, und etwas der Art muß es geweſen ſein, wenn nicht gar noch Schlimmeres. Indeß ſollte man denken,

daß Julie zu verſtändig und philoſophiſch war, um in erotiſchen Spielereien ein Verbrechen zu ſehen, wie hingegen wieder Wieland, der als Menſch die Tugend ſelbſt geweſen, ſich ſchwerlich ſo weit vergeſſen konnte, um ſich etwa unzarte Ausfälle gegen ſie ſelbſt zu erlauben. Aber gerade bei ſolchen Dingen ſchlägt jedes Urtheil und jede Vorausſetzung fehl, und es kann auf beiden Seiten das Aergſte und das Dümmſte geweſen ſein, das dieſen Zwiſt hervorbrachte. Doch ſehen wir, daß er ſich auch wieder ausglich, und nach Wieland's Entfernung aus Bern dauerte die Freundſchaft fort in Briefen und Sendungen. Wieland ſchickte ihr ſelbſt einige ſeiner größeren Dichtungen im Manuſcript, welche ſie durchſah und ihm ihre Bemerkungen darüber zurückſchrieb. Auf dieſe Weiſe nahm Julie mehrfach an den geiſtigen Arbeiten ihrer Freunde einen Antheil, der nicht bloß empfangend war, ſondern oft productiv übergriff und einwirkte. —

Anderer Art war Juliens Verhältniß zu Jean Jacques Rouſſeau, und in der geiſtigen Abhängigkeit, in welche die praktiſche Julie von ſeinen Ideen und Träumen gerieth, giebt ſich ein reizender Widerſpruch zu Tage. Sie lernte ihn perſönlich kennen während ſeines Aufenthaltes in Motiers-Travers, wo der kranke Philoſoph, mit allen Wider-

ſprüchen des Daſeins ſich geißelnd, und von kör=perlicher Hinfälligkeit überwältigt, eine ſeiner trau=rigſten Lebensperioden verbrachte. Aus ſeinen Schrif=ten kannte ſie ihn ſchon lange und von Anfang an. Sie war überall und bei jeder Gelegenheit als Ver=theidigerin ſeiner Bücher aufgetreten und fällte ſchon früh, namentlich über die Heloiſe, das ſcharfſin=nigſte und verſtändnißvollſte Urtheil. Sie züchtigt mit ihrem feurigen Spott diejenigen, deren engher=zige Moralbetrachtung das Buch verurtheilen will. Sie ruft aus: „es ſind Gecken und Salonpuppen; es iſt mit einem Worte der ganze haltloſe Schwarm der Leute vom ſogenannten guten Ton, der ſich er=frecht, ein Geſchrei über die Heloiſe zu erheben. Und da ſollte man nicht in Zorn gerathen! Wür=den dieſe Leute Heloiſe nur lächerlich finden, ſo wäre ein ironiſches Lächeln über ihr Urtheil meine ganze Rache. Sie ſcheuen ſich jedoch nicht, ſie für ſtrafbar zu halten, und auf deren Unkoſten in einer Delicateſſe zu glänzen, von der man ſie anderwärts wenig Gebrauch machen ſieht. Auch wehe Denen, die mir auf dieſe Weiſe kommen! Mit den Wei=bern bin ich bald fertig. Eine ſpöttiſche Miene, ein finſterer Blick ſind meine ganze Antwort. Män=ner jedoch haben mehr Muth und Raiſonnement, als daß man ſie mit Mienen abſpeiſen könnte.

Digitized by Google

Man muß ſich in Discuſſionen einlaſſen. Welche Verlegenheit erwächſt aber daraus, ſich über Dinge beſtimmt ausſprechen zu müſſen, worauf die wenigſten Frauen auch nur von Ferne eingehen, aus Furcht vor gehäſſigen Folgerungen! Doch, Gottlob, ich beſitze Muth und Boshaftigkeit genug dazu, nehme überdieß auch einen ſo ernſten Ton, eine ſo imposante Haltung an, daß es mir bis dahin noch nie begegnet iſt, irgend ein unanſtändiges Wort hören zu müſſen.“ —

Ihre eigene Vertheidigung des Buches, welche der hier gegebenen Briefſtelle folgt, iſt muſterhaft, und findet Anwendung auf alle ſolche Achtserklärungen, welche ſich immer von Zeit zu Zeit in der Geſellſchaft gegen die Werke des höheren Genius wiederholen werden. So iſt auch ihre Anſicht von Goethe's Götz von Berlichingen und Werther, in der frühen Zeit, wo ſie darüber urtheilte, bemerkenswerth. Im Werther ſieht ſie einen zweiten Rouſſeau, nur in einer noch höheren Potenz. Doch iſt ſie über das Moraliſche bei dieſer Dichtung nicht ganz mit ſich im Klaren, vornehmlich was den Selbſtmord anbetrifft. Seltſam iſt, daß ſie glaubt, Goethe habe im Werther die Genieſucht bekämpfen wollen. Aber im Ganzen verräth ſie eine überraſchende Erkenntniß des neu aufgehenden Geſtirnes

Digitized by Google

Goethe, die man ſelbſt den Ausgezeichnetſten unter Goethe's erſten Zeitgenoſſen nicht nachrühmen kann. Durch ſolchen Aufſchwung ihrer Bildung geht ſie denn wohl unvermerkt über den Kreis ihrer Umgebungen hinaus, oder erweitert denſelben jedesmal nach ihrer eigenen Ausdehnung. Aber durch ihre Vertheidigung Rouſſeau's hat ſie ſich auch, wie es immer zu gehen pflegt, anfänglich viele Gegner erworben, und muß deshalb manchen Verdruß in ihrem Kreiſe beſtehen. Aber es gelang ihr endlich, mit ihrem Eifer dergeſtalt durchzudringen, daß ſie alle ihr naheſtehenden Gegner des geliebten Philoſophen ſelbſt in ſeine leidenſchaftlichſten Anhänger umwandelte. Mehrere von Juliens Freunden, unter denen ſich auch ein Prinz Ludwig von Würtemberg ſowie einige andere in der Schweiz anſäſſig gewordene vornehm Fremde befanden, fingen ſogar an, ihre Kinder nach Rouſſeau's pädagogiſchen Grundſätzen zu erziehen. Zu dieſen gehörte auch Juliens vertrauter Freund Kirchberger. Auch die politiſchen Ideen Rouſſeau's mußten nun durch dieſen Geſellſchaftskreis auf einem praktiſchen Boden Wurzel ſchlagen, und gewannen von hier aus unmittelbar eine Einwirkung auf die Geſtaltung des öffentlichen Lebens, in das Juliens Freunde als Staatsmänner und in andern bedeutſamen Bezie-

Digitized by Google

hungen weſentlich einzugreifen hatten. Rouſſeau ſelbſt war und blieb ſehr eingenommen für die Vorzüge ſeiner Freundin Julie Bondeli, und ſchrieb ihr zärtliche Briefe, an denen Julie eben nur die Zärtlichkeit auszuſetzen hatte. Denn ſo wenig hat ſie als Weib Verlangen nach den Huldigungen, welche man dem Geſchlecht zu zollen pflegt, daß ſie über die in ſolcher Weiſe geſpendeten Artigkeiten, ſelbſt wenn ſie von einem Rouſſeau kommen, ſich mehr beklagt als ergötzt. —

Bei Juliens Lebzeiten wurde eine einzige Abhandlung von ihr gedruckt, aber wider ihren Willen und zu ihrem großen Aerger. Ihr Freund Zimmermann, der berühmte Arzt und Schriftſteller, war Schuld daran, daß ein Auszug aus einem Briefe, den ſie ihm geſchrieben hatte, unter dem Titel **Reflexions sur le tact moral par Mlle B.** in dem damaligen Gothaer Mercur abgedruckt wurde. Dieſer moraliſche Tact, als Grundlage des Philoſophirens und der Lebensanſchauung, iſt in der That eine eigenthümliche Entdeckung Juliens und hat gewiß ſeinen ſubjectiven Werth und praktiſchen Nutzen. Aber ſie hat wohl nicht daran gedacht, ihm irgend eine wiſſenſchaftliche Erheblichkeit beizumeſſen. Sie ſelbſt macht einmal in einem ihrer Briefe eine vortreffliche Bemerkung über Das, was ſie „Weiber-

genie" nennt, und das ſie folgendermaßen bezeichnet: „ein trauriges Compoſitum von Tact, Empfindſamkeit, Wahrheit, durchdringenden Verſtand, Feinheit und Richtigkeit in Anſichten und Bemerkungen."

Ihre Kränklichkeit, herbeigeführt durch eine zufällige Schierlingsvergiftung, verurſachte ihr gegen das Ende ihres Lebens die heftigſten körperlichen Leiden, denen ſie in ihrem ſiebenundvierzigſten Jahre erlag. In ihr zeigte ſich auf einer bedeutenden Höhe jener Typus philoſophiſcher Frauenbildung, der im vorigen Jahrhundert häufiger war und ſeitdem immer mehr verloren gegangen iſt. Ihr Biograph Schädelin, dem wir die ſinnreiche Erneuerung ihres Gedächtniſſes verdanken, zeiht ſie zum Schluß, wie es jetzt Mode in der Welt iſt, des Mangels an Chriſtenthum. Sie ſtarb aber unter körperlichen Leiden in einem göttlichen Frieden, und endete ſeelengroß ein unter jedem Geſichtspunct tüchtiges und kernhaftes Leben. Man ſollte in einer noch reichlicheren Auswahl ihre Briefe zuſammenſtellen. Sie ſchrieb dieſelben in franzöſiſcher Sprache, die noch heut, wie damals, die Sprache des höheren Bildungsverkehrs in Bern iſt. Im Deutſchen hatte ſie es nur zu einem ſehr ungelenken Ausdruck gebracht. Vielleicht erhalten wir noch ergänzende Mittheilun-

Digitized by Google

gen über Julie Bondeli durch den geiſtreichen Frei-
eiſen in Bern, der durch ſein kürzlich herausge-
gebenes Buch: „die beiden Friederiken in Seſen-
heim" ein beſonderes Talent zur Behandlung ſol-
cher Aufgaben gezeigt hat. —

Digitized by Google

13.

Der Prinz Napoleon in der Schweiz.

Der junge Herr mit dem großen Namen macht den Schweizern Sorge für und für. Heute (24. September) hat der große Rath von Bern den ganzen lieben langen Tag mit den heftigſten Debatten über dieſe Angelegenheit zugebracht. Nur mit Mühe gelangte ich noch in den Sitzungsſaal, aus dem mich jedoch die Hitze und die meiſtentheils vorherrſchende ſchweizeriſche Mundart der Redner, die für den Fremden zu viele Unverſtändlichkeiten darbietet, bald wieder ins Freie hinaustrieben. Draußen auf den Gaſſen ſtand das Volk in aufgeregten Gruppen umher bis an den ſpäten Abend, und ſtarrte das alte Rathhaus an, das in ſeiner wunderlichen Bauart einem verwitterten Eulenneſt ziemlich ähnlich ſieht, obwohl der Vogel der Weisheit nicht immer darin Herberge

gefunden. Dieſsmal flatterte er lange in ängſtlichen und zweifelhaften Schwingungen über dieſer Rathhausdebatte, die ſich hier beinahe zu Gunſten des franzöſiſchen Begehrens, dem Napoleoniden das Aſylrecht in der Schweiz aufzukündigen, entſchieden hätte. Wäre die diplomatiſche Forderung des Miniſteriums Molé nicht zugleich mit einer ſo martialiſchen Miene vor die Schweiz hingetreten, wodurch hier das nationale Ehrgefühl empört und entflammt wurde, ſo würde namentlich in Bern die franzöſiſch geſinnte Partei, welches denn vorzugsweiſe die Ariſtokraten ſind, den Sieg erworben haben. Aber die aufgereizte Volksſtimmung iſt jetzt auch in Bern zu einer drohenden Gewalt herangewachſen, an allen Ecken und Enden der Stadt hört man die ehrlichen Schweizer ſich ereifern gegen ihre galliſchen Nachbaren, die mit der Schweiz immer wie mit einer Bagatellſache bald wohlwollend bald ſpöttiſch geſpielt haben.

Nun aber kommt die Entſcheidung des großen Rathes heraus. Er hat nur mit der geringen Mehrheit von zwei Stimmen die Abweiſung des franzöſiſchen Begehrens beſchloſſen. Dabei hat ſich am eigenen Heerd ein ſeltſames Ereigniß zugetragen, welches ein außerordentliches Aufſehen erregt. Gleichzeitig mit dem bekannt gewordenen Beſchluß haben nämlich die Gebrüder Schnell, welche in der Sitzung für

die Forderung Frankreichs geſprochen, ihren Austritt aus dem großen Rathe erklärt. Unbegreiflicher Weiſe haben beide ausgezeichnete Männer, die noch vor kurzem die Hauptſchlachten des Liberalismus im Lande anführten, in dieſer Sache eine Partei ergriffen, die ſie plötzlich mit allen ihren früheren Meinungsgenoſſen überwirft und ſie der Hinneigung auf die ariſtokratiſche Seite verdächtigt. Denn wenn auch die Angelegenheit und Perſon des Prinzen Napoleon zunächſt ganz unabhängig daſteht von allen Stichwörtern des einheimiſchen Liberalismus, ſo hat doch dieſe Frage in der That jetzt eine nationale Wendung genommen, an der ſich auch die inneren Parteien des Landes gruppiren müſſen. Die Schweizer haben ohne Zweifel Recht, wenn ſie aus dieſer Sache eine Prinzipfrage machen, indem ſie der auswärtigen Diplomatie, die nur nach Belieben in ihren Haushalt hineinzugreifen meint, die nationale Selbſtändigkeit wie eine undurchdringliche Mauer entgegenhalten. Da ſchlägt man denn jetzt die Hände über den Kopf zuſammen, daß die Herren Johann und Karl Schnell die Hoffnungen, welche ihre Partei auf ſie geſetzt, verlaſſen und verrathen haben!

Man ſpricht jetzt nur von den beiden Brüdern, die auf Einmal ſo unpopulair geworden! Bei dieſer Gelegenheit ward es wieder recht anſchaulich, welch

ein Wetterhahn in unſerer Zeit die öffentliche Meinung iſt und wie ſie durch einen einzigen Hauch Stimmung und Ausdruck verändern kann! Von den Gebrüdern Schnell, die eben noch die beliebteſten Patrioten waren und durch deren Dienſte das Land ſelbſt ſich geehrt ſah, ſpricht man jetzt nur wie von zwei Tyrannen, deren Sturz man zu gleicher Zeit beklatſcht. Auf der andern Seite ſieht man die Hochtories von Bern, die beſonders aus dem Stamm der reichen Gutsbeſitzer noch immer eine anſehnliche Phalanx bilden, Annäherungen an die Schnell's verſuchen als an Leute, mit denen jetzt etwas zu machen ſei. So geht es mit den armen Liberalen! Die Glorie ihres Wirkens ſtreift ſich ſo leicht von ihnen ab, und oft ohne ihre Schuld. Sind ſie zu heftig, ſo zerſtören ſie ihre Sache, werden ſie mäßiger, ſo zerſtören ſie ihre Perſon. Die Helden des Liberalismus, Johann und Karl Schnell, ſcheinen aber, nach ihrem gegenwärtigen Handeln zu urtheilen, von einer eigenthümlichen Zeitkrankheit ergriffen, die jetzt in der Welt immer mehr überhand nimmt und namentlich in den Reihen des Liberalismus die größten Verheerungen anrichtet. Ich habe mich ſchon mit mancherlei Betrachtungen über dieſe Krankheit beſchäftigt, und bin überraſcht, jetzt auch in der Schweiz ein ſchon ſo ausgebildetes Symptom davon anzutreffen. Dieſer Zeitkrank-

Digitized by Google

heit weiß ich keinen anderen Namen zu geben als den des Louis-Philippismus. Selbſt die tapferſten und kräftigſten Herzen können in Momenten davon ergriffen werden und Jeder faſſe ſich in ſeinen Buſen, ob er nicht ſchon daran ſiecht! Der Louis-Philippismus beſteht in einer eigenen Art von Lebenslähmung, die man zu gleicher Zeit eine ausgeklügelte Lebenslähmung nennen möchte, denn dieſe Stockung der lebendigen Natur iſt durch die Klügelei des jeſuitiſchen Verſtandes hervorgebracht. Der Organismus wagt nicht mehr die kräftige Naturbewegung, und das quellende Lebensblut, von den Intriguen des ſelbſtſüchtigen Verſtandes gemeiſtert, geht ſachter und immer ſachter wie ein ſcheinheiliger Schleicher durch ſeine Canäle, um das matte Herz nicht aus ſeinem Schlafe zu ſtören. Die erſten Zeichen dieſer Krankheit ſind ein Uebelundwehewerden bei den allerleiſeſten Windſtößen der Geſchichte, aber zum Erbrechen kommt es nicht, weil der Kranke bei weitem zu kraftlos iſt. Es hat ſich die Krankheit vom Julikönigthum aus wie ein politiſches Pockengift nun ſchon über alle Welt verbreitet. Der Louis-Philippismus meint es gut, er will nach unſäglichen Mühſalen und Leiden um die Freiheit wenigſtens die Ordnung und den Frieden retten, vor Allem aber auch ſich ſelbſt, doch er kennt nur den Frieden, den die abmattende

Digitized by Google

Krankheit bringt, und darum ſtürzt er ſich in die Krankheit, die Vollkraft der Geſundheit fürchtend.

O Himmel, wie feſt hält ſich der böſe Dämon der Verwirrung an die neueſte Sache der Geſchichte geklammert! An die Sache, welche die Sache des Volkes iſt. Sieht man die ſchweren und unheilvollen Zuckungen dieſer neuen Geburt, die ſich ſelbſt helfen muß, wenn ihr der Himmel helfen ſoll, ſo blickt man mit Angſt vorwärts und zurück in die Geſchichte. Die großartigen Despotieen, welche, in früheren Zeiten der Menſchheit, ſo viel Glanz und Aufſchwung dem Geſchlechte gegeben haben, treten vor uns hin, und, wenn auch mit verhülltem Geſicht über die dadurch offenbarte Schwäche des Menſchengeſchlechts, ſo müſſen wir ihnen doch zugeſtehen, daß ſie durch die Feſtigkeit und Einheitlichkeit ihrer Form Gewaltiges geleiſtet haben! Napoleon, von dem Gedanken an die Größe der alten Despotieen erfüllt und zugleich von dem volksthümlichen Geiſt der neueſten Geſchichte getragen, war vielleicht der Nächſte daran, ein wahrhaft modernes Staatsleben zu ſchaffen, das mit der nationalen Subſtanz, auf welche alle wahren Bedürfniſſe der heutigen Menſchheit ſich zurückführen, zugleich die dauerhafteſte Garantie der Form verbände. Ihm lag das Ideal einer volksthümlichen Despotie vor Augen, die in der Einheit einer großen und aus

dem Volk hervorgegangenen Perſönlichkeit Nation und Staat endlich zu einem feſten und organiſchen Ganzen zuſammenſchlöſſe! Er hat dies Ideal zu keiner dauernden Verwirklichung bringen können, und die Sache hat ſich ſeitdem wieder in neue hiſtoriſche Formen hineinzubilden geſucht, aber noch nicht mit beſſerem Erfolg zum Ziele. Denn ſollte der Napoleon des Friedens, welchen die Juliusrevolution gezeugt, auch die Despotie zu Stande bringen, ſo würde es doch mit den volksthümlichen Inſtitutionen der Despotie gewiß ſchlimmer als jemals ausſehen. —

Und der neueſte Napoleonide, was hat er ſich eigentlich dabei gedacht, als er das Erbe ſeines großen Namens angetreten? Man kann nicht ſagen, daß er ganz gedankenlos in ſeine bizarre Unternehmung ſich geſtürzt habe. Ludwig Napoleon hatte ſich eine gewiſſe Aufgabe vorgezeichnet, der es auch keineswegs an einer richtigen ideellen Begründung mangelte. Soviel man aus ſeinen Briefen, Proclamationen und der Laity'ſchen Brochure entnehmen kann, hat er die Bedeutung des kaiſerlichen Adlers für das gegenwärtige Frankreich in einem hinlänglich umfaſſenden und großen Geſichtspunct gedacht. Er betrachtete die Anarchie aller der verſchiedenartigen Parteien, die jetzt in Frankreich den Schooß der Regierung vom 9. Auguſt zerfleiſchen, ohne daß eine einzige im Stande

wäre, einen neuen und bürgſchaftleiſtenden Zuſtand der Dinge zu organiſiren. Die verſchiedenen Intereſſen der Geſellſchaft ſchienen ihm in den verſchiedenen politiſchen Parteien nur zerſplittert aber nicht geſammelt und in keiner zu einer ſiegverſprechenden Macht concentrirt. Nur der kaiſerliche Adler, meinte er, wenn er jetzt hoch geſchwungen würde über alle Parteien Frankreichs, trage den Zauber in ſich, das allen Factionen Gemeinſchaftliche zu verheißen und ihre mannigfachen Beſtrebungen in eine Einheit zu bringen. Es ſei der Adler des Kaiſerreichs das ächt nationale Banner Frankreichs, in dem ſich die monarchiſchen und die volksthümlichen Intereſſen wieder am dauerhafteſten zuſammenſchlingen würden! Zu dem alten napoleoniſchen Syſtem müſſe zurückgegangen, daſſelbe aber entſchieden nach dem Prinzip der Volksſouverainetät ausgedehnt und entwickelt werden. So dachte und träumte der Sohn des ehemaligen Exkönigs von Holland und der Geiſt ſeines Onkels Napoleon erſchien ihm im Schlaf und ermahnte ihn zu dem, was der ganzen Zeit fehlt, zu Thaten. Die weiſe Mutter Hortenſia wußte nichts von den Planen, über welchen der Napoleonide gegen den Napoleon des Friedens brütete. Es ließ ihn aber endlich nicht länger mehr auf dem ſchönen Arenenberg, das die ſinnige Hortenſia zu einem feenhaften Aſyl eingerichtet

Digitized by Google

hatte. Ludwig nahm Abſchied von ſeiner Mutter und ſchwang ſich nun zu Roß, um als neu aufgehender Heros geradewegs in die Welt hineinzureiten und vom Sattel auf den Thron Frankreichs zu ſpringen. So zogen vor Alters mit Speer und Lanze die fahrenden Ritter auf einen Strauß, und wenn ſie kein Abenteuer fanden, ſo improviſirten ſie eines an der Heerſtraße aus freier Fauſt und mit keckem Herzen. Nicht anders dachte es ſich der junge Ludwig Napoleon, als er, ſeine Aventure mit der Weltgeſchichte zu verſuchen, ſich im Steigbügel zurechtſetzte. Der Abenteurerinſtinct trieb ihn anfangs ganz richtig und er war im Begriff, ſein Glück auf dem rechten Punct zu erproben. Der Streich war auf den Geiſt der franzöſiſchen Armee berechnet, und wenn es noch irgendwo in Frankreich einen lebendigen Kern der napoleoniſchen Elemente giebt, ſo mußte es natürlich im Heere ſein. Man konnte in den letzten Zeiten der franzöſiſchen Zuſtände überhaupt auf den Gedanken kommen, daß die parlamentariſche Oppoſition, die ſo gänzlich durch die Parteiintriguen und durch ihre eigene innere Dialektik abgeſtumpft und verbraucht erſchien, durch die militairiſche Oppoſition wirkungsreicher und für den allgemeinen Fortſchritt erſprießlicher abgelöſt werden könne, und mancherlei Zeichen im franzöſi-

ſchen Heere ſchienen bereits darauf zu deuten. Und Ludwig Napoleon hatte als Ausgangspunct eine Stadt im Auge, die an ſich ſchon die günſtigſten Anknüpfungen darbot und mancherlei gegen die Juliregierung empörte Stoffe vereinigte. Dies war Strasburg, wo außerdem einige Regimenter lagen, die durch beſtimmte Ereigniſſe mit der Glorie des Kaiſers in unverlöſchlicher Erinnerung verbunden waren. Aber es fehlte dem Unternehmen des jungen Prinzen alle und jede gründliche Vorbereitung, die erſt längere Zeit in der Stille ihre Fäden hätte ſchlingen müſſen, und ſo kam es, daß die Ausführung, nur auf die Ueberraſchung des Moments und auf die Wirkung eines bloßen Namensſchalles berechnet, wie ein Theatercoup erſcheinen mußte, der auch im Kolofoniumfeuer wieder zerplatzte. Mit den Propagandiſten von Paris hatte Ludwig Napoleon nur die allerdürftigſten Verbindungen angeknüpft. Lafayette hatte ihn ermuthigt, aber ihm nicht den geringſten Anhang zugeführt, was ſpäter auch von dem großen Republikaner Armand Carrel in ſeinem Bezug zum Prinzen galt. Chateaubriand, der Unterthan des Herzogs von Bordeaux, ſchrieb dem Napoleoniden jenen bekannten merkwürdigen Brief, worin er ihm ſagte: „Sie wiſſen, Prinz, daß mein junger König in Schottland iſt, und daß,

Digitized by Google

ſo lange er lebt, es für mich keinen andern König von Frankreich geben kann als ihn.“ Bei derjenigen Partei aber, welche man in Frankreich vorzugsweiſe die napoleoniſche nennen kann, hatte Ludwig wohl auch nicht mehr als die Vorausſetzung zu Gute, daß man jetzt wohl auf ihn die Hoffnungen übertragen haben würde, die vordem auf dem Herzog von Reichſtadt geruht. So ſtürmte der Unerfahrene fort und wurde in den Kaſematten von Strasburg wie ein junger Thor feſtgehalten.

Bei ſeinen wenigen Anhängern hat er jetzt noch dadurch verloren, daß bekannt geworden, er habe früher ruſſiſche Dienſte geſucht. Vielleicht iſt dies nur eine Erfindung ſeiner Feinde, oder er hat wirklich früher, in ſeinem unſichern Thatendurſt umhergreifend, auch dies Mittel verſuchen wollen, ſich auszuzeichnen. Hat doch übrigens Rußland neuerdings auch bewieſen, daß es die Sympathieen mit dem Napoleonidenſtamm, die es ſogar bis zu ſich an den Czarenthron heranſteigen ließ, keineswegs als einen Widerſpruch angeſehen wiſſen will.

Eine edle und ritterliche Perſönlichkeit iſt aber dem Prinzen Ludwig Napoleon gewiß nicht abzuſprechen. —

14.

Das Uechtland und die Jeſuiten.

—Im Angeſicht der ſchönſten Alpenlandſchaften fährt man von Bern in wenigen Stunden nach **Freiburg**, und erblickt ſchon aus der Ferne, noch ehe man die berühmte Drahthängebrücke der Sane überſchreitet, das hochgelegene Erziehungshaus der Jeſuiten, das in ſtolzer Pracht die ganze Gegend beherrſchen zu wollen ſcheint. Hier wird jene pädagogiſche Muſterwirthſchaft betrieben, die, obwohl urſprünglich ein franzöſiſch-carliſtiſches Inſtitut, doch auch für Deutſchland eine immer um ſich greifendere Bedeutung gewinnt, indem man von dort aus weit und breit die Arme nach der Erziehung unſerer ariſtokratiſch-katholiſchen Jugend ausſtreckt. Der Geiſt des modernen Jeſuitismus hat ſich hier in den Schluchten der Hochalpen einen ſehr günſti-

Digitized by Google

gen Schlupfwinkel ausgefunden, und baut ſein Neſt in dieſer ſichern Abgeſchiedenheit, die ihm zugleich die ausgreifendſte Wirkung in die Ferne verſtattet. Ihm einen Beſuch abzuſtatten, ſchien in mehr als einer Hinſicht der Mühe werth, beſonders da das anhaltende Regenwetter die Wanderung auf das berner Oberland noch immer verhinderte. Auf der Münſter-Terraſſe in Bern ſtanden wir oft und blickten mit Sehnſucht zu den ſchneefunkelnden Gletſchern hinüber, die wie eine bleiche Geiſterſchaar mit ihren himmelhohen Häuptern in der Ferne ſchwebten. Aber in derſelben Minute, wo ſie in einem längern Sonnenblick aufzugehen und zu erglühen ſchienen, wickelten ſie ſich auch ſchon wieder in aſchfarbene Wolkenſchleier, und trieben ein böſes Spiel mit unſerm Reiſemuth, der ſich gern gerade an ihnen verſucht hätte. Da war es das Gerathenſte, lieber den Abſtecher in das romantiſche Uechtland zu machen, und, ſtatt mit der tückiſchen Natur der Alpen vergeblich zu kämpfen, das neue Culturſyſtem der Jeſuiten zu ſtudiren. Soll es auch ſchwer ſein, bis in die innerſte Werkſtätte ſelbſt vorzudringen, ſo wird man von dieſer neuen und großen Zeitweisheit, in der ſich die freſſendſte Reactionsrichtung der Gegenwart einen Mittelpunkt ſucht, doch wenigſtens einen Schattenriß an den Wänden abfangen kön-

nen. Ade, du reiner Gletſcherſchnee auf deinen lockenden und unerreichbaren Himmelshöhen! Wollte ich nicht, fern von aller Cultur der Menſchen, an deiner Urfriſche mir das Herz kühlen, und nun bleibt mir doch nichts übrig, als mich wieder mit dem Uebel der Cultur zu tröſten, und zwar mit dem allerärgſten, mit der Culturmacherei des heutigen Jeſuitismus! —

An den hohen Felſenufern der Sane liegt dies merkwürdige Freiburg, die Hauptſtadt eines Schweizercantons, der, von Alpenketten und Seen umſchloſſen, ſchon von alter Zeit her in dieſem Verſteck ein ſeltſames Leben und Treiben barg. Die katholiſchen Cantone der Schweiz ſtehen in allen Dingen hinter den proteſtantiſchen weit zurück, und der Reiſende ſpürt es ſchon an den unſanften Bewegungen, welche der Poſtwagen auf der ſchlechten und holperigen Landſtraße verurſacht, wann er ſich in einem katholiſchgläubigen Theil der Eidgenoſſenſchaft befindet. Aber nicht nur die Landſtraßen ſind in den katholiſchen Cantonen ſchlechter als in den andern, ſondern den ganzen Betrieb des Bodens und die Landbewirthſchaftung trifft man in einem vernachläſſigteren Zuſtande an. Dieſe Leute müſſen viel beten, viele Meſſen hören, viele Prieſter grüßen, viele Prozeſſionen und Feiertage mitmachen,

Digitized by Google

und dies ſchmälert die Zeit der täglichen Arbeit während der Proteſtantismus, volksthümlich wir-kend, ſich überall werkthätiger in ſeiner Frömmig-keit beweiſt, und die Arbeit nicht nur des Geiſtes in der Forſchung, ſondern auch des Körpers in der geſunden irdiſchen Lebensbethätigung begünſtigt. Dazu kommt in den katholiſchen Cantonen auch die Finſterniß des Aberglaubens, welcher das Volk auf eine für alles Werden nachtheilige Weiſe überſchat-tet. Im Canton Freiburg zum Beiſpiel geht die Unwiſſenheit der Bewohner noch ſo weit, daß die regierende Behörde Mühe gehabt hat, die Impfung der Schutzpocken einzuführen, und ein großer Theil des Volkes ſich hartnäckig dagegen ſträubte, wes-halb man ſo vielen von Blatternarben entſtellten Geſichtern in dieſer ſchönen Landſchaft begegnet. Die Freiburger ſind ſonſt ein recht anſehnlicher Volksſchlag, kräftig gebaut, ſtark und hochgewach-ſen, beſonders in der ſüdlichen Alpengegend, na-mentlich aber in dem reizenden Greyerſerlande, in deſſen friſch durchhauchten Bergthälern man die ſchönſten Mädchen der Schweiz ſieht, die in ihren ſcharlachrothen Miedern, in den ſchwarzen Filzhü-ten, ſo von Blumen, Bändern und Spitzen pran-gen, und mit den faltenreichen Bruſttüchern freilich oft die ſeltſamſten Erſcheinungen abgeben und we-

Digitized by Google

nigſtens von den Grazien, die überhaupt in der Schweiz gänzlich fehlen, keine Mitgift empfangen haben. Aber die Geſichter ſind von einer oft wunderbaren Schönheit. Doch die intellectuelle Bildung dieſer Bevölkerung und daher auch die gewerbliche Rührſamkeit iſt noch ſehr zurück. Nur in dem ebenfalls dem Canton Freiburg angehörenden Bezirk Murten, wo die reformirte Kirche die eigentlich herrſchende iſt, zeigt ſich ein regeres Leben im Handel und Gewerbe, aber auch ſchon in den geiſtigen Dingen. Auf ſanft emporſchwebender Anhöhe an dem herrlichen See liegt die kleine Stadt Murten, und mit Ameiſenfleiß haben ſich die betriebſamen Einwohner des Tranſitohandels bemächtigt, zu dem die große Straße zwiſchen Baſel, Bern und Genf hier die Gelegenheit bietet. Doch neben der Induſtrie zeichnen dieſen Bezirk auch die vortrefflichſten Schulanſtalten aus, die in der ganzen Gegend gerühmt werden, und ich ſah ſelbſt in Murten ein neues prachtvolles Gebäude, das ſo eben erſtanden iſt, um zu einer Bürgerſchule zu dienen. Dies ſind die Lichtreize des Proteſtantismus auf den geſunden Sinn einer tüchtigen Bevölkerung, und ſelten ſieht man ſchlagende Contraſte ſo dicht neben einander wirken, als hier auf dieſem kleinen Raum, in den ſich proteſtantiſche und ka-

tholiſche Einflüſſe theilen. Sobald man dagegen in die katholiſche Hauptſtadt des Cantons eintritt, wird man an allen Erſcheinungen des Lebens gewahr werden, welche Einwirkungen hier die Gemüther belaſtet haben.

Freiburg ſelbſt iſt eine ſonderbare, düſtere, geheimnißvolle Stadt. Die Jeſuiten zeigen ſich in ihren ſchwarzen Ordenstrachten ſehr häufig auf der Straße und jeden Augenblick begegnet man einer ſolchen abſonderlich einherſchreitenden Geſtalt, vor der man das Volk jederzeit mit tiefſter Verneigung den Hut abziehen ſieht. Selbſt die Bauart mancher Stadttheile bietet die wunderlichſten Eigenheiten dar, und man ſieht eine Reihe von Häuſern, über welche die Straße dergeſtalt hinwegläuft, daß das Pflaſter des Weges ihnen als Dach dienen muß. Der ſchöne Münſter, in welchem ſich die neue Orgel von Aloys Mooſer befindet, bietet über ſeinem Eingangsportal noch eine Merkwürdigkeit dar, die den, welcher ſich nach Freiburg begeben hat, um hier eines der Hauptquartiere der neuen katholiſchen Propaganda zu beſichtigen, auf eine komiſche Weiſe in Erſtaunen ſetzen muß. Das Bildwerk über dieſer Kirchthüre ſtellt nämlich ein Weltgericht dar, auf der unter anderen Figuren, die den in der Mitte ſtehenden heiligen Nicolaus

Digitized by Google

umgeben, man auch ſeitwärts eine Gruppe gewahrt, die offenbar den Moment verſinnbildlichen ſoll, wie der Teufel den Papſt holt! Dieſe Satire iſt ganz im kecken und derben Sinne der Zeit, aus welcher das Bildwerk herſtammen mag, nämlich, wie es ſcheint, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wo die Menſchheit Spaß verſtand auch in den frommen Dingen, und ſich ſo ſicher dabei fühlte, daß ſie den Teufel nicht nur an die Wand malen durfte, ſondern ſogar über den Kirchthüren. Und nun gar den Teufel, welcher den Papſt holt, was zu damaliger Zeit der päpſtlichen Blüthe wohl zu ertragen war, heutzutage aber, wo man immer empfindlicher zu werden Urſache hat, ſchwerlich mehr mit der Harmloſigkeit der Volksſatire entſchuldigt werden dürfte. Und doch gehen die Jeſuiten von Freiburg täglich ganz ruhig vor dieſem Münſterportal vorüber und haben, ſo viel man weiß, gegen die bizarre Bildnerei noch nichts verſucht, was, man muß es geſtehen, ſie faſt in den Geruch der Toleranz bringen könnte!

Es iſt nun auch endlich Zeit, ihre nähere Bekanntſchaft zu machen, ſo weit es glücken wird, und zu dieſem Zweck, an das äußerſte Ende der Stadt eilend, den Berg zu erſteigen, auf welchem hocherhaben das Penſionat der Jeſuiten gelegen iſt.

Das Gebäude ſtellt ſich ſowohl von Innen als von Außen wie ein fürſtliches Schloß dar, und beweiſt auch in der Pädagogik die Eleganz, welche dem weltkundigen Jeſuitismus niemals gefehlt hat. Das Haus des Penſionats iſt in zwei Theile abgetheilt; der eine Flügel dient als Seminar für die Bildung der heranwachſenden Jünger der Geſellſchaft Jeſu, der andere iſt für das eigentliche Penſionat beſtimmt, in welchem ſich ſowohl die vorbereitenden Schulklaſſen für die jüngſten Zöglinge der Anſtalt, als auch die Wohnungen derjenigen Zöglinge befinden, die den Jeſuiten gänzlich in Hut und Pflege übergeben ſind. Abwärts im Thal liegt, anſtoßend an die Jeſuitenkirche, das Collège, welches die Hörſäle der Hochſchule in ſich faßt. Nämlich dieſe ganze ſeit dem Jahre 1825 eingerichtete Erziehungsprovinz der Jeſuiten, welche man unter dem Namen des Inſtituts St. Michel zuſammenfaßt, zerfällt in eine Elementarſchule, in ein Gymnaſium und in das, was wir eine Univerſität nennen würden, obwohl darin eigentlich nur für die Theologie und allenfalls auch Philoſophie ein vollſtändiger Curſus beſteht, von der Jurisprudenz aber nur das Naturrecht und das kanoniſche Recht *)

*) Civil= und Landrecht aber von einem Laien.

Digitized by Google

und von den Naturwiſſenſchaften Phyſik und Chemie gelehrt werden. Von den noch in den Elementarunterricht gehörigen Zöglingen der Jeſuiten befinden ſich nur die ſchon einigermaßen aufgewachſenen in dem Penſionat zu Freiburg; für die ganz kleinen Kinder, deren Alter noch eine beſondere Sorgfalt erfordert, iſt ein zweites Etabliſſement zu Eſtavayer beſtimmt, einer kleinen anmuthigen Stadt in demſelben Canton, die der Reiſende, welcher am Neufchateller See wandert, zu beſuchen nicht unterlaſſen mag, weil man dort noch an ſchönen Sommerabenden auf dem Platz Moudon die alten volksthümlichen Ringeltänze in den welſchen Lauten ſingen hören kann.

Der Rector dieſes geſammten Erziehungs-Inſtituts der Jeſuiten iſt gegenwärtig der Fürſt Gallitzin, der ſelbſt Jeſuit geworden und im Hauſe des Penſionats ſeine prachtvoll eingerichtete Wohnung genommen hat. Er läßt ſehr ſelten Jemand vor ſich, doch lieſt er zuweilen Meſſe und erſcheint dann in der etwas feiner gearbeiteten Jeſuitentracht. Es iſt überhaupt ſchwer, nur in das Haus des Penſionats einzutreten, noch mehr aber dem Unterricht ſelbſt beizuwohnen, wozu in vollſtändiger Ausdehnung unter allen hierher gekommenen Fremden vielleicht Victor Couſin allein gelangt iſt. Von dem

Beſuch des Letzteren im Penſionat und Collège zu Freiburg erzählen ſich noch die Jeſuitenzöglinge einige ergötzliche Geſchichten. Wir aber waren nicht ſo glücklich wie er, doch gelang es aus unſern im Hauſe ſelbſt angeſtellten Beobachtungen ein Geſammtbild zuſammenzuſetzen, das durch andere Mittheilungen, die uns in der Stadt und von einigen dem Inſtitut nahe geſtandenen Perſonen wurden, ſich immer mehr ausrundete, ſo daß bei dem gänzlichen Mangel an Berichten über das Inſtitut St. Michel auch vielleicht das Unvollkommene hier überliefert werden darf.

Weshalb die freiburger Jeſuiten ſo geheim thun mit ihren Erziehungshäuſern und vom Beſuch derſelben durch Vorwände aller Art den Fremden abzuhalten ſuchen, iſt eigentlich ſchwer zu begreifen, da das Princip ihrer Pädagogik offenkundig genug am Tage liegt. Dies Prinzip, wenn wir die unmittelbare Wahrheit deſſelben in ihrer Unſchuld auftreten laſſen wollen, faßt ſich zunächſt in dem alten Wort, das Baco geſprochen: **Religio aroma scientiarum** am Augenfälligſten zuſammen. Auch ſtellen die Jeſuiten ſelbſt in ihrem öffentlich ausgegebenen Unterrichtsplan die Religion, oder welches gleichbedeutend iſt, den Katholicismus als die Seele und den Zweck alles Unterrichts an die Spitze, ſo daß man gleich ſieht, es handele ſich hier darum, ſchon auf

Digitized by Google

dem Wege der Erziehung, durch Eintauchen auch des praktiſchen Wiſſens in den eigenthümlichen katholiſchen Geiſt, die wahre Verweltlichung des Katholicismus hervorzubringen. Denn wenn dies von Anfang her die Sendſchaft der Geſellſchaft Jeſu war, Rom gewiſſermaßen in alle Welt zu tragen, um ſo durch die Verweltlichung Roms auf allen Punkten der Erde die katholiſche Univerſalherrſchaft zu begründen, ſo iſt die pädagogiſche Wirkſamkeit der Jeſuiten ohne Zweifel noch geſchickter dazu als ihre politiſche, um dieſe Ausprägung alles Weltinhaltes in der katholiſchen Form und dieſe Durchdringung aller weltlichen Form mit dem katholiſchen Gehalt vermittelſt jener ſataniſchen Dialektik, die den Orden immer ausgezeichnet hat, zu Stande zu bringen. Die erſte Vollendung und fertige Geburt des Jeſuitismus mußte daher in das Zeitalter der Reformation fallen, weil in dieſem Weltlichkeit und Wiſſenſchaft zum erſten Mal als kriegführende Mächte der neueren Geſchichte ſich der Kirche gegenüberſtellten und mit dieſer um die Oberherrſchaft über das Leben der Völker den Kampf begannen. So mußte der Katholicismus ſich gerade in die neu erwachten weltlichen und wiſſenſchaftlichen Bewegungen der Menſchheit einzudrängen ſuchen, um ſich zu erhalten, und in dieſer nothgedrungenen Umarmung mit der Welt

Digitized by Google

hat der Katholicismus den Jeſuitismus gezeugt, welcher als die eigentliche Revolution zu betrachten iſt, die innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt und zwar mit Bewußtſein vorgegangen. Denn auf dieſem großen Scheidepunkt der Zeiten, wo alle Tradition der Geſchichte zum erſten Mal gewaltſam in Frage geſtellt wurde, glaubte der Katholicismus ſeine Stabilität nicht anders mehr erhalten zu können, als daß er in ſeinen eigenen Schooß ein revolutionaires Princip aufnahm, welches aber tiefinwendig genährt war mit der wahrhaften Milch der katholiſchen Kirche und deshalb ſein Gift nur auf die Welt tröpfeln, ſeine befruchtenden und erhaltenden Säfte aber auf die Kirche zurücktreiben mußte. Dieſe revolutionaire Ausſtrahlung des Katholicismus iſt der Jeſuitismus, die größte und furchtbarſte Erfindung, welche die Stabilität in der Weltgeſchichte zu ihrer Vertheidigung gemacht hat. Durch dieſen glänzenden Gedanken iſt es nun ſchon ſeit Jahrhunderten gelungen und gelingt es fortwährend, der Geſchichte dieſe tödtliche Langſamkeit und dieſe in ſich ſelbſt verkümmernde Lüge anzukränkeln, durch welche die einfachſten Ideen, die ſo klar und abgemacht ſind wie draußen um uns her die Vollbringung der Naturgeſetze, doch nicht mehr zu entſchiedenen und ſiegreichen Thatſachen werden kön-

nen. Der Jeſuitismus iſt die eigentliche Krankheit und zugleich die wahre Macht und der wahre Charakter der neueren Geſchichte, und iſt in dieſer Bedeutung unter allen Geſtalten, in allen Theilen und Gliedern des Lebensorganismus und ſelbſt in denjenigen Erſcheinungen aufgetreten, die für das gerade Gegentheil von ihm in der Welt gegolten haben. Revolutionair muß man aber den Jeſuitismus mit dieſer für ihn einzig erſchöpfenden Bezeichnung nennen, weil die Kirche, die ihn geſandt hat, ihn ſelbſt mit allen Waffen der Revolution, über die ſie freilich zuvor ihren Segen geſprochen, ausrüſtete. Die revolutionaire Bedeutung des Jeſuitismus beſteht innerhalb der katholiſchen Kirche ſelbſt zunächſt darin, daß er bei ſeiner Entſendung in alle Welt freigelaſſen wurde nicht nur von den ſtrengen Formen der Kirche, ſondern auch ſogar von dem bindenden Zwang des Dogma und der chriſtlichen Moral. Die bisherige einſeitige und abſtracte Richtung der katholiſchen Kirche lag im Mönchsthum als ein offener Schaden zu Tage und war durch die Blitze der Reformation unrettbar in Trümmer geſchlagen worden. Die erſten Päpſte, die dem Jeſuitismus durch förmliche Bullen ſeinen großen Freibrief ausſtellten, hatten wohl eingeſehen, daß die alte Herrlichkeit und Feſtigkeit der Kirche durch die aufgeſcheuchten Mön-

Digitized by Google

che und Nonnen nicht wieder hergeſtellt werden könne. Es bedurfte jetzt weltlicher Talente, um den Katholicismus wieder in ſeine alte, univerſale Macht einzuſetzen, und das Seminar für dieſelbe war durch eine wunderbar kühne Idee in der Geſellſchaft Jeſu ſchon gegeben. Nun zeigte ſich plötzlich, wie durch einen Fluch aus der Erde hervorgetrieben, ein Phantom, das bisher noch nicht dageweſen war in der Geſchichte. Eine Zuſammenſetzung von Bettelmönch, Philoſoph und Weltmann, läuft und rennt, kriecht und ſchleicht es geſchäftig über alle Erdtheile hinweg, und haſcht polypenartig nach allen Dingen und Stoffen der Welt, um daraus ein Netz zu weben für die Spinne Rom, größer und umfaſſender als es noch je gewebt war. Beweglich, wie ſonſt der Bettelmönch war, der durch alle Länder pilgerte zu Ehren der Kirche, hat der Jeſuit es doch als unzeitgemäß aufgegeben, durch den religiöſen und mönchiſchen Cynismus zu wirken, und ſo ſtellt in ihm die Kirche ſcheinbar ihren weltlichen Fortſchritt dar, jedoch nur um dadurch deſto ſiegreicher zu dem alten geiſtlichen Princip zurückzukehren. Um das Princip der Weltlichkeit und Individualität, das die Reformation in dem Menſchengeſchlecht erweckte, in ſich ſelbſt deſto zerſtörender zu untergraben, hat der Katholicismns dem Jeſuiten den Be-

Digitized by Google

fehl ertheilt, alle Formen der Welt annehmen zu dürfen, und nicht nur in alle verlockende Anmuth und Heiterkeit dieſer Welt ſich zu kleiden, ſondern auch in allen Schmutz und alle Verderbtheit derſelben ſich hineinzuſtürzen. So ſah man den Jeſuiten ausziehen, und bald unter Prieſterkleidern Dolch und Gift umhertragen, bald mit den Fürſten bei ſchwelgeriſcher Tafel ſitzen, bald in Tanzſchuhen über den Eſtrich der großen Welt dahinſchlüpfen, bald bei nächtlicher Weile durch die Leiter in's Fenſter ſteigen, bald in der Beichte Mord befehlen und Mord vergeben. Das Alles **ad majorem dei gloriam**. Ueber die Freiheit des Jeſuitismus von Dogma und Moral hat ſchon Pascal in ſeinen **Lettres provinciales** das Schlagendſte beigebracht, indem er nachgewieſen, wie das ſich accommodirende Chriſtenthum der Jeſuiten, das nach der ausdrücklichen päpſtlichen Beſtätigung für Alle Alles hat, ſelbſt mit der Perſon Chriſti ganz nach dem Zweck der momentanen weltlichen Wirkung umgeſprungen iſt. So haben die Jeſuiten in den Ländern, wo man einen gekreuzigten Gott als eine Thorheit verſpottet haben würde, das Kreuz fortgelaſſen, und nur den triumphirenden und glorreichen Chriſtus, aber nicht den leidenden und ſterbenden gepredigt, und ſelbſt die Vermiſchung des heidniſchen Götzen-

Digitized by Google

dienſtes mit der chriſtlichen Religion haben ſie, wie es in Indien und China geſchehen, mit der Dogmatik und Moral für vereinbar gehalten*). Dies Recht hatte der Katholicismus ſeinem Baſtardſohn, dem Jeſuitismus, der aus dieſer neuen buhleriſchen Umarmung von Welt und Kirche entſproſſen, als ein heiliges mitgegeben. Die katholiſche Kirche, die in dem Inſtitut der Geſellſchaft Jeſu eine Art Emancipation von ſich ſelbſt vollbrachte, hat jedoch durch dieſe Zugeſtändniſſe, welche ſie im Jeſuitismus an die Revolution machte, von Anfang an nur das Zeugniß ihrer bedrohten und gebrechlichen Lage abgelegt. Wenn es ihr aber gelingen ſollte, das Ziel wieder zu erreichen, nach dem es ſie ſeit der Reformation vergebens gelüſtet hat, und zu deſſen Erlangung ſie den Jeſuitismus in die Welt ſandte, dann wiederhergeſtellt in ihre alte Univerſalherrſchaft, würde die katholiſche Kirche als die erſte That ihrer neuen Aera die Vernichtung ihres eigenen Werkzeugs, des Jeſuitismus, beſchließen müſſen. Je zweifelhafter jedoch die Stellung dieſer Kirche in der Geſchichte wird, deſto mehr wird ſie in der gefährlichen Nothwendigkeit verharren, das freſſende

*) Man leſe den fünften Brief der Lettres provinciales von Blaiſe Pascal.

Digitized by Google

und revolutionaire Gift des Jeſuitismus in ihrem eigenen Schooß zu nähren, wie dies in unſern Tagen ſich zeigt, wo die Jeſuiten eifriger und geſchäftiger als je in den Bollwerken der Kirche dienen.

Wie ſich nun im Jahrhundert der Reformation ein Luther und ein Loyola als Kinder einer und derſelben Zeit begegneten, ſo trafen in demſelben Brennpunct der Zeit auch Jeſuitismus und Wiſſenſchaft zuſammen. Die Wiſſenſchaft, welche der ärgſte Feind der Kirche geworden war, weil die individuelle Freiheit des Menſchengeiſtes darin emporblühte, konnte in ihrem antikatholiſchen Wirken nur dadurch beſchworen werden, daß man ſich ihrer auf ihrem eigenen Gebiet zu bemächtigen ſuchte, wozu man in dieſem Sinne des Jeſuitismus bedurfte. Wenn die Wiſſenſchaft etwas Proteſtantiſches hatte, ſo kam es jetzt vielmehr darauf an, ihr einen katholiſchen Charakter zu geben, und dieſe Katholiſirung der Wiſſenſchaft wurde die Hauptaufgabe in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten. Es mußte die wichtigſte Seite ihrer Miſſion werden, allenthalben die Erziehung der Jugend an ſich zu bringen, denn die Jugend iſt die Zukunft ſelbſt, und die katholiſche Kirche hofft ſeit der Reformation beſtändig auf ihre Zukunft, die ſie durch alle mögliche Ausſaat zu beſtellen ſucht. Die katholiſche Erziehung, wenn wir

Digitized by Google

dieſe Benennung gebrauchen wollen, mußte daher von vorn herein einen viel beſtimmteren und ausſchließlicheren Charakter an ſich tragen, als die proteſtantiſche Pädagogik, welche letztere der Freiheit des Individuums in allen Dingen einen größeren Spielraum der Entwickelung verſtatten wird. Nun ſollte eigentlich alle Erziehung auf dieſe Freiheit der Individualität ſich gründen, die man ein proteſtantiſches Princip nennen kann, indem alles Heil der Bildung in die freie Selbſtthätigkeit und die eigene Arbeit des Geiſtes geſetzt wird, dem Geiſt aber keine andere Begränzung widerfährt, als die in jeder Perſönlichkeit ſelbſt liegt oder in dem allgemeinen Begriff der Dinge. Die katholiſche Erziehung, die für eine beſtimmte Zukunft arbeitet, welches die Zukunft der katholiſchen Kirche iſt, kann daher dem an und für ſich waltenden Leben der Perſönlichkeit gar keine Rückſicht beweiſen. Es wird ihr vielmehr nach ächt katholiſcher Art darauf ankommen, die Perſönlichkeit jenem allgemeinen Zweck der Erziehung unterzuordnen, und dieſe Pädagogik, die der jungen Perſönlichkeit ſchon mitten im Wachsthum die Kräfte lähmt, um ſich ſelbſt in eine freie Zukunft hineinzubilden, iſt die Hauptſchlacht, welche der Jeſuitismus gegen die moderne Cultur zu führen verſucht. Fragt man nun nach der Wiſſenſchaft

Digitized by Google

ſelbſt, welche doch der eigentliche Inhalt der Erziehung iſt, ſo läßt es ſich ſchon aus jenem Grundprincip abnehmen, welche Schickſale dieſelbe treffen in einem Unterrichtshaus, das dieſe ſchneidende katholiſche Richtung an die Spitze ſtellt. Die Pädagogen des Katholicismus, die Jeſuiten, mögen ſelbſt ſehr gelehrte Leute ſein, aber die Wiſſenſchaft als ſolche zu fördern, taugt wenigſtens nicht in ihre Erziehungspläne, die ſie mit der Jugend haben. Die Wiſſenſchaft, die ihrem Grundweſen nach immer proteſtantiſch wirken wird, ſoll auf ihrem eigenen Gebiet vom Jeſuitismus nur deshalb durchdrungen werden, um ſich daran aufzulöſen und zu verfinſtern, und in dieſer Verfinſterung einen volksthümlichen Einfluß auszuüben, den man mit einer ſchlichten Bezeichnung das Dummmachen genannt hat. Es kommt daher ganz einfach heraus, daß die Unwiſſenheit der eigentliche Hauptzweck in den Unterrichtsanſtalten der Jeſuiten iſt, aber eine Unwiſſenheit, ſüß durchduftet und eingeräuchert mit jenem betäubenden Arom, welches die Jeſuiten in Anwendung ihres Lieblingsſpruches aus dem Baco das aroma scientiarum nennen, und das auch in der That nichts wahrhaft Geiſtiges, ſondern nur ein Arom für die Sinne iſt. So wird denn die höchſte Kunſt dieſer jeſuitiſchen Pädagogik darin beſtehen,

Digitized by Google

der Unwiſſenheit den möglichſten Anſtrich des Wiſſens, und dem Wiſſen die unſchädliche Wirkung der Unwiſſenheit zu geben, eine Dialektik, zu der das ganze Talent des Jeſuitismus erforderlich ſein wird.

Wenn wir mit dieſen Gedanken in das Inſtitut St. Michel zu Freiburg eintraten, ſo hatten wir uns allerdings nicht ohne Vorurtheile daran begeben, es zu beurtheilen. Vielmehr waren wir im Beſondern noch mancher Beiſpiele eingedenk, wo Kinder, die eine Reihe von Jahren hindurch bei den Jeſuiten in Freiburg erzogen worden, nicht einmal ſo viel Latein gelernt hatten, daß ſie auf einem preußiſchen Gymnaſium in die vierte Klaſſe hätten zugelaſſen werden können. Die große Unwiſſenheit, in der die Zöglinge des Inſtituts St. Michel heranwachſen, iſt weltbekannt, aber jenes Arom, das hier mit ſo eigenthümlicher Feinheit und Eindringlichkeit bereitet wird, hat, mit politiſchen Räuchereſſenzen verſetzt, dennoch die Wirkung gethan, dieſem Erziehungshaus eine für gewiſſe Kreiſe der Zeit und des Lebens entſcheidende Bedeutung zu geben. Geſtanden wir aber unſere Vorurtheile zu, ſo müſſen wir auch hinzufügen, daß, was wir an Ort und Stelle ſahen und hörten, nicht geeignet war, dieſelben zu widerlegen. Um den Geiſt des Inſtituts St. Michel näher zu charakteriſiren, will ich zuerſt

über einen Streit etwas mittheilen, durch welchen vor einigen Jahren die Zöglinge dieſes Jeſuitencollegiums Veranlaſſung fanden, ſich über die Maximen, nach denen ſie hier gebildet werden, ſelbſt öffentlich zu erklären und ihre Lehrer ſowie die Lehren derſelben einerſeits anzugreifen, andererſeits zu vertheidigen. Dies iſt der Streit der Freiburger Jeſuiten mit der patriotiſchen Geſellſchaft von Zofingen. Zofingen iſt eine kleine im Thale der Wigger ſchön gelegene Stadt, wo von Züricher und Berner Studirenden ein Verein der ſchweizeriſchen Jugend geſtiftet wurde, wie es deren viele in der Schweiz giebt. Die Jeſuiten aber verboten ihren Zöglingen auf das Allerſtrengſte, dieſer Geſellſchaft zuzugehören, welche ihre freiſinnige politiſche Richtung auch auf die Religion übertrug und eine eigenthümliche Zuſammenſetzung darin behauptete, daß ſie ſich als Geſellſchaft von Jünglingen verſchiedener Religionen (société de jeunes gens de differentes religions) zu erkennen gab. Dieſer edle Zweck des Zofinger Jünglingsbundes, die Trennung der Confeſſionen in der höhern patriotiſchen Gemeinſamkeit zu überwinden, konnte natürlich nicht in den Kram der Jeſuiten taugen, denen dabei ſchon die Ausübung der volksthümlichen Aſſociationsfreiheit Aergerniß und Bekümmerniß genug für ihr geheimes

legitimiſtiſches Herz machte. Denn dieſe Jünglinge hielten frei und offen ihre Verſammlungen, wie es die alte heilige Sitte ihrer Väter in dem Lande der Alpen ihnen überliefert hatte, und hier zeigten ſich die Jeſuiten, ſeitdem ſie ſich durch die unbeſonnene Willfährigkeit des Kantons Freiburg wieder in der Schweiz eingeniſtet, zum erſten Mal im lauten Widerſpruch mit der ächten angeſtammten Schweizernatur, mit dem innerſten Geiſt des Volkslebens, in deſſen argloſe Mitte ſie ihre heimlich brütenden Plane getragen. Die Freiburger Abtheilung des Zofinger Studentenvereines beſtand aber zum großen Theil aus Solchen, die früher ſelbſt das Collegium der Jeſuiten beſucht und in St. Michel ihre erſte Erziehung empfangen hatten. Dieſe unternahmen es jetzt, die Sache des ſchweizeriſchen Patriotismus gegen dieſe fremden Eindringlinge, wie die Jeſuiten nun bezeichnet wurden, zu führen, und bei dieſer Gelegenheit das ganze Unterrichtsweſen im Inſtitut St. Michel, nach ihren eigenen Erfahrungen und dem Eindruck, den man dort auf ihre jungen unbewachten Gemüther beabſichtigt, zu beleuchten. Es wurden Brochüren gewechſelt, in denen man über dieſe Angelegenheit die freieſte und unumwundenſte Sprache führte, und die Jeſuiten ſelbſt ſahen ſich genöthigt, aus dem Verſteck ihrer Grundſätze ein wenig hervor-

Digitized by Google

zutreten und ihren Erziehungsplan öffentlich zu vertheidigen.

Die Hauptanklagen, welche man bei dieſem Anlaß gegen die Jeſuiten von Freiburg zuſammenfaßte, richteten ſich im Weſentlichen auf folgende Punkte. Sie ſeien kosmopolitiſche Fremdlinge, die zum Theil wie ſchweifende Abenteurer aus entfernten Gegenden, bald aus Belgien, bald aus Holland, bald aus Portugal herangekommen, um das Collegium des armen und abgelegenen Freiburg auf Befehl ihrer unbekannten Obern in Beſitz zu nehmen. Sie ſeien ſo unbekannt im Lande geweſen, daß man lange Zeit ſelbſt ihre Namen nicht genau gewußt habe, und eben ſo unbekannt ſeien ihnen ſelbſt auch die Schweizer, namentlich aber die Freiburger geweſen. Sie, die Vaterlandsloſen, die ſich ſelbſt von aller Liebe zu einem heimiſchen Boden freiſprächen, wie könnten ſie aber als Erzieher dazu geſchickt ſein, gute Schweizer zu bilden! Sie begingen vielmehr täglich in ihren Unterrichtshäuſern den ſchreiendſten Hochverrath an einem Lande, das ihnen ſo vertrauensvoll die Gaſtfreundſchaft gewährt habe! Dieſer Verrath beſtehe in dem gänzlich verderbten Geſchichtsunterricht, den die Jeſuiten in ihrem Inſtitut ertheilen. Die Brochüre des Zofinger Vereins, die ſehr energiſch geſchrieben iſt, enthält dar-

Digitized by Google

über unter Anderm folgende Stellen (Un mot sur l'apologie de l'enseignement des Jésuites de Fribourg, dédié à la Société de Zoffingen, par la Section Fribourgeoise, p. 11.):

„Wir, früher Zöglinge der Jeſuiten, die wir ſelbſt ſo lange unter ihrer Zuchtruthe geſeufzt haben, müſſen das Bekenntniß thun, daß wir es oft genug in den Unterrichtsſtunden haben mitanhören müſſen, wie man den Charakter unſers Vaterlands verunglimpfte und ſchändete! Wir erinnern uns hierbei noch ganz beſonderer Verhandlungen, aus denen wir überzeugende Proben von den Anſichten und Endzwecken unſerer Profeſſoren ſchöpfen konnten, die beſtändig ſich bemühten, jenen vorgeblichen Patriotismus, wie ſie es nannten, in uns auszurotten. Wir haben noch nicht vergeſſen, mit welcher Verachtung ſie von den Volksverſammlungen unſerer kleinen Kantone ſprachen, und mit welchen Farben ſie uns die Einrichtungen derſelben vormalten! Aber ohne uns länger im Allgemeinen mit der unzweifelhaften Richtung ihres ganzen Syſtems zu beſchäftigen, wollen wir lieber einige beſondere Thatſachen hervorheben, die im ganzen Collegium den größten Lärm verurſachten. Wagte nicht in den Jahren 1824 und 1825 ein Profeſſor bei voller Klaſſe öffentlich zu behaupten, daß Wilhelm

Tell in ſeinen Augen nichts als ein Mörder wäre?!! Haben nicht ferner Andere, dem ſicherſten Thatbeſtande zum Trotz, ſelbſt die Exiſtenz der Gründer unſerer freien Verfaſſungen geläugnet? Viel mehr Werth hatte es für ſie, an die Löwin des Romulus und Remus zu glauben. Dies Alles können und müſſen wir mit vollem Glauben und aus wahrhafter Kenntniß der Sache bezeugen. Oder ſollten ſich die Jeſuiten ſeitdem gebeſſert haben? Wir haben Grund daran zu zweifeln, denn die Freiheit gefiel ihnen nie und wird ihnen auch wohl niemals gefallen. Den Beweis davon findet man gleich auf den erſten Seiten ihrer Vorträge über das öffentliche Recht. Vergeblich würde man darin Grundſätze ſuchen, die im Einklang mit denen anderer civiliſirter Völker ſtehen. Die Gleichheit der Menſchen bringt ſie bei den Jeſuiten die Gleichheit der Rechte hervor? Keineswegs, „aber die Verhältniſſe der Reichen und Starken zu den Armen und Schwächeren bringen in der Geſellſchaft die nothwendige und natürliche Abhängigkeit dieſer Letzteren hervor.“ Die Folgen dieſer Theorieen möge Der berechnen, der ein ſolches Wagſtück über ſich nehmen will!

„Um ihren Principien treu zu bleiben, haben die Jeſuiten unſere vaterländiſche Geſchichte von dem Unterricht entfernt, obwohl ſie dieſelbe auf der Liſte

Digitized by Google

ihrer klaſſiſchen Werke figuriren laſſen. Das magere Skelett aber, das ſie davon in ihrem Curſus der Geographie einflechten, kann wohl nicht dazu geeignet ſein; einen wirklichen hiſtoriſchen Vortrag zu erſetzen. Wahrhaft ſchimpflich iſt es, die Geſchichte ſeiner Väter nicht zu kennen. Man nenne uns ein einziges Land, ein einziges Collegium, wo nicht die Geſchichte einen beſondern Zweig des Unterrichtes bildete! Die neuen und reinen Herzen der Jugend ſind es ja vorzugsweiſe, denen man das heilige Feuer der Vaterlandsliebe und der Freiheit mittheilen muß! Mit wie viel rührenden und hinreißenden Erzählungen kann hier nicht auch ein Lehrer ſeinen Unterricht beleben! Und wie muß nicht die Geſchichte in einem freien Lande zum Herzen ſprechen! Die Jeſuiten führen nun zwar zu ihrer Vertheidigung eine lange Reihe von Vorträgen auf, deren Gegenſtände patriotiſch klingen, aber es iſt dabei zu bemerken, daß man dieſe Materien in den Akademien behandelt, wo den Zöglingen freie Wahl gelaſſen bleibt, ob ſie daran Theil nehmen wollen oder nicht."

„Muß man nun nach Allem nicht erſtaunt ſein, wenn die Jeſuiten in ihrer Vertheidigung uns entgegenhalten: „daß ſie, die Jeſuiten, keineswegs Feinde irgend einer Regierungsform ſeien; daß, mag

nun die Autorität in Einem Individuum oder in mehreren oder ſelbſt in der Maſſe des Volkes beruhen, ſie dieſelbe gleicherweiſe ehren, weil, gleicherweiſe begründet, ſie überall ein Ausfluß der Autorität Gottes ſelber ſei.“ — Wie, keine Feinde, ſagt ihr, von irgend einer Regierungsform? Und doch wagen dieſe Jeſuiten von dem Lehrſtuhl herab, von welchem man nur die Wahrheit der Religion und die Moral des Evangeliums verkündigen ſollte, ganz laut es auszuſprechen: daß die Volksſouverainetät eine Ketzerei ſei! Sie die Autorität ehren! und doch erfrechen ſie ſich, um uns für unſere Sünden zu beſtrafen, die auswärtige Intervention und die Geißel und den Fluch des Krieges auf ein Land herabzurufen, das ſie aufnimmt, ernährt und ſchützt, während alle übrigen ſie aus ihrem Schooß ausgeſpieen haben! Warum beſchwören ſie nicht noch durch ihre Gebete die Cholera-Morbus herbei, um alle Liberalen zu vertilgen und den Schafſtall der Kirche von ihnen zu reinigen! Alle Autorität fließt von Gott ſelber aus! Und dann wären Sie es ohne Zweifel, ſehr ehrwürdige Väter, die wir als aus der kleinen Anzahl Derer ausgewählt betrachten müßten, welche Gott vorherbeſtimmt, uns zu regieren!“

An einer andern Stelle dieſer Brochüre heißt es:

„Nun muß man in der That ernſthaft fragen: Welche Garantie für die Zukunft kann uns dies Unterrichtsweſen der Jeſuiten gewähren? Was ſoll aus den Kindern unſeres Volkes werden, die man in ein ſolches Syſtem einwickelt und nach ſolchen Principien, die unſere ganze politiſche Exiſtenz bedrohen, zuſtutzt? Man nehme ſich wohl in Acht; die Sache iſt von einer großen Wichtigkeit! Die Antipathie der Jeſuiten gegen Alles, was nur einen Geruch von Freiheit hat, macht ja die Grundlage aller ihrer Politik aus! Und davon wollen wir hier noch eine neue Probe anführen: Ein Profeſſor, der ſich eben ſo ſehr durch ſeinen Eifer, und ſeine Sorgfalt für die Jugend als durch ſein tiefes Wiſſen auszeichnet, wird von dem Gouvernement berufen, um den Lehrſtuhl des Rechts einzunehmen; die Verordnung des Unterrichts-Rathes erlaubt den Studirenden des Collegiums den Beſuch dieſer Vorleſungen, aber Alles iſt vergebens, denn die Jeſuiten ſetzen ſich dagegen; ſie finden es zu gefährlich, daß ihre Zöglinge dorthin gehen ſollen, um zu lernen: daß die Menſchen gleich ſind, daß ſie urſprünglich alle dieſelben Rechte haben, und daß die Souverainetät nur im Volke beruhen kann! Zwei junge Ausländer beſuchen die Rechtsſchule und das Jeſuitencollegium zu gleicher Zeit; der Präfect der Jeſuiten aber verbietet ihnen, jene Vorleſun-

gen zu hören, mit der Drohung, daß, wenn ſie nicht gehorchten, man ihre Verweiſung aus der Stadt bewirken würde!!“

Ferner heißt es: „Was den Einfluß dieſes Jeſuiteninſtituts auf die Geiſtesbildung anbetrifft, ſo müſſen wir bekennen, daß man uns die ganze Zeit über, die wir im Collegium zugebracht, in einer ſehr engen Sphäre gehalten und abgeſperrt hat! Wir verbrachten ſieben oder acht Jahre, um Latein zu lernen, lateiniſche Verſe zu machen, lateiniſche Reden zu halten, kurz, gegen ein Syſtem anzukämpfen, das von den größten Subtilitäten ſtarrte! Was lehrt man aber in den Klaſſen der Logik und Phyſik, die man unter der allgemeinen Benennung der Philoſophie zuſammenfaßt? Man lehrt in der That das ganze erſte Jahr hindurch nichts als die Kunſt, einen Syllogismus in Form zu bringen und ſich auf einige ſcholaſtiſche Disputationen vorzubereiten. Die zweite der Phyſik gewidmete Klaſſe trägt von derſelben faſt nur den Namen; obgleich der Unterricht darin von dem gegenwärtigen Profeſſor etwas vervollkommnet iſt, ſo fehlt doch viel, daß er ſich auf dem Höhepunct der Wiſſenſchaft unſers Jahrhunderts befinde. Man beſchränkt ſich dabei bloß auf die Geſetze der Bewegung, auf einige electriſche oder magnetiſche Erſcheinungen und dgl.

Digitized by Google

Wir haben nicht die Abſicht, unſer Bild zu übertreiben, noch wollen wir eine abſichtlich beleidigende Kritik hier üben, was wir aber behaupten, haben wir geſehen, wir ſind die Zeugen, und faſt können wir hinzufügen, auch die Opfer davon geweſen!"

„Die deutſche Sprache, die uns doch unerläßlich iſt, findet keine Stelle im Unterricht der Jeſuiten. Von der Geſchichte, die ein unerſchöpflicher Quell der höchſten ſittlichen Lehren ſein ſollte, kann man kaum ſagen, daß ſie im Collegium vorgetragen wird; denn nur ein- oder zweimal in der Woche lieſt einer der Zöglinge einige Seiten aus dem Pater Loriquet her. Aber die practiſche Geometrie, Gewerbwiſſenſchaftliches und dergl. ſind gänzlich ausgeſchloſſen. So fehlt auch in allen Dingen eine ſolche Behandlung der Wiſſenſchaft, die ihr irgend einen practiſchen Nutzen für das Leben verſchaffen könnte!"

An einer andern Stelle dieſer merkwürdigen Streitſchrift machen unſere abtrünnigen Zöglinge der Jeſuiten auch eine Bemerkung über den körperlichen Anſtand, durch den ſich gewöhnlich die Studirenden des Collegiums von Freiburg ſogleich characteriſtiſch von den übrigen Jünglingen unterſchieden. Dieſer Anſtand der Jeſuitenſchüler ſei zwar ſehr beſcheiden, demüthig, verrathe aber auch zu-

Digitized by Google

gleich ſo viel bäueriſche Manieren, daß man darüber in Erſtaunen gerathen müſſe. Dies letztere iſt nun allerdings ein Vorwurf, der den ſonſt ſo weltgewandten und in ſchönen Schlangenbewegungen ausgelernten Jeſuitismus im Allgemeinen nicht treffen kann, vielleicht aber, wie es ſcheint, als eine beſondere Eigenthümlichkeit den Jeſuiten von Freiburg anhaftet.

Die Jeſuiten von Freiburg blieben aber in dieſem Streit, der den ganzen kleinen Freiſtaat in Bewegung ſetzte, nicht müßig. Sie veranlaßten mehrere Entgegnungen, unter anderem eine im Namen ihrer Zöglinge ſelbſt, von denen die Brochüre: **Les Jésuites vengés par leurs élèves, ou réponse au Mot des étudiants de la section fribourgeoise de la société de Zoffinguen** herauskam. Dieſe Gegenſchrift iſt in der That von 62 Zöglingen des Jeſuitencollegiums, meiſtentheils Theologen, als deren Abfaſſern, unterzeichnet; dabei hat man den wohlüberlegten Kunſtgriff gebraucht, daß dieſe jungen Leute, welche ihre Namen hergegeben haben, ſämmtlich Schweizer von Geburt ſind; denn es handelt ſich dabei auch vornehmlich darum, den Vorwurf wegen der antipatriotiſchen Einwirkungen der Jeſuiten im Schweizerlande vermeintlich Lügen zu ſtrafen. Es leidet keinen Zweifel, daß dieſe Schrift

von den ehrwürdigen Vätern in St. Michel ſelbſt verfaßt ſei, obwohl ſie ſich dazu herabgelaſſen haben ganz in der Weiſe von Schülern und zwar von Jeſuitenſchülern zu ſprechen, wodurch man denn den Vortheil erhält, die ächte Form der Geiſtesbildung eines heutigen Jeſuitenzöglings hier aus der erſten Hand zu überkommen. Die Beweiſe, welche in dieſer Streitſchrift zur Vertheidigung der Jeſuiten vorgetragen werden, ſind nämlich größtentheils in die Form von Syllogismen gebracht, wodurch man ſich einen Begriff verſchaffen kann von der Kunſt und Wiſſenſchaft der Logik, wie ſie in den philoſophiſchen Klaſſen des Inſtituts St. Michel überliefert wird. Die Jeſuitenzöglinge wollen z. B. beweiſen, allen Anſchuldigungen zum Trotz, daß die Jeſuiten nicht nur die größten Freunde der Freiheit, ſondern auch die lebhafteſten Patrioten in der Schweiz ſind. Dies koſtet ſie nur die Bildung von zwei Syllogismen, denen man die ſchulgerechte Bündigkeit gewiß nicht abſprechen wird, wie folgt:

„Erſter Syllogismus. Der Geiſt der Schüler iſt ein Zeugniß für den Geiſt der Lehrer (denn wozu hegte man ſonſt ſo große Furcht vor unpatriotiſchen Lehrern?); nun iſt aber der Geiſt der Schüler ein ächt patriotiſcher, wie es ihre Ausarbei-

tungen beweiſen; folglich ſind die Jeſuiten ächte Patrioten.“

„Zweiter Syllogismus. Die Schweizer bedürfen ſo gut wie andere Nationen einer Anfeuerung ihres Patriotismus (das beweiſen ja dieſe Herrn ſelbſt durch ihre Schutzreden für die helvetiſchen Vereine!). Nun gehört aber der Patriotismus der Studenten in Freiburg zu den feurigſten im Lande, folglich müſſen ſie doch angefeuert worden ſein, und dies, ohne Zweifel, durch die Jeſuiten, denn zur Geſellſchaft von Zoffingen zu gehören haben ſie ja nicht das Glück.“ *)

Mit etwas größerer Gründlichkeit ſuchen ſie die Vorwürfe in Bezug auf den Geſchichtsunterricht der Jeſuiten zu widerlegen. Wenigſtens ſind ſie hier inſofern in ihrem Recht, wenn ſie behaupten, daß es den Jeſuiten nicht allein zur Laſt gelegt werden könne, an dem wirklichen Daſein Wilhelm Tell's

---

*) „2. Syllogisme. Les Suisses, comme les autres nations, ont besoin de réchauffer leur patriotisme (c'est ce que prouvent ces Messieurs, par leur apologie des sociétés helvétiques). Or, le patriotisme des étudians de Fribourg est des plus chauds: donc ils ont été réchauffés, et cela sans nul doute, par les Iésuites, puisqu' ils n'ont pas le bonheur d'appartenir à la société de Zoffinguen.“ (Les Iésuites, vengés par leurs élèves, p. 22.)

Digitized by Google

zu zweifeln, oder ihn ſtatt eines Helden nur wie einen Mörder in der Geſchichte vorzuführen. Bei ſchweizeriſchen Geſchichtſchreibern ſelbſt hat die Begebenheit des Wilhelm Tell ähnliche Anfechtungen erlitten, und wenn man die Thatſache als eine hiſtoriſche zugeſteht, ſo iſt es doch keine Frage, daß dieſelbe ein vereinzelter Anſchlag war, der wegen ſeiner blos perſönlichen Antriebe von den übrigen Bundesgenoſſen gemißbilligt wurde, weil er, vorzeitig losbrechend, und gegen das ausdrückliche Gelöbniß, Niemandes Lebens anzutaſten, die ganze Sache der Verſchworenen hätte gefährden und ſtürzen können, was ſchon Tſchudi bemerkt hat. Darum war Wilhelm Tell freilich kein Mörder, wie man denn überhaupt ſelbſt bei den ſchlechteſten Gräuelthaten, welche in der Tragödie der Weltgeſchichte mitſpielen, durch die criminalrechtliche Betrachtung immer nur eine Lächerlichkeit begehen würde. Wenn es ein Jeſuitismus der Weltgeſchichte ſelbſt iſt, das Schlechte aufzubieten, um dadurch das Gute zu vollführen, ſo iſt es doch immer ein göttlicher Jeſuitismus, über deſſen moraliſches Grundprincip kein Zweifel obwalten kann. Die guten Jeſuiten aber, die ihre Maxime von der Heiligung des Mittels durch den Zweck dem Himmel ſelbſt abgelernt zu haben glauben, ſind wohl nicht die Leute, von denen man erwarten ſollte,

Digitized by Google

daß ſie über das Morden in der Geſchichte einen moraliſchen Zeter erheben würden. Sie ſelbſt geben dieß in ihrer Brochüre auf eine ſonderbare Art zu verſtehen. „In der That, rufen ſie aus — wenn nun auch ein Profeſſor geſagt hat, daß Wilhelm Tell einen Meuchelmord begangen, indem er den Geßler tödtete, was iſt denn dabei ſo Schreckliches? Man ſchlage nur das Dictionaire von Gattel auf, und man wird darin finden: **assassinat, meurtre commis en trahison et de dessein formé.** Nun erzählen es alle ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber, daß Tell den Geßler mit vorbedachtem Anſchlag (**de dessein formé**) getödtet habe, und zwar in einem Augenblick, wo ſich dieſer am wenigſten deſſen gewärtigte; folglich kann man ſagen und muß es ſogar ſagen, wenn man franzöſiſch ſprechen will, daß Tell einen Meuchelmord (**assassinat**) begangen, ohne darum die Moralität ſeiner That zu verdammen, die gänzlich von den Umſtänden abhängt, die ihr vorangegangen und ſie begleitet haben, von der Abſicht und dem Grad der Bildung des Wilhelm Tell, und von der Löſung der Frage: iſt es erlaubt einen Tyrannen zu tödten? Dies iſt ein Problem, das wir unſern jungen Angebern zur Auflöſung überlaſſen wollen, um die Luſt zu genießen, uns an ihrer Ver-

Digitized by Google

wirrung und Verlegenheit zu weiden; denn wenn ſie die Frage bejahend beantworten ſollten, ſo entzweien ſie ſich nothwendig mit ihren eignen Freunden, den Gegnern der Jeſuiten, die im Jahre 1762 ſie mit ſo großer Erbitterung vor dem franzöſiſchen Parlament anklagten, daß ſie den Tyrannenmord gelehrt hätten, ſowie auch mit Denen, die im Jahre 1818 dieſelbe Beſchuldigung in Freiburg wiederhallen ließen. Wenn ſie aber im Gegentheil ihren Freundſchaftsbund mit jener Partei aufrecht erhalten und ſich für die Verneinung entſcheiden wollen, ſo ſind wir da, um es ihnen in's Ohr zu ſchreien, und ihre eigene Brochure wird noch ſtärker als wir ſchreien: Unbeſonnene, Ihr ſeid es ja, die den Wilhelm Tell verdammen, den Retter und Befreier des Vaterlandes! In die Mitte geſtellt zwiſchen die Liebe zu Euren Freunden und die Ehrerbietung, welche ihr dem Andenken des Tell ſchuldig ſeid, ſchwanket ihr, haltet ihr euer Urtheil hin, wagt ihr nicht zu reden? Mit welcher Stirn nehmt ihr euch alſo heraus, jenen Jeſuiten anzuklagen, daß er ſich für die Verneinung ausgeſprochen?" — —

Wir hemmen den pathetiſchen Strom dieſer Sophismen, durch welchen ſich die freiburger Jeſuiten in dieſer patriotiſchen Angelegenheit rein zu waſchen

Digitized by Google

beſtrebten, durch die Bemerkung, daß der Jeſuitismus, dem es ſonſt zur Erreichung ſeiner Abſichten auf einen Königsmord mehr oder weniger keineswegs ankam, in neuerer Zeit auf blos legitimiſtiſche Richtungen zurück- und zuſammengedrängt iſt und deßhalb dem alten Syſtem ſeiner Heuchelei ein einfacheres moraliſches Anſehen zu geben verſteht. Die feſte und große Einheit des Zwecks, in welchem der Jeſuitismus wurzelt, ließ in frühern Zeiten eine größere Vielbeweglichkeit nach allen Seiten der Geſchichte an ihm entſtehen. Der Jeſuitismus war bald volksthümlich, wo Volksthümlichkeit das neue Fußgeſtell war, auf dem der Katholicismus emporſteigen konnte, und dann predigte er mit lautem Geſchrei und unter dem Gebet ſeiner Prieſter die Freiheit des Volkes; bald verband er ſich wieder mit den Feinden aller Freiheit, die abſoluten Throne umſtehend, die dem Katholicismus das feſteſte Bollwerk zu werden verſprachen, und dann goß er den Segen der Kirche aus über die Marterwerkzeuge, mit denen man das Volk quälte. So ſetzte ſich der Jeſuitismus wüthend und heulend in alle Stürme hinein, welche den Boden der Geſchichte erſchütterten, von welcher Weltgegend her ſie auch kamen, um aus der wilden Windsbraut der Geſchichte eine fromme und gehorſame Braut der Kirche zu machen.

Digitized by Google

Zwar fehlt ihm auch in neueſter Zeit die Klugheit nicht, ſelbſt die revolutionairen Elemente zu nutzen und in ſie hineinzublaſen, wie es in Belgien und an andern Orten geſchehen, aber dem Grundprincip nach iſt doch die politiſche Richtung des Jeſuitismus im neunzehnten Jahrhundert weſentlich eine einfachere geworden, indem ſie ſich ganz auf den Legitimismus geworfen hat. Mit den heutigen volksthümlichen Richtungen ein gefährliches und gewagtes Spiel zu treiben, dazu dürfte ſich der Katholicismus und ſein ausgeſandter Agent, der Jeſuitismus, immer nur im äußerſten Nothfall entſchließen. Mit der Sache des Volkes, als eines nach ſeiner Berechtigung ſtrebenden neuen Elements der Geſchichte, iſt es mehr als je Ernſt geworden, und es hat nicht den Anſchein, als ob die Entwickelung dieſes Elements den Katholicismus begünſtigen oder neu erheben wollte. Selbſt durch das glänzende Talent des La Mennais konnte der halb ſentimental, halb frivol zuſammengekünſtelte Bund des Katholicismus mit den demokratiſchen Intereſſen nicht glücken, noch weniger aber beim Papſt als etwas Katholiſches gelten und gebilligt werden. Dagegen empfängt der Katholicismus überall die unzweifelhafteſten Sympathieen der legitimiſtiſchen und abſolutiſtiſchen Richtungen unſerer Zeit, und bei der Vermittelung und that-

Digitized by Google

ſächlichen Ausbildung dieſer Freundſchaft verwaltet denn der Jeſuitismus ſein altes Amt. So kann es geſchehen, daß ſelbſt der Proteſtantismus von jeſuitiſchen Richtungen angefreſſen wird, ſobald ſich in ihn legitime Staatszwecke hineinſetzen, und von dieſem jeſuitiſchen Proteſtantismus bietet gerade unſere Zeit die ſchreckenerregendſten Beiſpiele. Es iſt dies jedoch nur eine vorübergehende und leicht heilbare Krankheit der proteſtantiſchen Richtungen, denn der proteſtantiſche Staat iſt durch ſeine innerſte Natur und durch das, was ſeine eigentliche Geſundheit ausmacht, dazu berufen, das volksthümliche Element in der Geſchichte zu ſeiner Vollendung zu bringen, weil es aus derſelben Quelle herſtammt, wie er ſelbſt, nämlich aus der Reformation, die zuerſt das Volk auf den Schauplatz der Geſchichte berief. Bei dem Katholicismus aber zeigt es die Epoche des Verfalls an, wenn er, ſich loslöſend von der Volksentwickelung, vorzugsweiſe nur durch ariſtokratiſche und abſolutiſtiſche Fäden ſein Daſein zu verfeſtigen ſucht. Bei dieſem einſeitigen Verhältniß zum abſoluten Staat, in welches der Katholicismus jetzt durch ſeine eigene Hülfloſigkeit gebannt iſt, erſcheint es nun als eine natürliche Folge, daß die katholiſchen Erziehungshäuſer, die in der letzten Zeit namentlich durch die Jeſuiten gegründet

Digitized by Google

worden, alle auf eine legitimiſtiſche Wirkſamkeit ausgehen, in Gegenwirkung gegen die liberalen und volksthümlichen Principien, die, eben weil ſie als Keim in jedem friſchen und unverdorbenen Jugendherzen ſtecken, ſchon durch die Erziehung ausgerottet werden ſollen. Das heißt, ſchon den frühen Halm der jungen Pflanze verbiegen, um ſie nicht frei und gerade hinauswachſen zu laſſen in Luft und Sonne, wonach ſie doch durch den Trieb der Natur verlangt. So glaubt man denn auch hier in dem Inſtitut St. Michel gewiſſermaßen die Zukunft der Geſchichte legitimiſtiſch zu fixiren, indem man ſchon die vergifteten Keime derſelben in die empfänglichen Herzen der Jugend ſenkt, aus denen man die nach Wunſch geſtaltete Zukunft herauswachſen zu ſehen hofft. Vornehme und einflußreiche Familien ſenden von allen Orten und Enden ihre Söhne, auf denen die Hoffnung der katholiſch hierarchiſchen Propaganda ruht, hierher nach Freiburg zu den Jeſuiten, welche nicht mehr den Königsmord predigen, ſondern vielmehr den Legitimismus, zum Heil der katholiſchen Kirche. Daß die freiburger Jeſuiten mit dem ſchweizeriſchen Liberalismus, welcher der verſchrieenſte unter allen iſt, bald in heftigen Widerſtreit gerathen würden, war vorauszuſehen, und es lag wohl auch kaum in ih-

Digitized by Google

rem Syſtem, dieſen Conflict zu vermeiden. Ihre Rechtfertigungen gegen die Angriffe des Zofinger Vereins ſind lahm und zweideutig. Wenn auch ſchweizeriſche Geſchichtſchreiber ſelbſt in ihren Büchern die That des Wilhelm Tell gemißbilligt haben, ſo iſt es etwas Anderes, ſchon beim Schulunterricht der Jugend dieſer Geſtalt, die im Volksglauben des Schweizerlandes zu einer heiligen und unantaſtbaren geworden, eine gehäſſige Beleuchtung zu geben. Wilhelm Tell iſt beim Schweizervolke noch immer ein Symbol der ächten Vaterlandsliebe, ein hochklingender Name, der mit Freiheit und Patriotismus gleichbedeutend iſt. Den Patriotismus zu erziehen, dazu haben die Jeſuiten freilich ihr Inſtitut nicht gebaut, und ſo mag ihnen auch an der ganzen Exiſtenz des Wilhelm Tell wenig gelegen ſein, mit deren Abläugnung es ſich auf die nämliche Weiſe verhält. Es ſind allerdings nicht allein die Jeſuiten in Freiburg oder ein deutſcher Gelehrter in Berlin, welche den Tell und ſeine wunderbare Geſchichte zu einer bloßen mythiſchen Dichtung haben verflüchtigen wollen. Die Jeſuiten liefern vielmehr in ihrer oben angeführten Streitſchrift ein Verzeichniß der alten ſchweizeriſchen Geſchichtſchreiber und Chroniſten, die ſchon das Mährchenhafte an dem Daſein des Tell bemerkt haben, und worunter ſich auch ein

Digitized by Google

Freiburger, der berühmte Franciscus Guillimannus, befindet, der die ganze Begebenheit geradezu für eine Fabel erklärt, weil kein einziger gleichzeitiger Chroniſt des Wilhelm Tell erwähne, und auch die Bevölkerung von Uri ſelbſt weder ſein Haus aufzuzeigen wiſſe, noch von ſeiner Familie und ſeinen Abkommen irgend eine Kunde habe, während doch die meiſten andern Familien aus jener Zeit noch exiſtirten. Wie dem aber auch ſein mag, ſo hat ſich das ſchweizeriſche Volk, allen Gelehrten zum Trotz, ſeinen Wilhelm Tell darum nicht nehmen laſſen, ſondern glaubt noch heut an ſeinen alten Heros mit einem feſten und unverbrüchlichen Glauben. Er lebt als etwas Bedeutungsvolles im Bewußtſein ſeines Volkes fort, und wenn er auch aus allen Geſchichtsbüchern geſtrichen würde. Noch heut iſt er die freiheitsathmende, ſonnige, kraftvolle Alpengeſtalt, die den ächten, ſchweizeriſchen Character repräſentirt. Mit Pfeil und Bogen, die Armbruſt geſpannt, ſchreitet er noch heut über die Schweizerberge, und winkt der ganzen Eidgenoſſenſchaft von den leuchtenden Firnen herüber, das Ungerechte nicht zu dulden.

Nachdem dieſer characteriſtiſche Streit der Jeſuiten mit den Zoffingern verhallt war, genoß das Inſtitut St. Michel wieder eines unangefochteneren

Friedens, und ſetzte mit ſo großer Geheimthuerei, als es ſich nur machen laſſen wollte, innerhalb wie außerhalb ſeiner Mauern ſeine pädagogiſchen Beſtrebungen fort. Dies Erziehungshaus erhöht von Jahr zu Jahr ſeinen blühenden Zuſtand und dehnt ſich nur immer weiter aus. Seit der Zeit ſeines Beſtehens, alſo ſeit ungefähr 13 Jahren, hat es, im Penſionat und Collège zuſammengenommen, niemals unter 700 Zöglinge in jedem Jahre gezählt und überſchreitet in dem gegenwärtigen noch dieſe Anzahl. Faſt die Hälfte dieſer Zöglinge befindet ſich jedoch nicht im Penſionnat, ſondern in Wohnungen in der Stadt, deren Wahl ihrem Belieben überlaſſen iſt. Ein Filialinſtitut, welches die Jeſuiten neuerdings in Schwyz angelegt haben, iſt auch bereits von 220 Zöglingen beſucht und hat in dieſem kleinen Canton, der in dem Parteienkampf der Klauenmänner und Hornmänner doch überwiegend auf die Seite der Stabilität und des Ariſtokratismus geworfen worden, einen neuen ſehr geeigneten Grund und Boden gefunden, indem die Hornmänner oder Legitimen, die bis jetzt dort die Oberhand zu gewinnen ſcheinen, das Eindringen der Römlinge und einer die Parteileidenſchaften ſchürenden Geiſtlichkeit zur Erreichung ihrer Zwecke ſehr begünſtigen. Ein anderes Ablegerinſtitut der Jeſuiten haben die Da-

mes du sacré coeur in der Nähe von Eſtavayer für Mädchen gegründet. Hier werden junge Mädchen beſonders aus den höheren Ständen erzogen, und ſo fehlt es auch bereits nicht mehr an Gelegenheit, um das Gift der jeſuitiſchen Erziehung durch alle Adern der Geſellſchaft und der Familie zu treiben, indem es verſlößt wird in das überall einflußreiche Leben der Weiblichkeit. Man bedauert auch im Lande an dieſen Schülerinnen der Damen vom geopferten Herzen vornehmlich die politiſchen Vorurtheile, mit denen ſie aus dieſem Inſtitut hervorgehen, außerdem den ceremoniell religiöſen und bigotten Geiſt, den ſie von dort in das bürgerliche Leben mit hinübernehmen und der an ihnen auf eine auffallende Weiſe bemerklich ſein ſoll, obwohl man ſie ſonſt als ſehr unterrichtet und gebildet hervorhebt. Uebrigens haben ſich jene Erzieherinnen ariſtokratiſcher Mädchen nicht bloß als Damen des jeſuitiſch geopferten Herzens, ſondern auch wirklich von einem barmherzigen Herzen bewieſen, indem ſie im Canton nebenbei auch eine Armenſchule für kleine Mädchen, alſo etwas für die Demokratie begründeten, was denn ihren Herzen am meiſten zur Ehre gereichen mag. —

Betrachten wir aber jetzt insbeſondere das Unterrichtsweſen der freiburger Jeſuiten, ſo bemerken wir

zuerſt zwiſchen den Beſtimmungen, mit denen ſich daſſelbe öffentlich ankündigt, und zwiſchen dem, was in der That in dieſer Anſtalt getrieben wird, einen weſentlichen Unterſchied. Was z. B. den Unterricht in den neueren Sprachen anlangt, ſo iſt angekündigt, daß in jeder der Klaſſen des Inſtituts das Franzöſiſche und das Deutſche für die Zöglinge aus dieſen beiden Nationen gelehrt werde, und daß man ſich beſonders bemühe, ſie mit den Meiſterwerken ihrer Sprache bekannt zu machen, um ſie frühzeitig zur eigenen Compoſition darin anzuleiten. Es iſt aber in Freiburg bekannt und ward mir von einem in dieſen Dingen genau unterrichteten Mann beſtätigt, daß den Zöglingen der Jeſuiten ausdrücklich verboten iſt, Schiller und Goethe und wie man ſich denken kann, noch manche andere deutſche Autoren zu leſen. Die Schüler ſind in ihrer Lectüre ſtreng auf das angewieſen, was ihnen aus der Bibliothek der Jeſuiten verabreicht wird, und in dieſer geheimnißvollen Geiſtesapotheke ſoll ſich denn manches ganz abſonderliche Präparat befinden, was mit einer narkotiſchen Wirkung auf die jungen Gemüther berechnet iſt. Der Erziehungsrath von Freiburg hat ſchon mehrmals darauf angetragen, daß die Jeſuiten ein Verzeichniß aller der Bücher, die ſich in der Bibliothek des Inſtituts St. Michel befinden, einrei-

Digitized by Google

chen ſollten, aber bis jetzt iſt es noch immer hart=näckig verweigert worden. Dagegen wiſſen die Je=ſuiten ihrerſeits Mittel zu finden, die Erzeugniſſe der neueſten Literatur, die ſich von außen her darbie=ten könnten, von ihren Zöglingen abzuhalten. Wie ſie in gewiſſer Hinſicht die ganze Stadt zu überwa=chen verſtehen, ſo überwachen ſie auch die Buchlä=den von Freiburg, und haben ſogleich Kunde, wenn irgend eine verbotene Waare aus Frankreich oder Deutſchland dort angelangt iſt, und bei den Jeſuiten gilt die ganze neuere Literatur für ſolche Waare. Vermögen ſie nicht das Gouvernement zu einem Bücherverbot zu veranlaſſen, ſo wenden ſie ein ei=genthümliches Verfahren an, um das ihnen anſtö=ßige Buch aus der Stadt hinauszubringen, wovon ſich erſt vor einigen Tagen eine Probe ereignete. Die Jeſuiten fanden bei einem hieſigen Buchhändler La=martine's Chute d'un Ange vor. Der fromme La=martine, trotzdem er der fromme Lamartine iſt, fin=det keine Gnade vor den Augen der Jeſuiten, ſie machen ein fürchterliches Geſicht, der erſchrockene Buchhändler ſteht zitternd und mit einer verzweif=lungsvollen Reverenz vor den beiden Herren da, die ihn mit ihrem Beſuch beehren, und vernimmt end=lich das Donnerwort: wenn du nicht alle vorräthi=gen Exemplare dieſes ſchlechten und verderblichen

Digitized by Google

Buches auf der Stelle wegſendeſt, ſo wird es den Zöglingen unſeres Inſtituts ſtreng verboten ſein, ferner den Bedarf der Schulbücher bei dir zu kaufen! Auf dieſe Weiſe erweitern die Jeſuiten mit der größten Bequemlichkeit den **Index librorum prohibitorum** bis ins Unendliche, und es iſt dies wirkſamer als jedes andere Bücherverbot, weil die hieſigen Buchhändler mit ihrem Geſchäft hauptſächlich auf den Schulbücherbedarf im Jeſuiteninſtitut angewieſen ſind. Wer aber die Fähigkeit beſitzen ſoll, dieſe Schulbücher zu liefern, deſſen muß man ſich auch zu jeder jeſuitiſchen Anforderung verſichert halten dürfen. Uebrigens wird dennoch in Freiburg namentlich viel franzöſiſche Literatur eingeſmuggelt, wozu ſich, ſchon aus Oppoſitionsluſt gegen die Jeſuiten, woran es hier auf einer Seite auch nicht mangelt, willige Vermittler genug finden laſſen. An den öffentlichen Orten, in den Caféhäuſern und dergl. ſieht man freilich von franzöſiſchen Zeitungen faſt nur die **Gazette de France** ausliegen, aber ein Freiburger verſichert mir, daß hier in den Familienkreiſen außerordentlich viel franzöſiſche Romane, und eben nicht von der ſolideſten Sorte, geleſen werden. Eine Lieblingslectüre der ſchönen Freiburgerinnen, beſonders in den höheren Ständen, ſoll namentlich Paul de Kock bilden, und ein frivo-

Digitized by Google

leres Gegengift, aber auch ein mehr komiſcher Contraſt hätte wohl kaum gegen das Gift des Jeſuitismus in einem ſo dicht aneinandergedrängten Culturleben einer kleinen Bevölkerung ermittelt werden können. Herzlicher habe ich wohl lange nicht gelacht. Ich ſelbſt ſuchte in einem hieſigen Buchladen mancherlei verbotene Literatur einzukaufen, beſonders Alles, was ſich auf das Treiben der Jeſuiten in der Schweiz bezog. Ich ſah bald, daß der Buchhändler mehr vorräthig hatte, als ſich gerade in ſeinem Laden befand, ich kam mit ihm auf manche intereſſante Dinge zu ſprechen, die ich wohl zu beſitzen wünſchte, als wir in demſelben Augenblick gewahrten, daß ein Schwarzrock ſchon ſeit einiger Zeit hinter uns ſtand, ſcheinbar aber nicht auf uns hörend, ſondern unter den aufgeſtellten Büchern im Laden umherſuchend. Sobald der Buchhändler den Jeſuiten anſichtig geworden, hielt er beſtürzt inne, wußte von allen den Brochuren nichts, nach denen ich gefragt hatte, und verkaufte mir nur einige unbedeutende Sachen, die weder ſeiner noch meiner Seele gefährlich werden konnten, worauf der Jeſuit ſich mit einem recht wohlwollenden Gruß wieder verabſchiedete.

Mehrere Lehrbücher, welche die Jeſuiten in ihren Unterrichtsſtunden als Leitfaden zum Grunde

legen, ſind bloß in lithographirten Exemplaren vorhanden, die nur den Zöglingen des Inſtituts in die Hände gegeben, aber zu keiner öffentlichen Mittheilung überlaſſen werden. Es gelang mir, einige dieſer Lehrbücher in meinen Beſitz zu bringen, darunter das Compendium, nach welchem die Schweizergeſchichte in dem Inſtitut St. Michel vorgetragen wird. Ich erfuhr nachher, daß der Pater Bellefroid, ein franzöſiſcher Jeſuit, für den Verfaſſer dieſes in mancher Beziehung intereſſanten Geſchichtsabriſſes gilt. Es iſt ein ziemlich dünnes Heft in Quart, welches ſo ſchlecht lithographirt iſt, daß manche Stellen völlig unleſerlich erſcheinen, ein Beweis von dem ſtümperhaften Zuſtande, in dem ſich feinere Induſtrie und Kunſtfertigkeit in dieſem Theile der Schweiz noch befinden. Die innere Beſchaffenheit dieſer Geſchichte iſt aber nicht weniger mangelhaft und verſtümmelt. Der Abriß ſcheint erſt nach jenen Streitigkeiten mit den Zoffingern abgefaßt worden zu ſein, und nimmt deshalb beim Wilhelm Tell, weil man gerade dieſen als Fahnenbild des Patriotismus gegen die Jeſuiten geſchwungen hatte, einige Rückſicht auf die volksthümliche Pietät für dieſe Geſtalt. Dieſe Begebenheit wird ſogar mit einer gewiſſen Exaltation und dramatiſch ſich geberdenden Begeiſterung vorgetragen, im

Grunde aber doch, ſobald man näher zuſieht, ſehr zweideutig dargeſtellt. Den größten Raum erhält aber die Erzählung von allen heiligen und frommen Stiftungen, die jemals in der Schweiz gemacht worden, und deren Bedeutſamkeit den Schülern auf eine ganz beſondere Weiſe vorgetragen wird. Mit ſichtlicher Vorliebe aber behandelt der Jeſuit die Geſchichte der Gründung der einzelnen Klöſter, wobei denn dies als das Merkwürdige herausgehoben wird, daß alle ſeit grauen Jahrhunderten in der Schweiz entſtandenen Klöſter ſich noch bis auf den heutigen Tag in den katholiſchen Kantonen erhalten haben, ohne daß ein einziges davon eingegangen. Den Klöſtern und Abteien im Lande wird dann auch alle Cultur und aller Fortſchritt in Künſten und Wiſſenſchaften zugeſchrieben und als Zeugniß deſſen ſogar ein Proteſtant angerufen, nämlich Johannes von Müller. Wenn ſich dies nur auch heutzutage, wo man von der Cultur zweifelsohne noch andere und höhere Begriffe hat als im elften und zwölften Jahrhundert, den Klöſtern nachſagen ließe! Dann ſollte der gute Vater Jeſuit ganz unangefochten bleiben bei aller der Wichtigthuerei, mit der er die Klöſter in die Landesgeſchichte oder vielmehr die Landesgeſchichte in die Klöſter hineinzuziehen bemüht iſt. Damals aber war es wohl mehr die Cultur des Bo=

Digitized by Google

dens, als die der Geiſter und Gemüther, auf welche die Klöſter zuerſt einen wohlthätigen und anregenden Einfluß bei dem Schweizervolke ausübten. Freilich wird auch die berühmte Schule und Erziehungsanſtalt der Mönche zu St. Gallen, die beſonders im dreizehnten Jahrhundert blühte, gebührend verherrlicht, aber die Jeſuiten ſcheinen mit Unrecht in dieſem Inſtitut, das in jener alten einfacheren Zeit heilſam und unzweideutig gewirkt haben mag, die Vorbedeutung ihrer eigenen pädagogiſchen Niederlaſſung und Wirkſamkeit in der Schweiz zu feiern. Der ſchillernde und perfide Character dieſes Geſchichtsabriſſes tritt aber deutlicher hervor, je mehr er ſich der Epoche der Reformation zuwendet. Schon bei der Erzählung von der Kirchenverſammlung zu Conſtanz ſtößt man auf eine ſeltſame Rechtfertigung derſelben, die man nicht anders als eine niederträchtige Verdrehung der Geſchichte nennen kann. An der Verbrennung Huſſens wird die geiſtliche Gewalt für völlig unſchuldig und unbetheiligt erklärt. Nachdem Huß den Widerruf ſeiner ketzeriſchen Meinungen verweigert, habe die Kirche ſich ſeiner entledigen und ihn als Geiſtlichen von ſich ausſtoßen müſſen, ſo daß er wieder Laie geworden und als ſolcher der weltlichen Macht ſich überantwortet geſehen habe. Deshalb habe nicht die Geiſt-

Digitized by Google

lichkeit, ſondern der Magiſtrat zu Conſtanz nach den bürgerlichen Geſetzen den Huß zum Tode verurtheilt und ihn verbrannt. Solche ſchielende Sophiſtereien, in den harmloſen Ton eines Kindermährchens gekleidet, webt der Vater Jeſuit in ſeinen Vorträgen zuſammen, während ihm doch durch ſeinen Orden nicht die geringſte Verbindlichkeit auferlegt ſein kann, über die Scheiterhaufen zu erröthen, welche mit den geweihten Kerzen der Kirche in der Geſchichte angezündet wurden. Heftiger und verrätheriſcher aber erhebt ſich ſeine Sprache, wo er die Einführung der Reformation in der Schweiz als eines „malaise universel“ darſtellt, und dieſe Partie iſt mit der größten Ausführlichkeit und Einzelgenauigkeit behandelt. Nachdem er auf die gotteſjämmerlichſte Weiſe über dieſe Verbreitung der Reformation im Schweizerlande geklagt, geht er zu einer Beleuchtung der Perſönlichkeiten von Luther, Zwingli und Calvin über, von denen Zwingli beſonders ausführlich als ein nichtsnütziges Individuum entwickelt wird. Von Luther und Carlſtadt werden im Vorbeigehen ſcandalöſe Anekdoten erzählt, um der lieben Jugend ein recht ergötzliches Bild von einem ſolchen Ungethüm, das man Reformator nennt, zu zeichnen. Die allmähligen Erfolge der ſchweizer Reformatoren in Zürich,

Digitized by Google

Baſel u. ſ. w. werden aber als eine moraliſche Verderbniß der Schweizerbevölkerung hingeſtellt, und daß die Jeſuiten die Frechheit haben dürfen, dies mitten in der Schweiz vor einer ſchweizeriſchen Jugend vorzutragen, iſt ein Scandal, mit dem ich kaum etwas Aehnliches zu vergleichen wüßte. Beſonders unterhaltend wird aber die Einführung der Reformation im Canton Bern erzählt, welche zuerſt mit aufrühreriſchen und heirathsluſtigen Bewegungen der Damen der heiligen Clara, in der Abtei zu Königsfelden, ihren Anfang nahm, die einige Bücher von Luther und die Schrift Zwingli's über die chriſtliche Freiheit geleſen, und nun von dem Staatsrath zu Bern die Erlaubniß begehrten, ihr Kloſter verlaſſen zu dürfen. Man verweigerte ihnen dies zu Bern, ſuchte ſie aber zu tröſten, indem man ihnen mehrere Erleichterungen und Milderungen ihrer ſtrengen Regel zugeſtand. Dies, meint der Jeſuit, ſei die erſte Anmaßung geiſtlicher Gerichtsbarkeit geweſen, welche ſich der Magiſtrat in Bern habe zu Schulden kommen laſſen, indem jene Erleichterungen der Ordensregel nur vom Papſt hätten ausgehen dürfen. Die kirchliche Gewalt ſetzte ſich vergebens dagegen, und alle Schritte, welche ſie beim Senat that, um jene Mädchen bei der alten Regel zu erhalten, waren

Digitized by Google

umſonſt. Die jungen Damen der heiligen Clara aber wurden immer muthiger, ſie gaben die Erklärung ab, daß ſie als freie Unterthaninnen der Republik geboren wären und weder vom Papſt, noch von irgend einem Provinzial abhingen. So wußten ſie endlich dem Rath von Bern einen Beſchluß abzugewinnen, wonach ihnen erlaubt wurde, aus dem Kloſter herauszugehen und es mit der Welt zu vertauſchen. Dies geſchah ungeachtet alles Widerſtandes, welchen der Biſchof von Conſtanz und die andern hohen Geiſtlichen in der Schweiz der Ausführung entgegenſetzten. Zwei Nonnen verheiratheten ſich auf der Stelle, ſo bald ſie das Kloſter hinter ſich gelaſſen hatten. Die eine war Catharina von Bonſtetten, welche den Wilhelm von Diesbach heirathete, und die andere, Agnes von Mullinen, ehelichte den Heinrich Sinner, einen der Deputirten, welche Bern das erſte Mal abgeſandt hatte, um das aufrühreriſche Nonnenkloſter zur Ordnung zu verweiſen. Dieſe beiden Paare wurden feierlich in der großen Cathedrale zu Bern an einem und demſelben Tage getraut, au scandale de toute la ville, wie unſer Jeſuit in ſeinem Abriß hinzuſetzt. Dies ſind die Anfänge der Reformation in Bern, und man kann ſich denken, wie ſie zur Lächerlichmachung der ganzen Reformation vorgetragen werden.

Digitized by Google

In einer ſpätern Zeit erzählt der Verfaſſer von der Peſt, welche im Jahre 1610 in mehreren Cantonen der Schweiz wüthete. Dieſe fürchterliche Krankheit trug ihre Schrecken zuerſt durch Baſel, wo in kurzer Zeit 4000 Menſchen daran umkamen, was gar nicht zu verwundern iſt, denn in Baſel hatte ja auch die Reformation große Fortſchritte gemacht, und man müßte ſich ſehr irren, wenn nicht der Himmel dies Strafgericht ſollte herabgeſandt haben. Die Peſt aber machte ſich im folgenden Jahre von Neuem auf und nahm unter entſetzlichen Verheerungen ihren Weg über Solothurn mitten in das Herz des Landes hinein, um das ebenfalls reformirte Bern zu erreichen und zu züchtigen. Daß zu gleicher Zeit auch Zürich ſchlecht weg kam, kann man ſich denken, und unſer Geſchichtsabriß giebt die Zahl der Todten an, die auch dort zum Opfer fielen. Aber als die Peſt an den Grenzmarken des katholiſchen Cantons Freiburg ankam, mußte ſie ſich höchſt beſcheidentlich zurückziehen, und es fand ſich, daß ihr durch höhere Beſtimmung keine Macht über dies Land gegeben war. Denn dies Land war gut katholiſch, und es ging die allgemeine Sage im Canton Freiburg, die, wie Hr. Bellefroid hinzufügt, durch alle Geſchichtſchreiber des heiligen Caniſius beſtätigt wird, daß nämlich dieſer heilige Mann vor

ſeinem Tode ſeinen Freunden ausdrücklich verſprochen habe, ſich ſeines Credits beim lieben Gott zu bedienen, um ihre Stadt von der Geißel der Peſt zu befreien (d'user de son crédit auprès de Dieu pour délivrer leur ville du fléau de la peste). Man ſieht alſo, wie wohl Freiburg daran gethan und auch noch ferner daran thun wird, ſich in guten katholiſchen Verbindungen zu erhalten, die ſogar gegen die Peſt ſchützen.

Auf dieſe Weiſe wird in dem Inſtitut St. Michel die Geſchichte gelehrt und benutzt. Unter den Lehrern ſelbſt, welche ſie in der Anſtalt vortragen, iſt beſonders der Pater Loriquet als ein eigenthümlicher und drolliger Mann zu erwähnen. Er iſt Verfaſſer einer histoire de la sainte Ampoule, ſo wie einer hiſtoriſchen (!) Schrift du don de guérir les écrouelles accordé au roi très-chrétien. In ſeinen Vorträgen ſpricht er mit Begeiſterung von der Inquiſition. Sein geſchichtliches Ideal iſt der große Ludwig, für den er bei jeder Gelegenheit ſich in Lobeserhebungen und Bewunderung zu erſchöpfen ſucht. Dagegen iſt er ſehr gegen Napoleon eingenommen, und beweiſt den Schülern, daß Napoleon ſchlechterdings kein Genie geweſen.

Was das Penſionnat anbetrifft, ſo bietet daſſelbe keine große Verſchiedenheit von den in andern Er-

Digitized by Google

ziehungshäuſern befolgten Einrichtungen dar. Die Eintheilung der Tageszeiten erweiſt ſich als ſehr zweckmäßig, und die Unterrichtsſtunden wechſeln für die Zöglinge mit Erholungen ab, die vornehmlich in gymnaſtiſchen Uebungen, im Sommer auch im Baden und kleinen Ausflügen nach einem dem Inſtitut zugehörenden Landhauſe beſtehn. In ſolchen Dingen wiſſen ſich die Jeſuiten einen heiter weltlichen Anſtrich zu geben und nichts zu verſäumen, was ihrer pädagogiſchen Wirthſchaft Eleganz und eine faſhionable Form verleihen kann. Auch unternehmen ſie in den Ferien mit ihren Zöglingen Reiſen, die oft ein ziemlich weites Ziel haben und natürlich auf Koſten der Eltern gemacht werden. Der Preis der jährlichen Penſion beträgt 600 Frcs. mit Zuſchuß von 120 Frcs. für Wäſche, Papier, Federn, Unterhaltung der Bibliothek, Arzt u. dergl. Das Erforderniß an Kleidungsſtücken und ſonſtiger Mitgift, welche die Penſionnaire bei ihrem Eintritt ins Haus mitbringen müſſen, iſt nach einem vornehmen und reichlichen Maßſtabe vorgeſchrieben, wie denn in allen Dingen nie vergeſſen wird, die vorherrſchende ariſtokratiſche Bedeutung des Inſtituts St. Michel aufrecht zu erhalten. Eine Uniform tragen die Zöglinge nur an Sonn- und Feſttagen, aber an dieſen iſt ſie vorgeſchrieben und beſteht aus

Digitized by Google

einem königsblauen Frack mit Collet von ſchwarzem Sammet und gelben Metallknöpfen, weißer Cravatte, ſchwarzer Weſte und ſchwarzen Beinkleidern. Die Zöglinge werden auf das ſtrengſte überwacht, dürfen niemals allein in die Stadt gehen, und nur einmal in der Woche Beſuche empfangen. Die Religionsübungen gehören mit zur Regel des Tages, und werden theils in das häusliche Leben der Anſtalt verflochten, theils in der naheliegenden Jeſuitenkirche abgehalten, in welcher die Jeſuiten ſelbſt hinter grillirten Logen erſcheinen. Daß dieſe gemeinſchaftlichen Andachtsübungen ſehr häufig ſind und viele Zeit hinwegnehmen, kann man ſich denken. Die Religion des Inſtituts iſt ſo ausſchließlich katholiſch, daß kein Zögling eines andern Glaubensbekenntniſſes darin aufgenommen wird, was freilich ſchon nach den allgemeinen Zwecken, wie wir ſie an dieſer Pädagogik erkannt haben, ſich von ſelbſt verſteht. Im Inſtitut befindet ſich gegenwärtig ein junger Ruſſe, an deſſen griechiſch-katholiſchem Glauben man lange ſo großen Anſtoß nahm, daß man ſich durchaus nicht zu ſeiner Aufnahme entſchließen konnte, bis er endlich zwar zugelaſſen wurde, jedoch unter der Bedingung, mit den übrigen Zöglingen den römiſch-katholiſchen Ritus bei allen Gelegenheiten mitzumachen. Dies naive Aus-

Digitized by Google

kunſtsmittel war in dieſem Fall freilich das Gerathenſte. Durch die Zulaſſung eines Proteſtantenkindes aber würde man dem Teufel ſelbſt die Thüren des Inſtituts zu öffnen glauben. Daraus geht am ſchlagendſten hervor, wie es ſich hier nicht ſowohl um die Erziehung von Menſchen und Bürgern, als vielmehr um die Erziehung von Katholiken handelt. —

Digitized by Google

15.

Noch einmal Jeſuiten.

Freiburg beſitzt eigentlich drei Stadtmerkwürdigkeiten, zu deren Beachtung man als Fremder vornehmlich aufgefordert wird. Dies ſind erſtens die kleinen Fleiſchpaſteten, zweitens das Orgelſpiel von Aloys Mooſer, und drittens die Jeſuiten. In der Kenntniß der Fleiſchpaſteten, die als ein eigenthümliches Product von Freiburg berühmt ſind, habe ich es nur bis zu einer oberflächlichen Anſchauung gebracht, da ein vollkommen eingeübter Kenner dazu gehört, um ſich nicht durch den üblen Geruch derſelben vom Genuß abſchrecken zu laſſen, obwohl dieſer Geruch, wie man mich verſichert, den eigentlich piquanten Reiz ausmachen ſoll, wenn man ſie erſt eſſen gelernt hat. Ich ſah mich aber genöthigt, dieſen unaufgelöſten Widerſpruch,

Digitized by Google

wie ein hegel'ſcher Philoſoph dieſe Paſteten definirt haben würde, ſchlechthin als ſolchen beſtehen zu laſſen, denn ich hatte die Schwäche, die man in moraliſchen Dingen noch viel häufiger in der Welt antrifft, nämlich über den ſchlechten Geruch nicht hinwegkommen zu können, in dem ſie nun einmal ſtehen. Auch der wunderbaren Orgel, die Aloys Mooſer, ein Freiburger, in der gothiſchen Nicolauskirche gebaut hat, konnte ich vielleicht nicht den rechten Geſchmack abgewinnen, den ich, wenn ich ein Katholik oder in Gefühlsſtimmungen dieſer Art eingelernt wäre, wohl daran hätte finden ſollen. Denn dieſe Orgel iſt in der ſonderbaren Zuſammenſetzung ihrer Töne darauf berechnet, Gefühle zu erwecken, die auf einer ächt katholiſchen Weltanſchauung, und namentlich auf der Lehre vom Fegefeuer beruhen. Wie man aber nach dem katholiſchen Glauben die Qual der Höllenſtrafen mildern kann durch Seelenmeſſen, durch gute Werke und durch allerlei Buße und Zerknirſchung, welche ſich die Hinterbliebenen für die Verſtorbenen auferlegen, ſo ſpielen auch in dieſer Orgel zwei ſolche Elemente gegeneinander, die auf der einen Seite das Menſchliche und im Schmerz Aufgelöſte und auf der andern alles Erhabene und Schreckliche der überirdiſchen und weltgerichtsvollſtreckenden Mächte auszu-

Digitized by Google

drücken ſuchen. Die Structur der Orgel iſt nämlich vorzugsweiſe auf Hervorbringung von zwei verſchiedenen Tonmalereien angelegt, wovon die eine den Donner, die andere den Klang der Menſchenſtimme mit der meiſterhafteſten Kunſtfertigkeit nachahmt. Aus dieſem Doppelcharakter des Inſtruments, der zunächſt aus ſeinem mechaniſchen Bau hervorgeht, webt ſich dies ſeltſame Orgelſpiel zuſammen, das am liebſten in Weltgerichtsphantaſieen ſich ergeht. Es hallen ſeine Donner mit einer Naturgewalt, als wollten Himmel und Erde in dieſem Schreckenslaut zuſammenſtürzen, und dann weinen tauſend reuige Menſchenſtimmen dazwiſchen, den ganzen Erdenſchmerz als das Lebensgewinſel dieſer Welt hineinmiſchend. Nach dieſen Richtungen hin iſt das Inſtrument der eigenthümlichſten Variationen fähig. Es grollt und tobt, ſeufzt und ſchreit, läutet mit Sturmglocken und vergießt heimliche bange Thränen, dann beſchwört es geſchäftig den Aufruhr aller Elemente herauf, die Winde beginnen zu blaſen, es wird Nacht, und vom Himmel ſtürzt der Regen in plätſchernden Güſſen, oder hagelt es, man kann es nicht recht unterſcheiden! Nun werden in der Ferne Stimmen laut, Kinder ſcheinen zu wimmern, dann wird Alles plötzlich ſtill und durch die grauenhafte Einſamkeit erklingt leiſe

Digitized by Google

das Gebet des verirrten Wandrers. Und von neuem erbrauſen die Sphären, und Gott der Herr ſelber iſt es, der ſeine Stimme erhebt, aber es iſt die Stimme des krachenden Donnerwetters, in dem die ganze Schöpfung ſich entzweizuſpalten ſcheint. Die Bäume in den Wäldern berſten, man hört ſie krachen, die Aecker werden überfluthet, das liebe Vieh erſäuft, alle möglichen Thiere heulen durch einander, und der Zorn Gottes ſchlägt pathetiſch ein in eine arme Bauernhütte. Nun ſpielt die Klage der Menſchenſtimme ein ganzes Concert durch und erzittert in allen Tonarten. Sie ſchreit ihr grambeladenes Herz aus in die Lüfte und trägt den ganzen Erdenjammer vor Gottes Thron, von dem herab es donnert und immer donnert. Nun fährt wie ein Blitz die Poſaune des jüngſten Gerichts als Dominante einher, und die Menſchenſtimme verantwortet ſich in einer bußfertigen und herzerhebenden Fuge, die Andachtsklänge einer Meſſe miſchen ſich hinein, lichtſäuſelnde Tonflocken zirpen wie Feldlerchen in verſtohlener ſeliger Ahnung, dann donnert es wieder, das Weltgericht brauſt immer näher und näher über unſern Häuptern, und die Menſchenſtimme erſtirbt endlich leiſe in Jubel und Klage.

Wo will der gute alte Aloys Mooſer mit uns hin? Soll unſer erbangendes Herz vergehen unter

den Weltgerichtsſtürmen dieſer Orgel, oder ſoll es ſich ſpöttiſch auflehnen gegen die Pedanterie, die ohne Zweifel ebenſo groß daran iſt als die Erhabenheit? Sollen wir beichten und Buße thun hier in Freiburg, und mit allen unſern Sünden, unſern Erinnerungen und Hoffnungen uns niederwerfen vor den Tönen des jüngſten Gerichts? Ich für mein Theil kann nicht weinen und nicht ſchreien, auch habe ich ſchon jetzt die feſte Zuverſicht, daß mir Gott an jenem Tage des großen Gerichts, wenn ich ihn erleben ſollte, alle meine Sünden vergeben wird, die ich als deutſcher Schriftſteller begangen habe, denn den größten Theil derſelben bin ich entſchloſſen auf gewiſſe Cenſoren zu wälzen, mich ſtützend auf die Meinung, daß die größere Sünde im Nichtſagen als im Sagen beſteht! Noch weniger aber fand ich mich aufgelegt, über die Orgel des ehrlichen Aloys Mooſer zu ſpotten, wie es in einem Anflug ihres genialen Uebermuths Madame Dudevant gethan, als ſie in Geſellſchaft ihres Reiſegefährten Franz Lißt in der berüchtigt gewordenen Männertracht und mit den langherabwallenden Haaren die Pfarrkirche von Freiburg beſuchte und ſich auf der Orgel etwas vorſpielen ließ. Der Mechanismus dieſes Inſtruments erfordert nämlich für den Orgelſpieler ſelbſt den größten Aufwand von Leibeskräften,

Digitized by Google

um aus den Pfeiſen alle jene Töne hervorzurufen, die der Baumeiſter wie verzauberte Geiſter hineingelöthet hat und deren verſchiedenartigen Charakter ich anzugeben verſuchte. Faſt kein Glied des Körpers möchte beim Spielen unbeſchäftigt bleiben dürfen, Arme, Ellenbogen, Fauſtſchläge, Fußſtöße, Kniee und Alles muß angewandt werden, um dem künſtlich verwickelten Organismus ſein Donnern und ſein Weinen, ſeine Tändeleien und Malereien alle abzugewinnen. Daher ſagte Madame Dudevant: „Monsieur, cela est magnifique; je vous supplie de me faire encore entendre ce coup de tonnerre; mais je crois qu'en vous *asseyant* brusquement sur le clavier vous produiriez un effet plus complet encore.“ Und in der That, wenn man die unſäglichen Anſtrengungen des Organiſten mitanſieht, kann man ſich kaum dieſes Gedankens enthalten, warum nicht auch noch ein gewiſſer Körpertheil mit zur Hülfe genommen wird, um die Wirkung aller dieſer Donner dadurch zu verſtärken?

Auf mich übte das Orgelſpiel in St. Nicolaus im Gegentheil eine einſchläfernde und betäubende Wirkung aus, und wie ſehr ich mir auch geſtehen mußte, daß hier etwas Bewundernswürdiges und Außerordentliches geleiſtet ſei, ſo hielt mich doch dieſe mönchiſche Zerknirſchung, dieſer ganze katholiſch-

theatraliſche Gefühlsprunk, der hier ſchon in den Mechanismus der Orgel hineingebaut iſt, davon ab, recht von Herzen mich in dieſe Töne zu verſenken, und meine Gedanken ſpielten zerſtreut mit den Sonnenſtrahlen, die von draußen her aus der lieben heitern Gotteswelt durch die Kirchfenſter hereinfielen, während die Orgel von Aloys Mooſer den Regen in Strömen plätſchern ließ. Dies berühmte Inſtrument erſchien mir am Ende nur wie eine große Taſchenſpielerei der Muſik, oder wie ein muſikaliſches Kunſtſtückchen der Frömmigkeit, ja ich wollte ſogar etwas Jeſuitiſches darin finden, ſo ſehr ſcheinen alle meine Sinne und Gedanken hier in Freiburg vom Jeſuitismus erfüllt zu ſein.

Ich komme auch heut noch einmal auf die Jeſuiten zurück und merke noch Einiges an, was über ihr Leben und Treiben in dieſem ſonderbaren Schweizercanton mir bekannt geworden. Ein großes Aergerniß der freiburger Jeſuiten bildet gegenwärtig die hieſige Ecole moyenne, eine Art von Handelsſchule, die hier in mancher Hinſicht als ein Gegengewicht gegen die Pädagogik des Inſtituts St. Michel betrachtet werden kann. Dieſe Handelsſchule iſt deshalb merkwürdig, weil es den Jeſuiten trotz aller Bemühungen niemals gelungen iſt irgend einen Einfluß auf dieſelbe zu gewinnen. Es zeich-

Digitized by Google

net ſich vielmehr dieſe Schule, in welcher die Zöglinge dem praktiſchen Leben zugebildet werden, durch die Selbſtändigkeit aus, welche ſie in jeder Beziehung der geiſtlichen Macht gegenüber zu behaupten gewußt. Sie iſt in Allem, was die Wahl und Beſtätigung ihrer Profeſſoren anbetrifft, lediglich von dem Großen Rath des Cantons Freiburg, alſo von der weltlichen Gewalt, abhängig. Der Große Rath beharrte auch ſtets eiferſüchtig auf dieſem ſeinem ausſchließlichen Ernennungsrecht der Profeſſoren, und weigerte ſich, die Wahl der Lehrer dem Placet der Geiſtlichkeit, namentlich dem des Biſchofs von Lauſanne, der in Freiburg ſeinen Sitz hat, unterwerfen zu laſſen. Um dieſe Sache haben die Jeſuiten lange genug Krieg geführt, doch zeigt ſich der Große Rath noch immer feſt, ſowie auch in einem andern Vorrecht, das ihm einräumt, den Profeſſor des Rechts an dem Collegium zu ernennen, und welches er unter allen Regierungsformen des Cantons beſeſſen hat, wogegen freilich die Jeſuiten bewieſen haben, daß es ihnen nicht an Mitteln fehlt, einen ſolchen Profeſſor des Rechts wieder zu entfernen, wenn ſeine Rechtsgrundſätze den ihrigen nicht gerade entſprechen. An der Handelsſchule aber giebt es gegenwärtig unter den angeſtellten Lehrern einige treffliche Köpfe, die durch die lichtvolle und

vorurtheilsfreie Bildung, welche ſie ihren Schülern zu geben ſuchen, im Sinne der Oppoſition, wenn auch nur mittelbar, gegen die Einflüſſe der Jeſuiten wirken. Unter dieſen jungen Lehrern möchten vielleicht einige ſein, die ſelbſt aus dem Collegium der Jeſuiten hervorgegangen und darin erzogen ſind, vielleicht aber ebendadurch, der geſunden Reactionskraft einer tüchtigen Natur Folge leiſtend, auf die entgegengeſetzte Seite getrieben wurden. Gern möchte ich unter dieſen einen ausgezeichneten jungen Mann nennen, welcher mir in Freiburg ſeinen freundſchaftlichen Umgang ſchenkte und der einſt ſeinem Vaterlande wichtige Dienſte leiſten wird, wenn ich nicht vor der Hand noch befürchten müßte, ihm dadurch zu ſchaden. —

Ein wichtiger Mann der Oppoſition, welcher gegen die Jeſuiten in Freiburg ſteht, ſoll aber hier genannt werden, da ſein Gewerbe ihm ohnehin die größte Oeffentlichkeit giebt. Dies iſt ein Barbier, der in der rue des épouses in Freiburg ſeinen Laden hält, und bei dem man ſich den Bart ſcheeren laſſen muß, um bei dieſer Gelegenheit, wenn auch mit einiger Heimlichkeit, von dem großen Kampf zu hören, den er gegen den Jeſuitismus in ſeinem Vaterlande durch ſeine Feder, die noch ſchärfer iſt als ſein Raſiermeſſer, unternommen hat. Die Par-

Digitized by Google

tei, welche die Jeſuiten im Lande haben, möchte überhaupt vorzugsweiſe bei dem ganz jeſuitiſchen Adel und bei der Mehrzahl der Frauen zu finden ſein. Der gebildete Mittelſtand iſt getheilt und beſteht aus Gläubigen, aber auch aus Spöttern und Widerſtandsluſtigen. Bei dem Volke ſollte man auf den erſten Anſchein die dumpfſte Hingebung an die Jeſuiten vermuthen, aber wenn es auch keine äußere Förmlichkeit und Ehrerbietigkeit gegen dieſelben vernachläſſigt, ſo verbirgt es doch darunter auch manche abgeneigte Geſinnung. Dies zeigt das Beiſpiel des Barbiers Chaſſot, der ſich den Jeſuiten durch ſeine eifrige Betriebſamkeit, ihnen zu ſchaden, beinahe furchtbar gemacht haben ſoll. An ihm ſelbſt konnte ich nichts Außerordentliches entdecken, ſo oft ich ihn auch beſucht habe, er iſt ein ganz gewöhnlicher Barbier und nimmt den Bart ab wie alle andere Barbiere. Aber ich bekam eine höhere Meinung von ihm, nachdem man mir ſein Buch verſchafft hatte: **Les Jésuites condamnés par leurs maximes et par leurs actions; publié sur des matériaux authentiques, par un Catholique Fribourgeois.** Dies Buch iſt in dieſem Jahre, 1838, in Bern gedruckt, und hat in den hieſigen Gegenden das größte Aufſehen hervorgebracht. Der Inhalt iſt auch piquant genug, und wenn der Barbier

Chaſſot auch nicht mit ſeinem Geiſte dafür verantwortlich gemacht werden kann, ſo ſteht er doch wenigſtens mit ſeiner Haut dafür ein, denn es wird ihm nun einmal dieſe gefährliche Autorſchaft zugeſchrieben, obwohl er ohne Zweifel unter Mitwirkung Anderer die Compilation dieſes merkwürdigen Buches beſorgt hat. Der Hauptinhalt deſſelben beſteht nämlich in einem Wiederabdruck der **Instructions secrètes des Jésuites**, oder der ſogenannten **Monita secreta Societatis Jesu**, und in einem recht bündigen Auszuge aus den **Lettres provinciales** des Pascal, alſo in einem Aufreißen der empfindlichſten Wunden, welche der Geſellſchaft Jeſu ſeit der Zeit ihres Beſtehens geſchlagen worden. Die berüchtigten **Monita secreta** oder geheimen Ordensregeln der Jeſuiten erſchienen bekanntlich zum erſten Mal im ſiebzehnten Jahrhundert gedruckt, und zwar mit einer Vorrede, worin ſie als ein Fund ausgegeben werden, den man in der Bibliothek eines Jeſuitencollegiums zu Paderborn, bei deſſen Plünderung durch einen Herzog von Braunſchweig, gethan habe. Wie fabelhaft aber auch dieſe Angabe ſein mag, und wie genügend immer durch die Jeſuiten ſelbſt in mehreren franzöſiſchen Streitſchriften die Unächtheit der **Monita secreta** bewieſen worden, die charakteriſtiſche Bedeutung derſelben, ob ächt oder unterge-

ſchoben, bleibt immer dieſelbe. Man findet darin die wahrhaft praktiſchen Grundſätze des Jeſuitismus in ein ſehr abgerundetes und einleuchtendes Syſtem gepackt. Dies Syſtem enthält die wahre Philoſophie der Jeſuiten, nach der man ſie von alten Zeiten her leben und handeln geſehn. Der Verfaſſer dieſer geheimen Ordensvorſchriften der Geſellſchaft Jeſu hat dieſelben nicht erdichtet, ſondern vielmehr dem Leben und der Geſchichte, worin ſie thatſächlich angewendet worden, abgelauſcht, und es iſt eine Naivetät der Jeſuiten, daß ſie ſich durchaus nicht dazu bekennen wollen. Lieſt man z. B. die Capitel: wie es die Geſellſchaft Jeſu anzufangen habe, um zu Beſitzthümern zu gelangen; auf welche Weiſe ſich die Väter der Geſellſchaft das Vertrauen der Fürſten, der Großen und anderer angeſehener Perſonen erwerben können; wie ſie als Prediger und Beichtväter der Großen zu Werke zu gehen haben; durch welches Verfahren ſie die reichen Witwen und deren Vermögen gewinnen können; wie man handeln muß, um die Kinder der Witwen zur Ergreifung des geiſtlichen Berufs zu bewegen; welches die anzuwendenden Mittel ſind, um die Einkünfte der Jeſuitencollegien zu vermehren; — lieſt man dieſe und andere Vorſchriften, aus welchen die **Monita secreta** beſtehen, ſo muß man ſich ſagen, daß

Digitized by Google

dies das wahre Teſtament der Geſellſchaft Jeſu ſei, das in neuerer Zeit, durch die Veränderung des Weltzuſtandes überhaupt, vielleicht nur etwas feiner und geiſtiger geworden, indem der Jeſuitismus ſich jetzt auch in geiſtigere Dinge, in das Meinungsleben der Zeit, hineingeſetzt hat.

Nicht minder ſchlagend und anwendbar ſind die Auszüge, welche der Barbier aus den Lettres provinciales des Pascal gegeben hat. Dieſe Briefe wurden im Jahre 1660 in Paris nach einem Beſchluß des Staatsraths durch Henkershand verbrannt, und doch enthalten ſie nur Zuſammenſtellungen von Sätzen aus den Schriften der Jeſuiten ſelbſt, welche Pascal, der ſelber ein frommer Mann und guter Chriſt war, ausgezogen, um das jeſuitiſche Moralſyſtem in einem gewiſſen Zuſammenhange anſchaulich zu machen, welcher Zuſammenhang freilich durch die ſcharfen Flammen ſeines Spottes gehörig beleuchtet wurde. Der Henker aber, welcher die Provinciales verbrannt hat, verbrannte damit auch zugleich die Moralſätze der Jeſuiten, welche darin wiedergegeben waren. Man hat dem Pascal häufig zum Vorwurf gemacht, daß er in dieſen Briefen nur die übertriebenen Sätze einiger ſpaniſchen und flamändiſchen Jeſuiten zuſammengeſtellt, und ſie der ganzen Geſellſchaft als Syſtem zugerechnet habe, und

Digitized by Google

ſelbſt Voltaire hat, in ſeinem Siècle de Louis XIV., dies Urtheil ausgeſprochen, indem er dort, mit einigem Schein von Recht, bemerkt: on tâchait, dans ces lettres, de prouver qu'ils (les Jésuites) avaient un dessein formé de corrompre les moeurs des hommes, dessein qu'aucune secte, aucune société n'a jamais eu et ne peut avoir. Allerdings hat es niemals eine organiſirte Geſellſchaft gegeben, die auf ein beſtimmt verabredetes Syſtem der Unmoralität, mit ſelbſtbewußter Ueberzeugung von ihren moralwidrigen Tendenzen, begründet geweſen wäre, und die Jeſuiten am allerwenigſten könnte man eines ſchon prinzipienmäßig vorhandenen unmoraliſchen Geſellſchaftszweckes beſchuldigen. Anders verhält es ſich aber mit den Mitteln, durch welche Geſellſchaftszwecke verwirklicht werden, und in den Mitteln hat die Geſellſchaft Jeſu ſich offenbar ein eigenthümliches Moralſyſtem geſchaffen, das für die Emancipation von aller hergebrachten Moral gelten kann. Dieſe jeſuitiſche Moral hat ſich tief genug in der modernen Weltanſicht eingebürgert, und man könnte ſie beinahe für das eigentliche Prinzip aller neueren Geſchichtsbewegung halten, in der faſt alle guten Zwecke nur durch ſchlechte und verderbliche Mittel vollführt werden. Man begegnet in unſerer Zeit einer jeſuitiſchen Moral auf proteſtantiſcher ſo gut

Digitized by Google

wie auf katholiſcher Seite, nur mit dem Unterſchiede, daß der Zweck aller katholiſchen Machinationen immer der eine und beſtimmte iſt, während dagegen die jeſuitiſche Moral gewiſſer proteſtantiſcher Parteien unſrer Tage das eigenthümliche Schickſal hat, daß man durch die gekniffenen und zweideutigen Handlungen, faſt ohne es ſelbſt zu wiſſen und zu wollen, den katholiſchen Zwecken in die Hände gearbeitet hat. So erweiſt es ſich denn als ein gefährliches Ding, von dieſer Moral des Jeſuitismus ſich anſtecken zu laſſen, indem gar häufig der Zweck, durch welchen die ergriffenen Mittel geheiligt werden ſollten, durch dieſe letzteren verfehlt wird oder in einen ſehr unheiligen umſchlägt. Wenn z. B. ein Staatsmann die Unterdrückung der Geiſtesfreiheit beſchließen wollte, weil nur dadurch die Sicherheit und Ruhe eines Staates erhalten werden könne, ſo iſt der Zweck, Ruhe und Sicherheit des Staates, ohne Zweifel ein guter, der wohl manches einzelne ſchlechte Mittel heiligen kann, wenn nur nicht dies ſchlechte Mittel, welches hier in der Unterdrückung der Geiſtesfreiheit beſtände, an ſich eine ſolche Gewalt des Verderbens hat, daß es auch dem Zweck ſelbſt verderbenbringend wird und ſtatt ihn zu verwirklichen, ihn vielmehr in ſein Gegentheil verkehrt. Dieſe Erfahrungen ſollten

Digitized by Google

uns lehren, ehrlich und einfach zu leben und zu handeln, um dem Jeſuitismus nicht wider unſern Willen zu einem Sieg über uns zu verhelfen. Steckt doch der Jeſuitismus bereits unter allen möglichen Lebensformen ſein Haupt wieder heraus in unſerer Zeit! In Frankreich unter Louis-Philipp ein Jeſuitismus der Freiheit, der durch die unwürdigſte Buhlerei mit dem zeitgemäßen Liberalismus die alte Legitimität wiederzuerzeugen ſucht; in Deutſchland ſogar ein Jeſuitismus des Proteſtantismus, der ſich vor ſeinem eigenen Kind, das er geboren hat, feigherzig entſetzt, und damit am Strome der Zeit, wie eine Kindesmörderin, die ihre verbotene Frucht wieder erſäufen will, umherirrt. Lieſt man in den Auszügen, welche Pascal aus den Schriften der Jeſuiten zur Zuſammenſtellung ihres Moralſyſtems gegeben, ſo wird man allerdings überraſcht von der Triftigkeit dieſer Beweisführung, welche über die Umſtände übereinzukommen ſucht, unter denen Mord und Todtſchlag begangen, falſche Eide geſchworen, Richter beſtochen, Abſolutionen von fleiſchlichen Sünden und Vergehungen aller Art ertheilt, fleiſchliche Verbrechen und Völlerei in Eſſen und Trinken bei voller Gewiſſensreinheit verübt, ſelbſt die heiligen Sacramente mißbraucht, Unfriede unter Freunden und Verwandten, unter Gatten und Kindern geſäet,

Digitized by Google

und alle Bande der menſchlichen Geſellſchaft aufgelöſt werden können, wenn nur der große Bau der alleinſeligmachenden Kirche dadurch gefördert und vollendet wird. Aber iſt denn das ſo etwas Außerordentliches, daß man es für unglaublich und fabelhaft anſehen ſollte? Wenn dies auch heutzutage zum Theil ein veralteter Jeſuitismus iſt, der Dolch und Gift in ſeinem Moralkatechismus führt, ſo iſt der moderne, der ſich mit einer das geiſtige Leben der Menſchheit verfälſchenden Sophiſtik in die Zeit eingefreſſen hat, doch wahrhaftig nicht unſchuldiger, und beweiſt, daß es allerdings förmlich verabredete Syſteme des Verderbens in einer Geſellſchaft geben kann, wenn auch nicht als Zweck, doch als Mittel. Oder iſt es etwa eine geringere Schuld, die Erziehung der Jugend zu hierarchiſchen Zwecken zu mißbrauchen, und junge Geiſter ſchon mitten in ihren Entfaltungstrieben krumm zu biegen, ſodaß ſie nicht zur Höhe der wahren Menſchheitsbildung ſich gerade emporrichten können, iſt dies ein unſchuldigeres Syſtem, als das, welches Dolch und Gift mit ſich führt? — —

Die Jeſuiten in Freiburg haben auch vor mehreren Jahren hier am Ort ein Journal gegründet, unter dem Titel: **L'Invariable, nouveau memorial catholique**, eine Art katholiſcher Revue, von der

mir einige Hefte in die Hände gefallen ſind. Dies Journal hat beſonders deshalb Intereſſe, weil man darin die theokratiſch-politiſchen Zwecke und Geſinnungen dieſer Partei ziemlich offen ausgeſprochen findet. In einem Einleitungsaufſatz, unterzeichnet von einem gewiſſen G. Eßlinger, einem ehemaligen proteſtantiſchen Prediger, der zum Katholicismus übergetreten, zeigen ſich die Ideenzuſammenhänge des heutigen Jeſuitismus in ihrer ganzen religiöſen und politiſchen Perſpective. Merkwürdig iſt unter Anderm, wie darin der Unterſchied zwiſchen dem proteſtantiſchen und katholiſchen Prinzip auseinandergeſetzt wird. Der Proteſtantismus wird als das veränderliche Prinzip entwickelt, weil er ſich lediglich auf die einzelne Vernunft des Individuums ſtütze. Dagegen ſtellt ſich alles Unveränderliche und Ewige in der Religion als das Katholiſche dar, und ſo iſt auch die katholiſche Kirche, lediglich beſtimmt durch den über alle grübelnde Vernunft erhabenen Geiſt der göttlichen Offenbarung, noch immer der unveränderliche Leib des Chriſtenthums. Daher bezeichnet ſchon der Titel dieſes Journals die Unveränderlichkeit einer Partei, die ſtets geſchickt genug war, ihren Mangel zu einem Prinzip zu erheben.

So haben es die Jeſuiten hier an keinerlei An-

ſtrengung und Thätigkeit fehlen laſſen, um ſich in ihrem Hauptquartier zu verſchanzen, zu dem ſie allerdings in dieſem abgelegenſten der Schweizer-cantone die günſtigſte Stelle ausgefunden hatten. Betrachtet man die Geſchichte des Cantons Freiburg, ſo muß man erſtaunen, wie ſich hier von Alters her das ganze Leben dazu ausgebildet zu haben ſcheint, um einen bequemen und ſichern Pfühl für den Je-ſuitismus abzugeben. Von jeher lag dies Land ab-geſchnitten von den größeren Weltſtraßen da, und erſt ſeit einigen Monaten berührt der Eilwagen, welcher von Bern nach Genf fährt, auch die Stadt Freiburg, um dieſelbe in die allgemeineren Verbin-dungswege der Schweiz hineinzuziehen. So bil-dete ſich dieſer in ſich ſelbſt verſunkene Canton von früheſter Zeit her in lauter Abnormitäten aus. Von einer urſprünglich demokratiſchen Form ausgehend, geſtaltete ſich die Verfaſſung zuerſt durch Bildung eines kleinen und großen Rathes, welcher letztere aus den Abgeordneten des Volkes zuſammengeſetzt wurde. Bald kam es jedoch dahin, daß dieſe Ab-geordnetenſtellen ausſchließlich vom Adel und den vornehmen Patriziern der Stadt in Anſpruch ge-nommen wurden, zuletzt aber in ein Vorrecht ge-wiſſer privilegirter Familien ſich verwandelten, das man ſogar erblich machte. So entſtand eine oligar-

Digitized by Google

chiſche Regierungsform, deren Seltſamkeit ſich im vierzehnten Jahrhundert noch dadurch vermehrte, daß ſich dem großen und kleinen Rath gegenüber ein dritter, der ſogenannte Rath der Sechziger, zuſammenſetzte, der zwar auf volksthümlichem Wege hervorging, aber ſogleich auch wieder umſchlug in eine ariſtokratiſch-oligarchiſche Bevorrechtung. Dieſer Rath, auch die „heimliche Kammer" genannt, weil jeder der Räthe oder Volkstribunen, aus denen er gewählt wurde, ſich noch vier heimliche Gehülfen annehmen durfte, bildete das höchſte und gefährlichſte Staatstribunal, das mit der Gewalt einer Inquiſition die Entſcheidung über alle Angelegenheiten des Landes an ſich brachte. Die Macht, zu welcher ſich auf dieſe Weiſe privilegirte Familien als beſondere Staatskörper organiſirten, befeſtigte ſich immer gewaltiger durch den Bund, welchen dies politiſche Patriziat mit der Geiſtlichkeit ſchloß, ein Bund, der nur gegen das Volk gerichtet ſein konnte. Denn ein Patriziat kann nur Beſtand haben, wenn den durch Reichthum und Intelligenz bevorrechteten Familien gegenüber eine arme Volksmaſſe verharrt, deren Begriffe dunkel und unentwickelt bleiben und die der Fluch der Unwiſſenheit zu gehorſamen Knechten ſtempelt. Und in ſolche Unwiſſenheit das arme Volk einzuhüllen, war der

Digitized by Google

Clerus von jeher beeifert, der dem Patriziat willig und überall dieſen Dienſt geleiſtet hat. Rom fand auf dieſe Weiſe ſchon früh an dem Uechtlande einen ergiebigen Boden für ſeine Saaten, und eilte auch, dieſelben hier auf das Zweckmäßigſte zu beſtellen. Im Jahre 1581 empfing Freiburg die erſte Anſiedelung der Jeſuiten, und kann ſich ſomit rühmen, die Geſellſchaft Jeſu noch ziemlich friſch aus der erſten Auflage überkommen zu haben. Die Begegnung des hierarchiſchen Elements, das ſeiner Natur nach immer erobernd zu Werke gehen muß, mit dem oligarchiſchen führte in dem kleinen Canton zu den ſeltſamſten Verwickelungen. Die weltliche Macht behütete zwar eiferſüchtig die neuen und immer planvoller werdenden Anſtrengungen des Clerus, aber es lag doch zugleich in ihrem Vortheil, wenn derſelbe gewiſſe Erfolge davontrug, und ſo ſah man das Land bald mit Klöſtern, Pfarreien und Caplaneien überpfropft, daß man kaum hätte denken ſollen, es ſei auf dem kleinen Territorium Platz genug dafür dagewesen. Dieſe ſchwarzen Geſtalten waren plötzlich über die Alpen hereingeſtiegen, man wußte nicht wie, und nun begannen ſie ihre magiſchen Kreiſe zu ziehen, in die nicht nur das Volk, ſondern ſchnell auch die adeligen Geſchlechter des Landes ſich gebannt ſahen. Dieſe eigenthümlichen politiſchen Ver-

Digitized by Google

hältniſſe des Cantons Freiburg hat Zſchokke vortrefflich geſchildert. Es dauerte aber dieſe Harmonie zwiſchen Oligarchie und Hierarchie bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein, wo der Papſt Clemens XIV. die Aufhebung des Jeſuitenordens beſchloß. Nun ließ die Regierung von Freiburg alle im Lande beſindlichen Güter und Beſitzthümer der Geſellſchaft Jeſu mit Beſchlag belegen und ſchien einen Augenblick lang froh zu ſein, daß die doch immer gefährliche Nachbarſchaft ein Ende hatte. Bald begannen jedoch von anderer Seite her der Oligarchie, ſowie dem Clerus des Landes ſelbſt, Gefahren zu drohen. Die bis in dieſe Entlegenheit nachdröhnenden Stürme der Zeit fegten mit ihrer ſcharfen und reinigenden Luft auch die Felſenthäler der Sane. Das Volk, zu einer leiſen Ahnung wenigſtens von höheren Bedürfniſſen ſeines Daſeins erwacht, empörte ſich gegen das Patriziat, und erhob einen Kampf um ſeine alten Rechte, an dem es freilich noch unterlag. Aber durch die Einwirkungen der franzöſiſchen Republik und Napoleons tauchten die demokratiſchen Elemente in der Schweiz wieder ſiegreicher empor, und auch in Freiburg ſahen ſich die patriziſche Partei ſowohl wie der Clerus um ihre ſchönſten Hoffnungen betrogen. Das Leben trat auch hier in eine kurze Blüthe, von mehreren Sei-

ten her erhob ſich eine wohlthätige Reaction gegen den von Prieſtern und Ariſtokraten begangenen Verrath an dem Geiſtesleben einer ganzen Bevölkerung, und beſonders iſt der berühmte Pater Girard, ein Franciscaner, zu nennen, der das Erziehungs- und Schulweſen im Lande wieder zu befreien ſuchte von dem falſchen Prinzip, welches ſich in daſſelbe eingeniſtet hatte. Unter der Reſtauration, welche auch in der Schweiz die Ariſtokratie wiederbelebte, gingen alle dieſe edlen Anſtrengungen verloren, und in Freiburg trat Alles mit raſchen Schritten in die alten Verhältniſſe der Verfaſſung und des Lebens zurück. Clerus und Patriziat klammerten ſich zu einem neuen Bunde aneinander und befeſtigten ſich, durch das von ſeinen raſchverflogenen Träumen ernüchterte Volk ſelbſt unterſtützt, gewaltiger als jemals. Nun miſchte auch Rom wieder ſeine Karten. Die Reſtauration hatte bekanntlich auch die Geſellſchaft Jeſu wieder an das Tageslicht gerufen, deren Wiedererweckung von den Todten der klügſte Gedanke des Papſtes Pius VII. war. Der Orden wurde auch in Freiburg wiederhergeſtellt und eingeſetzt in alle ſeine ehemaligen Beſitzthümer, und ſchlug nun in den ſtillen Schattengründen des Cantons feſtere Wurzel als jemals. Die Verhandlungen, die über die Aufnahme der Jeſuiten im Gro-

Digitized by Google

ßen Rath von Freiburg im Jahre 1818 gepflogen wurden, waren ſehr merkwürdig, und der Barbier Chaſſot hat in ſeinem oben angeführten Buche auch die Rede wieder abdrucken laſſen, welche ein Mitglied des Großen Raths, der Advocat Landerſet, in der Sitzung vom 15. September 1818 gegen die Zulaſſung der Jeſuiten hielt. Dieſe Rede iſt von einer ausgezeichneten Beredſamkeit, und von einer Gewalt der Beweisführung, die unter andern Umſtänden ihr Ziel gewiß nicht verfehlt hätte. Herr Landerſet ſtellte mit ſchneidender Kürze einen Abriß der Geſchichte der Jeſuiten, ihr Sündenregiſter in faſt allen Welttheilen, zuſammen und zeigte, wie ſie überall mit den Staatsgewalten in einen den letzteren gefährlichen Widerſpruch gerathen, ſodaß man ſich am Ende genöthigt geſehen habe, ſie aus dem Organismus der Staaten wieder auszuſpeien als ein Gift, das ſich ſonſt unwiderſtehlich mit allen Säften vereinigt. Zugleich ſuchte er das diaboliſche Moralſyſtem der Jeſuiten durch Auszüge aus den vorzüglichſten Caſuiſten der Geſellſchaft zu charakteriſiren, und leiſtete darin nicht minder Schlagendes, als ſein Vorgänger Pascal, deſſen Hülfe er ſich dabei bediente. Man konnte keine beſſere Rede halten, um vor dem Jeſuitismus als dem kranken und zerſtörenden Element der modernen Geſellſchaft zu

warnen, aber nichtsdeſtoweniger beſchloß der Große Rath mit kaltem Blute die Aufnahme der Jeſuiten. Das Patriziertdum, das man wieder aufzurichten hatte, verlangte durchaus nach dieſer geiſtlichen Stütze, die zugleich, wie ſchon erprobt worden, die beſte Vermittelung des ariſtokratiſchen Joches mit dem Volksgeiſte war. Das Jahr 1830 brachte zwar auch dem Canton Freiburg ſeine demokratiſchen Formen zurück, aber auch dieſe hat die hierarchiſche Partei dort auf eine merkwürdige Weiſe zu ihrem Vortheil ausgebeutet, indem ſie ſelbſt in den geſetzgebenden Körper einer Republik den jeſuitiſchen Geiſt zu verflößen wußte. So hat ſich hier auf dieſem kleinen Territorium ein lehrreiches Schauſpiel begeben, das in einem prismatiſch zuſammengedrängten Bilde den allgemeinen Zeitcharakter auf das Anſchaulichſte wiederſpiegelt. Man kann es nämlich in dieſen Hergängen hinlänglich veranſchaulicht ſehen, wie die Rückneigungen unſerer Zeit zum Jeſuitismus keineswegs einen religiöſen, ſondern vielmehr einen politiſchen Grund haben. Es iſt die Krankheit des heutigen politiſchen Lebens, welche den Jeſuitismus wieder als Kruſte anſetzt, mit dem ſie die Geſetzwidrigkeiten des Organismus bedeckt. Der Geiſt der Menſchheit iſt an ſich frei genug geworden, um über den Jeſuitismus erhaben zu ſein, aber er hat ſich

gegenwärtig in eine Lüge verſtrickt, die ihn die beſten Kräfte des Lebens koſtet, und ihn dem Jeſuitismus in die Hände geliefert hat. Die politiſche Lüge des heutigen Daſeins hat dem Jeſuitismus ſeine alten ſchon verroſteten Waffen wieder aufgeputzt, und wenn die Staaten durch große und tragiſche Erfahrungen nichts gelernt haben, ſo zeigt jetzt der Jeſuitismus ſeinerſeits, daß er allerdings etwas zugelernt hat und die Waffen, welche ihm die Staaten wieder zurückgeben, beſſer und eindringlicher als je zu gebrauchen verſteht. Der Jeſuitismus hat in den letzten Jahrzehnten ſeine Feldzüge ſo klug und meiſterlich geführt, daß es eine große Anzahl von Leuten giebt, die gar nicht mehr an ſeine Exiſtenz glauben und welche die große Gefahr, die dem europäiſchen Völker- und Geiſtesleben wieder unter allen möglichen Formen des Jeſuitismus droht, nicht anders als wie ein Märchen oder eine verbrauchte Erfindung der Schriftſteller betrachten. Inzwiſchen bemächtigen ſich die Jeſuiten auch in Deutſchland einer Erziehungsanſtalt nach der andern; hier ſind es die belgiſchen, dort die galliziſchen Jeſuiten, welche in der Stille die furchtbarſten Fortſchritte machen. In Oeſterreich und Baiern bewähren die Jeſuiten ihren erneuten Ruhm als Pädagogen dem deutſchen Geiſtesleben gegenüber mit der keckſten Stirn. Und

Digitized by Google

wie viel fehlt noch, daß Louis-Philipp auch in Frankreich den Jeſuiten neue Anſiedelungsrechte verſtatte? Man iſt in ſeinem geiſtigen Bewußtſein über den Jeſuitismus hinaus, und doch bedarf man ſeiner. Welcher Fluch des Schickſals hat unſere Zeit in dieſen ſchrecklichen Widerſpruch mit ſich ſelber gebannt? Man könnte frei und glücklich ſein, aber mitten in dieſem Gedanken fühlt man ſich wie vom Fieberfroſt geſchüttelt, und greift in ſeiner unſäglichen Angſt nach den Mitteln der Unfreiheit, die vielleicht noch einige Jahre lang die Sicherheit im und durch den alten Schlendrian verbürgen. —

Digitized by Google

16.

Franzöſiſche Schweiz.

Geſtern Abend waren wir mit der Diligence aus dem liebreizenden Lauſanne in Genf angekommen und ungeachtet einer nicht angenehmen Wagengeſellſchaft hatte uns doch unterwegs der herrliche See, der mit ſeinem tiefblauen Waſſerſpiegel immer zu unſerer Linken ſchimmerte, in tauſend Schwärmereien und Elegieen eingewiegt. Die himmelsklare Fluth zu ſehen, deren Wellen zuweilen in langen Fäden ſo geordnet daliegen wie die Saiten einer Harfe, und dann jenſeits das ſavoyiſche Alpenufer mit ſeinen hochglühenden Schneegipfeln, von denen das Abendroth wirklich wie leiſe Muſik herabzuſchweben ſcheint, wen ergriffe es nicht dabei wie mit einer religiöſen Entzückung? Es iſt ein paradieſiſches Stück der Schöpfung, das ſich hier ausbreitet, und der Gen=

Digitized by Google

ſer See, das Wort von Novalis wahr machend wie nirgendwo, bildet in der That das Auge der ganzen Landſchaft, die in ihm ihr Seelenbild zuſammendrängt und Glanz und Leben von ihm zurückempfängt. Wie in ein Gebet zu dem Herrn alles Daſeins verſunken, lag der See da, als wir an ihm vorüberfuhren, und riß uns mit hinein in ſeine Abendfeier, die ſelbſt dem durch das Leben verhärteten und verſteinerten Menſchen, welcher vielleicht ſeit Jahrzehnten nicht geweint hat, einige Thränen aus den Augen locken kann. Der vorherrſchende Charakter dieſer Gegend iſt Naturandacht und Gottesfeier, und als ich unter der Reihe der Landhäuſer am See die einer engliſchen Familie zugehörige Villa erblickte, welche ganz in Form einer gothiſchen Kirche gebaut iſt, begriff ich vollkommen die Richtigkeit des Gefühls, das zu einer Anſiedelung gerade in ſolcher Form treiben konnte und das mit dem die Gegend beherrſchenden Gefühl natürlich zu harmoniren ſcheint. Jeder Reiſende hat am Genfer See wohl die Luſt empfunden, ſich hier niederzulaſſen, die ganze ſchnöde, gottloſe und entartete Zeit zu vergeſſen, mit ſeinen durch das Schickſal gekreuzten Beſtrebungen endlich ſich abzufinden, ſeinen feindlichen Freunden und freundlichen Feinden zu vergeben, und hier, im kühlen und einſamen Frieden der Natur,

Digitized by Google

im höchſten Zuſammenhang mit den Grundharmonieen der Schöpfung zu leben. Man brauchte ſich freilich keine gothiſche Kirche zu bauen, um hier beten zu gehn, die chriſtliche Baukunſt hat man hinter ſich in der Welt zurückgelaſſen. Der heilige Geiſt, der hier über den Waſſern ſchwebt, würde uns unter jedem Hüttendach treffen und erquicken.

Das ſind Träume, aber Jedermann träumt, wenn es ſich darum handelt, glücklich zu werden. Alle dieſe Anſiedelungen um den Genfer See, dieſe Städte und Dörfer, die ſich um ihn gruppiren, ſtehen wie wirklich gewordene Träume da, ganze Bevölkerungen ſind hier ſchönen Träumen nachgegangen, indem ſie an dieſen Ufern ihre Wohnſitze gründeten. Auf drei und dreißig Stunden im Umfange dehnt ſich hier eine mannigfaltige Anwohnerſchaft aus, die bloß von dem See gelockt und beſtimmt wurde, hier Hütten zu bauen. Der See iſt der große Zauberer, der hier Alles in ſeine Nähe gezogen und für ein ganzes Geſchlecht der magiſche Mittelpunct ihres Daſeins geworden iſt. Das Naturgefühl hat ſich hier des Menſchen ſo ſehr bemeiſtert, daß alle ſeine übrigen Verhältniſſe und Einrichtungen davon Duft und Farbe angenommen haben. Die Landhäuſer am Genfer See ſind davon oft auf eine wunderſame Art Zeuge, indem ihre Bauart allerlei

Digitized by Google

Eindrücke von der Empfindung hat annehmen müſſen, doch immer im harmoniſchen Charakter der Gegend und frei von den groben Bizarrerien, welche z. B. die Villen der Hamburger an der Alſter aufweiſen.

Noch ein anderes Gefühl iſt es, von dem man erhoben wird, ſobald man dem Genfer See ſich nähert. Man ſteht auf der Gränzſcheide zwiſchen Italien und Frankreich, und überſieht nicht nur von beiden Ländern hervorragende Puncte, ſondern beſitzt auch ſchon etwas Gemeinſames von italieniſcher und franzöſiſcher Natur, das ſich auf dieſer einzigen Stelle der Welt zu einem glühenden Farbenbilde vereinigt. —

Aus dieſer weichen und bewegten Stimmung wurden wir plötzlich am Thore Genf's durch die militairiſche Strenge, mit der man uns empfing und den Paß abforderte, emporgeſchreckt. Auch ob wir nichts zu verſteuern hätten, wurden wir gefragt, und dabei zählte man uns alle mauthpflichtigen Gegenſtände her, wenn wir etwa einen oder den andern davon mit uns führten. Unter den genannten Artikeln befand ſich auch Fleiſch, zu deſſen Verſteuerung aufgefordert wurde, und wobei ich nur mit einem aufathmenden Stoßſeufzer auf meine Wagennachbarin blikken konnte, die uns während der ganzen Fahrt durch ihre allzureichliche Leibesfülle das Bleiben ſo ſchwer

Digitized by Google

gemacht, daß wir ſie jetzt gern, wenn die Sache nicht zu grauſam geweſen, als verbotenes Fleiſch bei der Mauth angegeben hätten. Durch die Rigoroſität aber, mit der Genf ſeine Eingänge bewacht, und die bei einer Schweizerſtadt befremdlich auffallen kann, verräth ſich ſogleich der ächte Charakter des Genfers, der in allen Dingen, welche ſeine Stadt betreffen, voll von Wichtigthuerei iſt und ſie als etwas ganz Abſonderliches und Einziges betrachtet wiſſen will. Der Genfer ſpielt den Pariſer der Schweiz und ahmt der Hauptſtadt Frankreichs nach ſowohl in dem ausſchließlichen Stolz ſeiner Anſprüche als in der Eleganz und dem Luxus des Lebens, der Feinheit der geſellſchaftlichen Sitten. Aber weil die gegebenen Dimenſionen zu klein ſind für die dünkelhaften Anſprüche, ſo entſteht daraus eine gewiſſe Schroffheit des Charakters, die, wenn ich meinen Erfahrungen trauen darf, häufiger in Genf angetroffen wird. Der Stolz des Genfers hat freilich auch ſeine ſehr begründeten Anrechte, die auf eine lange und glänzende Reihe von Namen und Thatſachen ſich ſtützen, und dieſe Glorie ſeiner Erinnerungen wird ihm Niemand ſtreitig machen können.

So befanden wir uns denn in dem weltberühmten Genf, wo von jeher auf ſo kleinem Punct eine ſo bedeutſame Cultur ſich zuſammendrängte, wo jede

Digitized by Google

Straße das Gedächtniß eines großen Namens, einer ruhmwürdigen Erfindung, einer für ganz Europa wichtig gewordenen Geburt, zurückruft! Der Abend unſerer Ankunft ließ uns noch Zeit genug übrig, die Stadt zu durchlaufen und zu betrachten. In der Straße Rouſſeau's blieben wir ſtehen vor einem unſcheinbaren Hauſe, welches über ſeiner Thür in Erz die Inſchrift führt: **Ici est né J. J. Rousseau le 28. Juin 1712. Restauré en 1817.** Dies war die Erinnerung, nach welcher ſich wie von ſelbſt und zu allererſt das Herz des Reiſenden hindrängt, ſobald er nach Genf kommt. Die andere Erinnerung iſt Voltaire, die hier auch in örtlicher Verbindung zwei Geiſter geſellt, welche bei der verſchiedenartigſten Organiſation und einem faſt polaren Gegenſatz der Naturen doch derſelben Weltbewegung ihres Jahrhunderts folgten und dienten. Ein Omnibus, der, mit dem Namen Voltaire beſchrieben, zur Fahrt nach Ferney einladet, iſt das auf den Straßen Genfs lebendig umherwandelnde Andenken an den beißenden Philoſophen, der wohl noch mehr Komiker als Philoſoph oder Beides zuſammen in der ätzendſten Miſchung geweſen. Die dritte Erinnerung, welche ſich zu Voltaire und Rouſſeau bald einfindet, iſt eine neuere, ſie heißt Lord Byron, und fügt ſich auch wieder wie aus einem verwandt-

Digitized by Google

ſchaftlichen Zug der Geiſter hinzu. Und mit Byron ſah man ſeinen Shelley, Freunde durch die bindende Gewalt des Unglücks, am Genfer See, an deſſen Ufern ſie gemeinſam grollten mit ihrem Schickſal und mit Welt und Zeit.

Die Bauart Genf's, der uralten Stadt, leidet an einer wunderlichen Verworrenheit, und iſt wie ein Ameiſenhaufen durcheinander geworfen. Als ſie das reiche Leben nicht mehr bergen konnte in den engen Räumen, hat ſie ſich mit einiger Gewaltſamkeit in die Höhe geſtreckt und Stockwerke auf Stockwerke gethürmt, die in ängſtlicher Maſſe die kleinen Straßen beherrſchen. Dieſen ſchmalen aber hochgewickelten Knäuel drängen von Außen noch die Feſtungswerke zuſammen, indem ſie die Stadt wie mit einem zu engen Gürtel preſſen. Das Leben iſt munter und ſtädtiſch bewegt, das geſchmeidigere und wohlthuendere Naturell der franzöſiſchen Schweiz verräth ſich überall. Schon im Waadtlande hat man ſeinen bisherigen Eindruck von der Schweiz gänzlich verändert, das Klima iſt zu einer ſüdlicheren Milde und der Menſchenſchlag zu einem gefälligeren und geiſtig erhöhten Typus verſchmolzen, Alles ruht auf edleren und reiferen Bildungselementen und die Grazien des Lebens haben ſich ſichtlich dazugeſellt. Von deutſcher Sprache und Bildung

Digitized by Google

iſt ſchon in Lauſanne keine Spur mehr anzutreffen, ebenſo in Genf. Dafür hat ein gemäßigtes franzöſiſches Naturell ſich hier entwickelt, das mit dem franzöſiſchen Originalcharakter die gleiche Lebendigkeit und Leichtigkeit theilt, aber die ſchroffen und egoiſtiſchen Eigenſchaften deſſelben abgeworfen und durch eine größere Lieblichkeit und Beſcheidenheit gemildert hat. Die franzöſiſche Schweiz iſt abgeſchnittener von der deutſchen Bildung als es gegenwärtig Paris oder London iſt. Indeß darf man ſich nicht darüber wundern, da ſelbſt in der deutſchen Schweiz kaum ein beſſeres Verhältniß ſich zeigt, ſowohl zur deutſchen Sprache als zur deutſchen Bildung. Die franzöſiſchen Schweizer haben nur ein einziges gebildetes Sprachorgan, und dies iſt gleicherweiſe das Organ des geſellſchaftlichen Verkehrs wie ihrer geiſtigen Beziehungen. Dieſe Sprache reden ſie aber vortrefflich und mit feinem Ausdruck; ſelbſt unter dem Volke, namentlich in der Waadt, kann man oft mit Erſtaunen das beſte Franzöſiſch vernehmen. Die deutſchen Schweizer dagegen haben dreierlei Sprachorgane, in denen ſie reden, und dies ſind drei verſchiedene Gründe, um ihre geiſtige Entwickelung jeder beſtimmten Bildungsſphäre zu entfremden. Für den heimiſchen und nationalen Verkehr die ſchweizeriſche Volksmundart, als Geſellſchafts-

Digitized by Google

ſprache und im Umgang mit den Fremden ein mangelhaftes Franzöſiſch, und in der kärglichen Beziehung auf deutſche Literatur und Wiſſenſchaft oder auf gewiſſe dieſer Sphäre angehörige Begriffe ein noch gräulicheres Hochdeutſch, dies ſind die beſtehenden Ausdrucksweiſen der deutſchen Schweiz, in welchen das Chaos einer unſichern Bildung noch um den Vorrang ſtreitet mit den Volkselementen, die ihren feſten und körnigen Naturzuſtand bewahren möchten. Welche Vortheile die beſtimmte Einheit des Sprachorgans für das höhere Entwickeln einer Bevölkerung gewährt, zeigt ſich deutlich an den vorgeſchrittenen und allgemeiner durchgebildeten Zuſtänden der franzöſiſchen Schweiz, beſonders in intellectueller Hinſicht. Das entſchiedenſte Gegentheil davon liegt in der deutſchen Schweiz zu Tage, wie ſehr es auch hier gerade mit der kernhafteſten und tüchtigſten Seite des Volkscharakters zuſammenhängt, nämlich mit der Anhänglichkeit an das alte Leben des Stammes, an die Naturlaute, die mit der Alpenheimath wie verwachſen ſind, ſich immer von neuem wie aus dem Wiederhall der Berge erzeugen. Dies iſt die Unzertrennlichkeit von der Volksmundart, welche den deutſchen Schweizer dem Außenleben gegenüber in dieſe Sprachverwirrung geſtürzt hat, die ihm aber noch immer eine liebe

Digitized by Google

und traute Feſſel iſt, welche er wohl um keinen Preis abſtreifen möchte. Es iſt auch das Feſthalten an der Mundart von großem Einfluß auf die Vertiefung und Verinnerlichung des Volkscharakters, der ſich dadurch gewiſſermaaßen aus ſich ſelbſt ſtärkt und zu fortdauernder Friſche erhält. Dieſer lebendige Quell der Nationalität fließt in der Volksſprache, für deren ungeſchmälerte Erhaltung, nicht nur am Familienheerde, ſondern auch in allen Beziehungen des öffentlichen Lebens, ſich gerade neuerdings wieder patriotiſche Stimmen in der deutſchen Schweiz erhoben haben. Man trifft dort auch die Volksmundart nicht nur im Innern des Hauſes, wo ſie herrſchend iſt, ſondern auch im Rath und in der Kirche, obwohl hier mehr in gereinigten und ausgewählteren Formen. Dies bringt ohne Zweifel eine Nationalinnerlichkeit hervor, die Troſt und Behagen für das tägliche Leben gewähren muß. Auch wird ſo die Volksmundart durch die Allgemeinheit, in der ſie dort gilt, ein lebendiges Bindungsmittel aller Stände, indem der Vornehme wie der Geringe im innern Verkehr nur ſeiner lieben Volksſprache ſich bedient. So könnte man wohl ſagen, daß in dieſer ſchweizeriſchen Volksmundart eine Natureinheit des geſellſchaftlichen Lebens gegeben liegt, aber aus dieſem gegebenen Element ein feſtes und

Digitized by Google

vollkommenes Lebensbild zu geſtalten, gelingt nicht mehr, ſobald ein Volk aus ſeinem patriarchaliſchen Naturzuſtande heraustretend ſich in politiſche und ſtädtiſche Bildungsverſuche eingelaſſen und dadurch in Conflict mit einer allgemeinen Bildungsanforderung geſetzt hat. Die ſchweizeriſche Volksſprache iſt ganz dazu gemacht, als Band der Heimath zu gelten, denn wie ſehr hat ſich nicht die Landesnatur in dieſen Lauten ausgeprägt! Hier haben überall Natureinflüſſe auf den Sprachausdruck gewirkt, und die reichſte Fülle dieſes Dialekts ergießt ſich auch in den Beziehungen, welche der Menſch zu den ihn umgebenden Gebilden ſeines Landes angenommen. So iſt es zum Beiſpiel erſtaunlich, wie die ſchweizeriſche Mundart bemüht geweſen iſt, für die einzelnen Theile und Formen der Gebirgsnatur Worte zu finden, mit deren Reichthum keine andere Sprache wetteifern kann. Selbſt die Auslautung und Betonung der Rede hat ſich nach den Gebirgsverhältniſſen gerichtet, und verräth das Beſtreben, auf weite Ferne hin, über Berg und Thal und durch Nebel und Sturm, verſtändlich zu werden. Die Vocale klingen bald ſo hoch, bald ſo tief, als wollte ſich die Senkung von Berg und Thal darin abzeichnen. Alles Elementariſche der Natur tritt auch in den Lauten der Menſchen wieder her-

Digitized by Google

vor, bald mit Sturmesklang, bald wie rauſchendes Gewäſſer oder dem Echo der Felſen gleich. Und in den einzelnen Formen dieſer Mundart zeigt ſich die alte ſinnliche Blüthe der deutſchen Sprache noch in ihrer ganzen Herrlichkeit. Man muß ſich alſo in mehr als einer Hinſicht an der Erhaltung der Mundart in der Schweiz freuen, man wird, wenn man tiefer in ſie eindringt, über ihre innerliche Schönheit und weſenhafte Fülle erſtaunen müſſen, aber dennoch zugleich die Beſchränkung und Erſtarrung bedauern, welche durch dieſes Abgeſchloſſenſein im Dialekt einem Volke auferlegt wird, das doch auch Bedürfniſſe einer modernen Bildung in ſich aufgenommen hat. Hier macht ſich aber ein Widerſpruch des Lebens geltend, der durch die gemüthlichen Vortheile, welche mit dem Feſthalten an der Volksmundart verbunden ſind, nicht ausgeglichen wird, da der allgemeine Fortſchritt der Nationalbildung zu ſehr dabei betheiligt iſt. Die große Unfähigkeit der deutſchen Schweizer, das Hochdeutſche zu reden, rächt ſich an ihnen in augenfälliger Art und hält ſie abgeſchnitten von allen literariſchen und wiſſenſchaftlichen Fortbewegungen des deutſchen Geiſtes, der doch auch ihren eigentlichen Blut- und Säfteumlauf bildet. Eine ſolche Sympathie für die Volksmundart mußte nothwendig dazu führen, daß die Berührung mit allen fremden Bildungselementen

Digitized by Google

als etwas Unheimiſches vermieden wird, und ſo entſpringt daraus ſelbſt eine perſönliche Abneigung gegen die Fremden, mit denen man nicht in der Mundart reden kann, und ihnen deshalb ein ſchlechtes Franzöſiſch auftiſcht, das man in der deutſchen Schweiz immer noch lieber ſpricht als das Hochdeutſche, namentlich mit Deutſchen ſelbſt. Mit dieſen Deutſch zu reden, ſcheut man ſich aber um ſo mehr, als man recht gut das Gefühl ſeiner Unbehülflichkeit und ſeiner gräulichen Ausſprache deſſelben hat. Wird aber ein hochdeutſches Buch oder Gedicht geleſen, und zufällig laut, ſo kann man verſichert ſein, daß es ganzundgar mit ſchweizeriſcher Betonung und allen Eigenthümlichkeiten der Mundart geſchieht. So fällt die Bildung in der deutſchen Schweiz durch die Trennung der Sprachorgane auseinander, und gewinnt in den franzöſiſchen Landestheilen eben durch die Einheit der Sprache dieſe höhere harmoniſche Entwickelung, dieſen durchgebildeteren und feiner ausgearbeiteten Charakter, den man ſogleich beim Eintritt in dieſe Cantone mit Wohlgefallen bemerkt. —

Digitized by Google

17.

Fahrt auf dem genfer See.

Das Dampfſchiff, das die gewöhnliche Sonntags-ſpazierfahrt über den See machte, gab das Signal zur Abfahrt. Ein ſchöner und ſonniger Morgen lag über den Waſſern des Leman, die Terraſſen der Ufer erglänzten in lichten Farben, in der Ferne ſchmiegten ſich die weißen Roſen der Gletſcher in klarer Pracht an die Wölbung des Himmels. Die Fluthen des genfer See's, die an Klarheit durch kein anderes Waſſer übertroffen werden, ſtrahlen an einem ſolchen Morgen noch durchſichtiger und kryſtallheller als ſonſt. Die Atmoſphäre über dem See iſt ſo rein und friſch, daß alles irdiſche Element daraus fortgeläutert zu ſein ſcheint und ſtets ein kühlungſtrömender Aether den Wanderer umfängt, der an den Ufern weilt oder in die blaue Fluth hinausſchifft. Die Dampfſchiffe,

Digitized by Google

die den See befahren, ſind zierlich gebaut und einige darunter legen ihre Strecken ſchon mit außergewöhnlicher Schnelligkeit zurück. Diejenigen, welche jetzt an den Sonntagsſpazierfahrten die Runde über den ganzen See machen, an den intereſſanteſten Stellen und Ortſchaften des Uferlandes zu einem kurzen Beſuch anhalten und gegen Abend wieder heimfahren nach Genf, bieten die bequemſte Gelegenheit dar, um von dieſem einzig ſchönen Rundbild einen raſch zuſammengedrängten Genuß zu haben.

Während die Abfahrt noch durch das Hinzuſtrömen einer immer größeren Anzahl von Paſſagieren ſich verzögerte, hatten wir Muße, Betrachtungen anzuſtellen über den unvergleichlichen Punct, auf dem man ſich hier in Angeſicht von Stadt und See befindet. Da kam uns auch wieder Jean Jacques Rouſſeau in den Sinn durch die kleine, mit Bäumen und Blumen gezierte Inſel, welche ſeinen Namen und ſeine Bildſäule trägt. Dies iſt hier die äußerſte Gränze des genfer See's, wo das aus ihm herausſtrömende Waſſer der grünen Rhone ihm das Feld ſtreitig macht und es mit ſiegreichem und immer heftiger einherſtürzenden Lauf behauptet. Nahe der Rhonebrücke und mit ihr durch einen Kettengang verbunden, erhebt ſich hier die Rouſſeau's-Inſel, auf der man dem demokratiſchen Philoſophen eine Bronzeſtatue errichtet

hat. Er iſt es ſelbſt, den wir da in dem Bild aus Erz vor uns ſehen, der Märtyrer ſeiner ſchönen Ideale, der hohe Träumer, der wieder das Einfache und Urſprüngliche anſtreben wollte in den menſchlichen Zuſtänden, der wie ein verirrtes Kind den Rückweg ſuchte aus der Cultur in die Natur, damit der durch Prieſterſatzungen und ſociale Privilegien gefeſſelte und mechaniſirte Menſchengeiſt wieder zu einer freien Schöpfung würde aus dem uralten feſten Lebenskern heraus, wie in den erſten Tagen des Paradieſes. Was bloße Bildung an der Menſchheit geworden, ſoll wieder Natur werden. In ſchwermüthige Gedanken vertieft ſcheint er dort auf ſeinem hohen Piedeſtal dazuſitzen. Man ſieht ihn, wie er, ein Buch auf dem Knie, im Begriff iſt zu ſchreiben. Sinnend und zögernd hält er den Griffel in die Höhe, ſeine Gedanken, mit denen er ringt, ſcheinen an jenem unauflösbaren Dualismus der Menſchheit, an jenem Zwiſt der Civiliſation mit der Natur, zu hängen. Rouſſeau kehrt den Alpen und dem See den Rücken und iſt mit ſeinem Angeſicht der Stadt Genf zugewendet, dieſer Stadt, welche ihren größten Sohn in die Verbannung ſtieß und durch Henkershand den Holzſtoß anzünden ließ, auf welchem der Contrat ſocial und der Emil verbrennen mußten. Das Feuer, das aus dieſen beiden Büchern emporloderte, war der

Digitized by Google

erſte Glorienſchein um Rouſſeau's Scheitel, zugleich waren es die erſten Flammenzeichen, daß die beſtehende Welt erſchüttert und getroffen worden auf dem Lebenspunct, aus welchem früher oder ſpäter die allgemeine verzehrende Gluth herausſchlagen mußte. Dieſe Bildſäule, welche erſt im Jahre 1834 aufgerichtet worden, hat Pradier in Paris gefertigt. Vor einigen Jahren begingen die Genfer auch ſogar den Geburtstag ihres großen Weltweiſen durch eine öffentliche Feierlichkeit. Man ſieht alſo, daß die neuere Bevölkerung das Unrecht der früheren auszutilgen ſucht, und was damals die Ariſtokraten und die Pfaffen von Genf an Rouſſeau geſündigt haben, gehört bei dem heutigen Geſchlecht zu ſeinem Ehrenſchmuck und es wird ihm die Krone der Unſterblichkeit daraus geflochten. Der Widerſtand, den ein großer Mann von ſeiner Zeit erfährt, iſt gerade das Maaß ſeines Verdienſtes, und ſo mußte Rouſſeau von der Seite der Geſellſchaft ausgeſtoßen werden, gegen deren gedankenloſe Despotie er am ſiegreichſten gekämpft. Rouſſeau's perſönlicher Feind, Voltaire, der denſelben Kampf kämpfte gegen die Wahngebilde der modernen Geſellſchaft, theilte mit Rouſſeau auch daſſelbe Schickſal bei den Genfern, die ihn ebenfalls aus ihrer rechtgläubigen Stadt vertrieben. Aber Voltaire war der Mann dazu, um ſich an ſeinem Schickſal durch

Digitized by Google

beißende Sarkasmen zu rächen, und dies iſt vielleicht in den meiſten Fällen die beſte Art, wie man fertig wird mit ſeinem Schickſal. Diesmal machte Voltaire den Witz, die genfer Uhrmacher zu ruiniren. Er kaufte ſich das Schloß Ferney, das anderthalb Stunden von Genf auf franzöſiſchem Boden liegt und ſchuf die wenigen Strohhütten, welche ſein Schloß umgaben, zu einer ſtädtiſchen Anlage um, die ſich immer bedeutender entwickelte. Hier gewährte er einer Anzahl mißvergnügter Uhrmacher, welche aus Genf auswanderten, ein Aſyl, und ließ ſie ſoviel Uhren verfertigen als nur immer ihre Hände ſchaffen konnten. Da Voltaire ſeine Unterthanen von allen Steuern und Abgaben befreite, ſo konnten ſie ihre Waaren zu einem ſo wohlfeilen Preiſe verkaufen, wie es den Uhrmachern von Genf ſchlechterdings nicht möglich war. Voltaire wußte ſeinen Uhrmachern durch ſeine Verbindungen in Paris auch noch andere Vortheile zu verſchaffen, ſie machten bedeutende Lieferungen nach Frankreich, und Genf, das ohnehin durch die Einfuhrgeſetze gedrückt war, mußte den Schaden davon empfinden. Voltaire aber lachte ſich ins Fäuſtchen. Wie er mit den Genfern fertig geworden war, ſo wurde er in Ferney auch mit dem lieben Gott fertig, dem er die kleine Kirche mit dem bekannten **Deo erexit Voltaire** aufrichtete. Durch dieſe halb

Digitized by Google

komiſche halb titaniſche Inſchrift bewies er den ihn verfolgenden Pfaffen, wie gut ſich Gott und Voltaire mit einander ſtehen, beide nur durch ein einziges Wörtchen getrennt. Die Reſtauration von 1814 aber mißbilligte noch nachträglich dies kurze und unumwundene Verhältniß Voltaire's zum lieben Gott und riß dies Aushängeſchild der voltaire'ſchen Sophiſterei herunter. Die in allen Stücken fromme Reſtauration that wohl daran, denn wer konnte jene Schrift leſen, ohne ſich durch das infernaliſche Gelächter, von dem man dabei befallen wird, um ſeine ewige Seligkeit zu lachen? Die Kirche Voltaire's aber ſteht jetzt leer und verlaſſen, als hauſten in ihr böſe Geiſter. —

Die Erinnerung an Voltaire ſcheint weniger in den Charakter der Landſchaft herzupaſſen, und man flieht ſie deshalb immer bald, um, wie von ſelbſt dazu gedrängt, zu dem Bilde des armen Rouſſeau zurückzukehren, der nicht, wie Voltaire, die Fähigkeit beſaß, das Schickſal durch Witze zu bezwingen. Die ganze Natur, der See und die Landſchaft, und die Farben und Düfte, in die hier Alles getaucht iſt, harmoniren eigenthümlich mit der Erinnerung an Rouſſeau und helfen dieſelbe hervorrufen. Der See, deſſen Schönheit man niemals ſatt bekommt, bringt, je länger man ihn betrachtet, die wunderbarſten Bewegungen, Farbenſpiele und Lufttöne hervor, und

zeigt ſich in einer beſtändigen Veränderung der Eindrücke, die er auf Auge und Gemüth geltend macht. Ueber die Farbe des genfer Sees kann man ſo verſchiedenartige Behauptungen aufſtellen wie über die Seele Rouſſeau's, durch die auch alle Lichter der ganzen Schöpfung blitzten, und bei der es ſchwer war, eine Grundfarbe feſtzuhalten, in welcher die Harmonie der übrigen Eigenſchaften zuſammenflöſſe. Blau, grün, roth, mit leiſem Silber ſich ſäumend oder in goldenen Sonnenduft ſich verhauchend, wechſelt der See alle Augenblicke ſein Anſehen und empfängt vom hohen Himmel und den ihn umſtehenden Bergen ſein Colorit. Dann trüben wieder wildauffahrende Strömungen ſeinen Spiegel, ein Sturm verwiſcht allen zarteren Farbenſchmelz, und Grau in Grau malt ſich die ganze Gegend, als wolle ſie vergehen in einer Schwermuth, der nichts wieder aufhelfen kann. Oder der See empört ſich in einer brandenden Bewegung, die ſeine Waſſer einige Stunden lang zu einer bedeutenden Höhe anſchwellt, worauf ſie ſich wieder ſenken und weiterziehen, wie in Ebbe und Fluth. Man nennt dies hier zu Lande die Seiches und ſchreibt electriſchen und atmoſphäriſchen Urſachen dieſe eigenthümliche Erſcheinung zu. Es iſt dies wie ein Gewühl von Waſſer und Feuer, das ſich zu einer feſten Geſtaltung erheben möchte, aber ſich wieder in die

Digitized by Google

Elemente ſondern muß, wie Alles, was geſchaffen iſt. So ſtürmten auch in Rouſſeau's Geiſt alle Elemente, bald geſtaltend bald verzehrend, an einander, und die Flammen ſeines electriſchen Gemüths umfaßten ſich mit ſeinem raſtlos wachen Verſtand zu einer himmelſtürmenden Brandung. Und dann ging wieder die Sonne der Liebe in ihm und über ihm auf, er liebte die Menſchheit in Gott und Gott in der Menſchheit, und nannte dieſe Religion die Freiheit, und ſeine Kirche hieß Natur, und die Gemeinde war das Volk. Dann lächelte er ſo unſchuldig dazu wie ein Kind, und ſeine Rede war klar und ſchön, wie der See, wenn er Farbe annimmt nur von dem ſonnigen Himmelblau über ihm. Und aus Gedanken wob er Träume, und aus Träumen wob er Gedanken, und philoſophirte ſich in eine Verklärung hinein, die ſo rührend ihn umſtrahlte, wie das Morgenroth auf den Gletſchern Savoyens jetzt den See umfließt, ihn krönend mit einem weithinleuchtenden Heiligenſchein. — —

Das Schiff hatte ſeine Dampfkräfte entfeſſelt und ſtieß nun mit raſchem Muth in den See hinein. Der genfer See macht einen Bogen, der einem Halbmond gleicht, und an ihm liegen in traulicher Runde die Ortſchaften umher, deren Reihe wir jetzt im Laufe des Tages an uns vorübergehen laſſen wollten. Die

Digitized by Google

Geſellſchaft, die wir auf unſerer Fahrt hatten, ſonderte ſich nach den Plätzen, in welche dieſe Schiffe abgetheilt ſind, in zwei Hauptbeſtandtheile, deren Trennung zunächſt durch das Geld beſtimmt und daher auch durch Geld zu überwinden iſt, wie in der ſocialen Welt ſelbſt. Um mit beiden Theilen der Geſellſchaft verkehren zu können, wie es der Mittelsperſon eines Schriftſtellers geziemt, welcher dem Volk und der Geſellſchaft zugleich angehören ſoll, zahlt man am dienlichſten für den erſten Platz und erhält dadurch auch die Fähigkeit, ſich auf dem zweiten umherzubewegen, wo ſich in der Regel die intereſſanteſten Gruppen zeigen. So ſchwammen wir mit dem Unterhaus und Oberhaus, das wir aus einem und demſelben Holz gezimmert an Bord führten, fröhlich dahin. Die Wellen trieben da ihre ſpaßhafte Dialektik. Eine Zeitlang war die demokratiſche Hälfte des Schiffes immer die niedrige und befand ſich in der Senkung des Waſſers, ſo daß man wirklich in einige Traurigkeit verſinken und glauben konnte, die andere Hälfte, die von der Fluth hoch emporgetragen war, ſei in der That eine bevorzugte ſchon durch die Geſetze der Natur. Aus der lächerlich wehmüthigen Phantaſie, in die ich mich darüber einwiegte, weil ich nichts Beſſeres zu thun und zu denken hatte beim Anblick der Wellen, riß mich plötzlich die Bewegung

Digitized by Google

des Schiffes, wenn es auf die Höhe des Sees hinaufſtieg. Dann lag wieder unſere ariſtokratiſche Hälfte in der Senkung da, und das high people, unter dem man ſich dort befand, mußte nun von unten hinaufſehen zu den in die Höhe geſchnellten Demokraten, die jetzt die Bevorzugung Jener erlangt hatten. Ob die Schwankungen dieſer Elemente in der Geſchichte ebenſo fortwährend und ziellos ſind, wie die Schwankungen unſerer beiden Schiffstheile hier auf der Fluth? —

Digitized by Google

18.

Durch den Jura.

Die weißen Gipfel des Montblanc rückten uns ferner und ferner aus dem Geſicht, und die Sehnſucht, in das herrliche Frankreich einzutreten, ließ uns die Stunden lang erſcheinen, obwohl wir uns in bunter Reiſegeſellſchaft befanden. Das Juragebirge, das von beiden Seiten den Weg umſchließt mit ſeinen maleriſchen Kalkfelſen, bildet eine ſtolze Pforte für die Einfahrt nach Frankreich. Ein kleines Bettelmädchen warf uns einen Strauß duftiger Gebirgsblumen in den Wagen. Neben mir ſaß eine junge Franzöſin, die eine reizende Laune zum Beſten gab und jene Blumen, die ihr mit aller Feierlichkeit überreicht wurden,

Digitized by Google

ſtandhaft ausſchlug, indem ſie dabei ein mir früher noch unbekannt geweſenes Sprüchwort anführte:

de belles fleurs
un bon coeur!

mais moi, ſetzte ſie hinzu, **je n'ai pas de coeur, et je ne veux pas de fleurs.** Das beigebrachte Sprüchwort ſtammt aus der ſüdfranzöſiſchen Heimath unſerer Reiſegefährtin, wie ſie uns weiter erzählte, denn ſie war aus La Valence, das am Rhonefluß gelegen iſt, und wollte nach ihrem Städtchen zu ihren Eltern zurückkehren, nachdem ſie in Genf, wie es ſchien, die Stelle einer Geſellſchafterin oder Gouvernante verſehen. Sie war anmuthig und zierlich, und hatte die feinere Geſichtsbildung, welche die Südfranzöſinnen vor den Pariſerinnen auszeichnet. In der Freude an ihrem Anblick ſtörte mich jedoch nur ein einziger Umſtand, und der war empfindlich genug. Das ſchöne Mädchen — ſchnupfte nämlich, zwar verſtohlen und ſogar mit einer gewiſſen Liebenswürdigkeit der Form, aber doch ſo, daß es an den Tag kam und mich zuletzt mit einem wahren Abſcheu gegen ſie erfüllte. Ihr gegenüber in der Diligence ſaß ein junger Student aus Genf, der die Ferien benutzte, um ſeine Vaterſtadt Toulouſe wieder zu beſuchen. Er war Theologe und ſchien durch und durch von den pietiſtiſchen Richtungen angeſteckt, welche Genf und

Digitized by Google

das ſchöne Waadtland wie mit einem Spinnennetz überzogen haben. Es ließ ſich daher an dieſem ſonſt trefflich gearteten Jüngling das Giftkraut dieſer Gegenden in ſeiner Blüthe ſtudiren. Er führte viele der Tractätleins bei ſich, welche die frommen Geſellſchaften des Waadtlandes verfertigen und vertheilen laſſen, und las bald in dieſen, bald in einer kleinen Handbibel, welche durch ihre Zierlichkeit auch das Wohlgefallen unſerer ſchnupfenden Reiſegefährtin auf ſich lenkte. Dieſe ſchien ihn jedoch durch ihre Nähe in dem engen Wagen in einige Verlegenheit zu bringen und er rückte ängſtlich hinundher, um alle weltlichen Berührungen zu vermeiden, bis er ſich endlich entſchloſſen zu haben ſchien, eben in dem Kampf mit dieſer Verſuchung die Heilsanlockung zu erblicken.

Unterdeſſen erhöhten die Ufer des Rhonefluſſes ihre pittoresken Reize, und die Landſchaftsbilder, welche durch die wunderbarſte Verſchlingung von Strom und Felſen hier entſtehen, breiteten immer entzückender ſich vor uns hin. Auf einmal vertritt uns den Weg ein gewaltiger Rieſe, der Wache hält an dieſer Schwelle Frankreichs, und auf ſeinen hohen Felſenſchultern die Batterien trägt, welche von ihren ſchwindelnden Gipfeln herab tauſendfach den Tod drohen. Dies iſt das Fort de l'Ecluſe, das die

Digitized by Google

Natur ſelbſt zu einer Gränzfeſtung angelegt zu haben ſcheint, indem es mit dem Jurafelſen völlig eins und ganz naturgemäß aus ihm herausgeſchnitten und durch ihn befeſtigt iſt. Seit 1824 ſteht dieſe Feſte wieder in ihrer Unüberwindlichkeit da, welche, wie 1814 durch die Oeſterreicher, ſo jetzt durch die Schweizer leicht zum zweiten Mal hätte auf's Spiel geſetzt werden können, wenn aus dem hökermäßigen Streit Louis-Philipps mit den Eidgenoſſen Ernſt gemacht worden wäre. Denn nichts Unüberwindliches giebt es. Tiefunten an der Schanze fließt der Rhoneſtrom vorbei, der hier in einer ſchmalen Felſenlinie ſeinen Lauf zuſammendrängen muß. Dieſer merkwürdige Fluß unternimmt auf ſeinem ganzen Wege die launenhafteſten Sprünge, und vielleicht hat ihm um dieſes Temperaments willen, das er offenbart, die deutſche Sprache das weibliche Geſchlecht beigelegt und nennt ihn die Rhone, während er ſonſt alle Anſprüche darauf hat, der Rhone (le Rhone, Rhodanus) zu heißen, und auch wohl die Tapferkeit, mit der er ſich auf langen Länderſtrecken bis zum Meere durchſchlägt, an ſeinen männlichen Tugenden nicht zweifeln läßt. Mit Grazie und Kraft zugleich windet er ſich mühſam durch tauſend Hinderniſſe, und ſpringt aus allen Hemmungen wieder mit fröhlich jauchzenden Gewäſſern hervor. Bald wirbelt er tollkühn fort wie ein

Digitized by Google

junges Strudelköpfchen, bald ſeufzt er gefangen in einer heimlichen Felſenſchlucht, bangt um ſein Leben und ſtöhnt ſich faſt zu Tode, ehe er die Freiheit wieder erlangen kann. Und dann, befreit, ſammelt er in einem ſelbſtverkennenden Uebermuth alle ſeine Gewäſſer, ſtürzt wie ein Verſchwender mit brauſendem Freudengeſchrei davon, jählings rollen die Schiffe auf ſeinen Fluthen hinunter, aber dann ſcheint er ſich auf einmal zu beſinnen, daß er ſein Sterben beſchleunigt, je raſcher er dem Meere zueilt, und er hält ſein leichtſinniges Springen an, ſein Strom verdünnt ſich in zögernde Tropfen, ſein Bett wird ſeicht, und in Verzweiflung ſcheint er ſich verſanden zu wollen, ehe das Weltmeer ihn verſchlingt. So treibt ihn bald, bald hemmt ihn die Lebensluſt, und ſeine romantiſchen Ufer ſehen den ſchönen Flüchtling vorüberziehen, und ſuchen den allzu Raſchen hier anzuhalten, um ihn länger zu beſitzen, dort verſchönen ſie ihm ſeinen Lauf und werfen Kränze in ſeine grünen Wellen. Er aber achtet Alles nicht, und ſcheint verhext und von allerhand Zaubergeiſtern getrieben.

Bei Bellegarde, wo für uns die franzöſiſchen Mauth- und Packquälereien begannen, treibt die Rhone ihr geheimnißvollſtes Spiel. Sie iſt hier unſichtbar geworden und hat ſich vor aller Welt verſteckt, aber doch kann man ſie belauſchen, wie ſie in heim-

Digitized by Google

licher Arbeit ſich unter der Erde fortgräbt, um eine Strecke davon wieder mit ſchäumender Heftigkeit, und faſt zu heißen Dämpfen erglüht, an das Tageslicht hervorzuſtürzen. Man nennt dies Sichverlieren des Fluſſes in den Tiefen der Erde hier **la perte du Rhone** und will dies Naturwunder noch an einigen andern Stellen ſeines Laufes bemerkt haben, obwohl es nur bei Bellegarde genauer bekannt und feſtgeſtellt iſt. Dieſe ſeltſame Rhone feiert da unterirdiſche Myſterien und wenn ſie aus den Steinen wieder hervorbrauſt, ſieht man es ihr an, daß ſie etwas ganz Abſonderliches getrieben haben muß.

Ich war mit dem franzöſiſchen Studenten eine Strecke voraus zu Fuß gewandert, während der Wagen hinter uns her mühſam die Felſenwege erklimmte. Der berühmte Theologe Tholuck, welcher kurz zuvor in Genf geweſen war und mit den dortigen Frommen viel verkehrt hatte, wurde der Anknüpfungspunct unſeres Geſpräches, das uns mitten in dieſer reizenden Gebirgsnatur, unter grünen Laubhölzern und lebensvoll flüſternden Cascaden, auf die deutſche Theologie und den chriſtlichen Myſtizismus brachte. Mein Student, in deſſen ganzem Weſen ſich das unverkennbarſte pietiſtiſche Gepräge ausdrückte, war ein proteſtantiſcher Theolog und hatte deshalb zur Betreibung ſeiner Studien die Univerſität von Genf gewählt, da

Frankreich ſelbſt bekanntlich nur zwei proteſtantiſche Facultäten im Lande hat, Strasburg und Montauban, denen aber die wiſſenſchaftlich ausgebildetere Facultät von Genf von den franzöſiſchen Studenten gewöhnlich vorgezogen wird. Indeſſen iſt auch in Genf die deutſche Theologie als Wiſſenſchaft ſo gut wie unbekannt, und das Wenige, was ich ſelbſt meinem ſonſt ſehr unterrichteten Reiſegefährten davon zu erzählen wußte, erſchien ihm wie Wunderdinge, vor denen er ſich jedoch, wie eine Schnecke bei der leiſeſten Berührung in ihr Haus, ſo auf der Stelle wieder in ſein gläubiges evangeliſches Gefühl zurückzog. Er war ein braver, offenherziger Junge, mit ſeiner franzöſiſchen Natur etwas ſchwereres ſpaniſches Geblüt verbindend, wie es in ſeiner Gegend, wo er zu Hauſe war, häufiger in dieſer träumeriſchen Miſchung angetroffen wird. Es lag ihm gewiß daran, mich zu ſeiner kindlichen Orthodoxie zu bekehren, und er ſchenkte mir mehrere Brochuren und Tractätchen, die von der Geſellſchaft der ſogenannten Evangeliſchen in Genf und von der im Waadtlande beſtehenden Geſellſchaft zur Verbreitung frommer Schriften abgefaßt waren. Ich hätte laut weinen mögen über mich und die ganze Schöpfung. Die Welt lag in dem herrlichſten Landſchaftsbild vor uns da. Hinter uns hatten wir das wunderſchöne Nantua, das, zwiſchen zwei

Digitized by Google

Bergen eingefaßt, an dem Buſen eines ſchimmernden Sees ſich in Lebensfreudigkeit ſchaukelt und ringsumher ſonniges menſchliches Daſein verkündet. Im Umkreiſe liegen alte Tempelſäulen und Stadtruinen, welche an den zerſtörenden Schritt der immer wieder von neuem Leben überblühten Geſchichte erinnern. Dort ſtrömt aus zerriſſenen Felſen ein gewaltiger Waſſerbach, das Gebirge klüftet ſich wie in einem ſchreienden Weheruf, Ströme kommen aus Seen hervor und tanzen wie in einem Reigen ihrer Gewäſſer über die Berge dahin. Da iſt wilde Lebensfülle neben heiterer Schönheit, gährende Kraft, üppig brauſendes Element, der donnernde Geiſt der Schöpfung, in deſſen Friedensumarmung Himmel und Erde zitternd hängen. Und gebückt unter dieſer Herrlichkeit ſchritten da zwei Wanderer mit Tractätchen, und unterhielten ſich über die chriſtliche Bußfertigkeit und über die fromme Enthaltung von den Genüſſen des Daſeins!

Der Student hatte mir unter Anderm eine Schrift gegeben: **Observations sur les danses**, worin der Verfaſſer zu beweiſen ſucht, daß das Tanzen dem Geiſt des Evangeliums zuwider ſei. Aehnliche Beſtrebungen, den geſunden Sinn des Volkes zu vergiften, hat der evangeliſche Pietismus auch in Deutſchland angeſtellt, und es fiel mir ein, was Tholuck in

einer früheren Zeit, als er noch in Berlin lebte, gegen den Beſuch des Theaters geſchrieben. Daß das Tanzen an ſich etwas Unreligiöſes ſei, läßt ſich nun wohl ſchwerlich behaupten, da alle Völker ſogar zu Ehren ihrer Götter getanzt haben. Chriſtus ſelbſt wohnte fröhlichen Hochzeitsfeſten bei, auf denen gewiß auch getanzt wurde. Der Verfaſſer des Tractätchens aber, aus dem mir mein Student mehrere Stellen vorlas, meinte: das Evangelium ſchreibe vor, zu beten zu allen Zeiten und an allen Orten, und weil die Zerſtreuung des Tanzens am Beten verhindere, ſei es ein Vergnügen, entgegen dem Geiſt des Evangeliums. Er eifert aber beſonders gegen die Volkstänze, die in ſeinem Lande, der Waadt, gängundgäbe ſind, und die er als unchriſtlich und unmoraliſch unterdrücken möchte, während ſie nichts ſind als die lebenskräftige Aeußerung eines tüchtigen Volksſchlages, der ſich nach ſeiner Art und Sitte ergeht. Jener ſchäbige und räudige Pietismus aber, wie er ſich gegen die Gebilde der Kunſt als etwas Gottloſes zur Wehre geſetzt hat, ſo iſt ihm auch die Naivetät des Volksnaturells ein Gräuel, den er vertilgen möchte. Das religiöſe Sectenweſen im Waadtlande und in Genf, wo beſonders die Momiers ihren Separatgottesdienſt befeſtigt haben, hat ſchon mehrmals zu öffentlichen Aufſtänden Anlaß gegeben. Im Canton Waadt

Digitized by Google

mußte man vor einigen Jahren mit Militairgewalt einſchreiten, um aufrühreriſche Bewegungen, welche von pietiſtiſchem Sectenweſen immer unzertrennlich ſind, zu unterdrücken, und die Regierung war im Begriff, dieſe ſeparatiſtiſchen Richtungen, von denen das Volk in dieſer Gegend ſo leidend ergriffen iſt, zu verbieten. Doch focht im großen Rath namentlich der bekannte Monnard dafür, die freie Ausübung religiöſer Formen allgemein zu geſtatten. Mein junger Reiſegefährte gehörte zu der Secte der Evangeliſten, die beſonders in Genf einen feſtbegründeten Mittelpunct hat und von dort aus lebhafte Verbindungen in den Süden Frankreichs verzweigt. Dieſe evangeliſche Geſellſchaft von Genf ſendet weithinaus ihre Miſſionnaire, welche Tractätchen und Bibeln unter das Volk verbreiten und dabei wenigſtens das Verdienſt ſich erwerben, daß ſie bei den katholiſchen Bevölkerungen der Schweiz und des ſüdlichen Frankreichs durch dieſes fromme Colporteurgeſchäft die Bibel zugänglicher machen, die dort noch in vielen Hütten fehlt und häufig gar nicht gekannt iſt. Der Student von Genf ſchenkte mir auch die neueſten Miſſionsberichte der evangeliſchen Geſellſchaft, die er alle mit ſich in ſeiner Taſche trug, und woraus man erſehen konnte, was namentlich unter den Landleuten gewiſſer Gegenden durch dieſe Colportirung Neuer

Digitized by Google

Teſtamente und frommer Schriften aller Art gewirkt worden. Man muß erſtaunen, wie gering die Verbreitung der Bibel an den katholiſchen Ortſchaften iſt, und dies charakteriſirt mehr als Alles den Geiſt des katholiſchen Prieſterthums. Dagegen iſt z. B. im Waadtlande jeder Bürger, der ſich verheirathet, durch das Geſetz verpflichtet, ſich eine Bibel anzuſchaffen, die ſomit gewiſſermaßen als ein unentbehrliches Stück in der Wirthſchaft und zum Haushalt nothwendig angeſehen wird. —

Unter ſolchen Geſprächen war mittlerweile die Abendſonne am Gipfel des Jura herabgeſunken. Unſer Wagen hatte uns wieder erreicht und wir ſtiegen zu unſerer leichtfertigen Franzöſin ein, die uns durch ihr Geſchwätz auf andere Gedanken zu bringen ſuchte. Noch eine ſchöne Mondnacht hatten wir zu durchfahren, ehe wir Lyon erreichten, das uns endlich gegen Morgen ſeine Thore öffnete. So befanden wir uns denn in dieſer myſteriöſen Stadt, die ſo viel räthſelhafte und ſeltſame Elemente in ſich verbirgt und in der die herbſten Widerſprüche der modernen Geſchichte mit einander im Kampf gelegen haben. Es hielt ſchwer, in den Gaſthöfen bei deren großer Ueberfüllung ein Unterkommen zu finden, und nachdem wir in der Dämmerung des kaum noch tagenden Morgens die

Digitized by Google

Runde durch die ganze Stadt gemacht, ergab ſich endlich noch im Hotel de Milan ein erträgliches Zimmer, das ich zugleich meinem franzöſiſchen Studenten zur Mitbenutzung anbot, weil derſelbe nur einen halben Tag in Lyon verweilen wollte. Statt aber weiter zu disputiren, ward beſchloſſen, lieber noch das Bett zu ſuchen und friedfertig in den Tag hineinzuſchlafen. Nachdem er ſich ausgekleidet hatte, kniete er förmlich vor ſeinem Bett nieder und verrichtete ſein Gebet mit einer Inbrunſt, die mich an meine eigene fromme Knabenzeit wehmüthig erinnerte. Ich beneidete dies gottesfürchtige Kind von ganzem Herzen, und wünſchte ihm, dies unmittelbare Verhältniß zu Gott niemals zu verlieren. Dann war er auch im Moment eingeſchlafen, und auch mich ſuchte bald ein wohlthätiger Schlummer heim, während die falben Morgenlichter durch das Fenſter ſpielten und draußen ſchon das unruhige Lyon mit ſeiner gewerbfleißigen Induſtrie, dem Geräuſch ſeiner Boutiquen, und den ſchreienden Bewegungen ſeines Luxus und ſeiner Armuth ſich regte.

Am Tage nahm ich Abſchied von meinem lieben frommen Studenten. Als er fort war, fand ich auf dem Kamin noch drei Tractätchen, die er mit Abſicht dort zurückgelaſſen hatte. Es iſt die

Digitized by Google

Manier dieſer Leute, an öffentlichen Orten ſolche Schriften wie zufällig finden zu laſſen, damit unbußfertige Gemüther davon überraſcht und getroffen würden wie von einem Zuruf des Schickſals ſelbſt. —

Digitized by Google

19.

L y o n.

— In Lyon wurde noch viel von Chateaubriand geſprochen, der vor Kurzem hier und in den naheliegenden Theilen des ſüdlichen Frankreichs einen Beſuch gemacht, welchem man politiſche Abſichten beigemeſſen. In dieſer Gegend, namentlich in Lyon, wohnen die reinen Royaliſten von Frankreich, und es haben ſich immer mehr vornehme und begüterte Familien, welche ſich zur alten Legitimität bekennen, in dieſen Landestheilen zuſammengezogen und anſäſſig gemacht. Chateaubriand, ſagt man, habe ſich mit dieſen reinen Royaliſten, denen er durch ſeine vermiſchten politiſchen Meinungen entfremdet geweſen, verſtändigen und neu verbinden wollen. Dies hat in Lyon ein großes Aufſehen gemacht und hat ſowohl die Legitimen wie die Republikaner be-

Digitized by Google

ſchäftigt, denn aus beiden Theilen iſt hauptſächlich der gegenwärtige politiſche Charakter von Lyon zuſammengeſetzt. Dieſe beiden ſchneidendſten Widerſprüche der modernen Staatsrichtungen haben ſich auch hier als Nachbaren getroffen, und wie ſie in unſerer Zeit ſchon häufig ſeltſame Coalitionen geſchloſſen, ſo ſieht man ſie hier ſogar in örtlicher Anſiedelung dicht und nahe neben einander, als einträchtige Hausbewohner. Das ſchöne Lyon, der Liebling der Könige von Frankreich, war ſchon von alten Zeiten her das Neſt der Legitimität, in dem man, in religiöſer Pietät, an dem Beſtehenden feſthielt und es gegen die Wandelungen der Zeit und Geſchichte vertheidigte. Bei den erſten Gängen durch die Stadt ſtößt man hier auf alte royaliſtiſche Sympathieen, und wenn man unter den Lindenalleen des prachtvollen Platzes Bellecour ſpazieren geht, kommt uns durch die Reiterſtatue Ludwigs XIV. jene Zeit ins Gedächtniß zurück, welche der eigentliche Ausgangspunct der heutigen Geſchichtsbewegungen iſt, und in deren Angeln Frankreich noch jetzt ſchwebt. In ihr wurzeln Revolution und Reaction mit den urſprünglichen Keimen, in dieſer glorreichen Zeit des alten Regime ſteht der verhängnißvolle Webſtuhl, von dem die aufſteigenden und die rückwärts laufenden Linieh der neueren Geſchichte ſich herunterſpinnen. Die alte Zeit des Staats-

Digitized by Google

lebens, welche ſich in dieſem König vollbrachte, iſt auf dieſem Gipfelpunct theils als erſtarrtes Ideal ſtehen geblieben für die Einen, die noch heut, mit rückwärts gekehrten Schritten wie Büßende, zu ihr wallfahrten, theils iſt ſie für die Andern die Gewährleiſtung der Lebensrechte der neuen Zeit, die aus ihr hervorgebrochen. Lyon, das alte legitime Lyon, das den Glanz der älteſten Zeiten Frankreichs ſah, und das größte Elend der heutigen Zeiten zum heftigſten Ausbruch brachte, wo Heinrich IV. in verſchwenderiſcher Pracht königlichen Liebesrauſch feierte und wo heut die armen brotloſen Ouvriers das Signal gegeben haben zum Krieg mit den Reichen, das bigotte und gewerbfleißige Lyon, wo man im Schweiß ſeines Angeſichtes betet und arbeitet und doch keinen Segen und Frieden mehr finden kann weder mit dem Schickſal noch mit der Regierung, das üppige und verzweifelte Lyon, das im Luxus und in der Armuth, in der Induſtrie und im Hunger das Höchſte geleiſtet hat, das geheimnißvolle und aufrühreriſche Lyon, in dem myſtiſche Kopfhängerei und lachende Lebensluſt ſich paaren, ſtrenge Prieſter und ſchöne leichtfertige Frauen nebeneinander gehen, Legitimiſten und Demokraten ſich durch Ueppigkeit und Armuth und Prieſtereinfluß wechſelſeitig aufreizen zur Empörung gegen das Beſtehende, dies merkwürdig unglückliche Lyon führt

Digitized by Google

uns recht mit der Stimme des Verſuchers auf den Höhepunct der Zeiten, und läßt uns hier von den Zinnen einen ſchwindelnden Blick thun in Vergangenheit und Zukunft.

Lyon, das jetzt von zwei Seiten her revolutionnaire Elemente angehäuft, war ſonſt eine wichtige Vormauer gegen die Revolution geweſen. Mit ſeinem edelſten Bürgerblut hatte es Widerſtand geleiſtet gegen Robespierre's Schreckensherrſchaft, und der Convent ſprach das Todesurtheil aus über die an der alten Ordnung feſthaltende Stadt, die, nach langwieriger Belagerung, unter den Händen des Revolutionsheeres faſt in einen Trümmerhaufen ſich verwandelte. Lyon ſchien aus dem Innern Frankreichs heraus die gewaltige Nebenbuhlerin der Hauptſtadt, mit der ſie an Glanz und Kraft ſich wohl meſſen konnte und deren angemaßter Gewalt- und Modeherrſchaft gegenüber ſie ein Centrum des alten Frankreichs darzuſtellen ſich berufen hielt. Dadurch aber wurde ſie ſelbſt ein Heerd der revolutionnairen Zeitrichtungen und ſeit der Julirevolution ſchlugen in Lyon die Hauptfeinde der beſtehenden Regierung ihre Kriegslager auf. Die Parteigänger der alten Vergangenheit wie die einer neuen Zukunft fanden hier gleich günſtige Elemente, und während die Legitimiſten auf die althergebrachte Geſinnung der Lyonner ſich ſtützen konn-

Digitized by Google

ten, zeigte ſich den Republikanern ein ganz neues Element der Umwälzung an den Seidenarbeitern von Lyon, unter denen ſich ſeit der Julirevolution die erſten Flammenzeichen eines ſocialen Krieges der Menſchheit verriethen. In den Aufſtänden von 1831 und 1834 brach zuerſt dies große Geſchwür der modernen Geſellſchaft auf, und das ganze ſociale Uebel, Uebervölkerung und Armuth, Corruption der Gewalthaber und der factioſe Einfluß einer zu unabhängig geſtellten Geiſtlichkeit, Ueberbildung der Reichen und Mangel an Volksbildung, zeigte ſich hier in allen drohenden Symptomen ſeiner Krankheit. Namentlich waren es die Arbeiteremeuten vom Jahre 1834, in welchen ſich dieſe revolutionnaire Richtung der Proletarier ſchon als politiſches Moment geltend machte und im entſchiedenſten Zuſammenhang mit den republikaniſchen Vereinen Frankreichs auftrat. Die herrliche Stadt wurde in dieſen Wirren wieder ein Opfer der Zerſtörungswuth bei den geſetzlichen wie bei den ungeſetzlichen Gewalten. Dies aber war nicht das Schlimmſte geweſen, wenn man bedenkt, unter welchen noch jammervolleren Zeichen ſich im vorigen Jahre durch den Aufſtand der vielen tauſend brotloſen Seidenarbeiter dieſe Zeitkrankheit erneuerte. Die letzten Ereigniſſe in Lyon, in welchen, durch das Nachlaſſen der Seiden-Beſtellungen wegen der gro-

Digitized by Google

ßen amerikaniſchen Failliten, die Verarmung und Verwilderung der Arbeiter auf's Höchſte geſtiegen war, zeigten ihre zerſtörenden Folgen beſonders in einer Entſittlichung des hieſigen Volkscharakters, die auf eine wahrhaft grauenerregende Weiſe den moraliſchen Zuſtand dieſer Stadt untergraben hat. Es iſt bekannt, wie unter den Frauen und Töchtern der verarmten Ouvriers das Gewerbe der Proſtitution ſo überhand nahm, daß man ſie, die noch vor Kurzem ein ehrenwerthes und fleißiges Leben geführt, jetzt ſchaarenweiſe auf den Straßen ſich umhertreiben ſah, um ſich durch die Preisbietung ihrer Reize vor dem Hungertode zu ſchützen. In Lyon iſt durch die Verarmung ein Grund der Immoralität in den Volksklaſſen gelegt worden, die nicht ſo bald wieder verſöhnlichen Verhältniſſen weichen wird. Ein fürchterlicher Beweis, wie Armuth demoraliſirt! Wo ſind in unſerer Zeit die Armen, die Chriſtus ſelig geſprochen und die ſich an dem zukünftigen Himmelreich genügen laſſen, das er ihnen verheißen hat? Wo ſeid ihr, ihr großſprecheriſchen Prieſter, um dem armen Volke aus der Empörung des Magens, aus dem bellenden Hunger, der ſo wehe thut, die ewige Seligkeit zu deduziren? Ach, die Weltanſchauung hat ſich geändert! Bekennt es nur, die chriſtliche Anſicht von dem Armſein will keine Kraft und Wirkung

mehr ausüben auf die Gemüther! Die Menſchheit iſt auf einer Stufe angekommen, wo Alles ſein Genüge haben will, der Körper wie der Geiſt. Die Armen und die Reichen wollen gleich werden vor Gott, und wer Hunger hat, will eſſen, ohne darum das Himmelreich zu verlieren. Die chriſtliche Anſicht von der Armuth hat ſich in eine politiſche umgewandelt und gegen das Auserwähltſein zur Armuth lehnt ſich jetzt daſſelbe moraliſche und ſociale Gefühl auf wie gegen den privilegirten Reichthum. Der Reichthum ein Uebel und die Armuth ein Fluch und ein Schimpf, das ſind jetzt die beiden Angelpunkte der heutigen Weltanſicht, die darin ihren klaffenden Spalt, ihre tiefſte Lebenswunde aufzeigt. Hier kann nur Gott wieder helfen, in einem Zwieſpalt der Weltanſchauung, für den die alte Religion keinen Tropfen Balſam mehr übrig zu haben ſcheint. —

Die Nachwirkungen der letzten Aufſtände der Ouvriers ſind noch in allen Verhältniſſen von Lyon ſichtbar. Namentlich klagt man noch über die große Unſicherheit des Eigenthums und die Häuſer werden ſchon ſehr frühzeitig des Abends mit vieler Aengſtlichkeit verſchloſſen. Man ſieht unter dem Volke trübe und zweideutige Geſichter, Geſtalten des Elends, die mit Trotz und Widerſtand gegen ihr Schickſal gepanzert ſcheinen, und dem Wohlgekleideten, der an ih-

Digitized by Google

nen vorübergeht oder mit ihnen zu verkehren hat, weder freundlich noch dienſtwillig ſich zeigen. Dies erregt ein Gefühl der Traurigkeit und bangen Mißbehagens, womit man die Stadt durchſchreitet, die ſo herrlich, in einer außerordentlich maleriſchen Gruppe, an den Quais der Rhone und Saône hingelagert iſt, und in der ſonſt Alles darauf angelegt erſcheint, einen heitern und großartig geordneten Anblick zu gewähren. Die Stadt iſt ſo ſchön und in ſo edlen Verhältniſſen gebaut, daß keine andere in Frankreich ſich mit ihr vergleichen kann. Nur das Glück und der Frieden, ein begünſtigtes Geſchlecht, das den Segen alter Jahrhunderte als ein erfreuliches Erbe überkommen, ſollte hier ſeine Wohnſitze haben. Es giebt zwar auch hier, wie in Paris, viele enge Straßen, aber die Schönheit der Architektur, der erhabene Bauſtil der Häuſer, benimmt ihnen meiſtentheils das finſtere Ausſehen und bringt überall eine intereſſante und abſonderliche Phyſiognomie hervor. Die reizenden Gewäſſer des Rhoneſtroms durchlaufen den öſtlichen Theil der Stadt, und eine Reihe bewundernswürdig ſchöner Brücken, die oft Meiſterwerke der Baukunſt ſind, ſchlägt ſich mit leichter Grazie und in kühner Bogenführung darüber. Die ſtillere Saône, auch von zahlreichen Brücken überwölbt, fließt durch die Mitte der Stadt. Die zwiſchen beiden Strömen

Digitized by Google

eingeſchloſſenen Stadttheile faſſen die hauptſächlichſte Bevölkerung und Lebensbewegung von Lyon in ſich. Ein beſtändig reges Leben tummelt ſich auf den Gaſſen. Lyon hat, wie Paris, ſeine glänzenden Läden, ſeine menſchenbewegten Quais, ſeine Ausrufer, ſeine Stiefelputzer an den Straßenecken, ſeine unzähligen Cafés, ſeine rieſenhaften Affichen gegen die maladies secrètes, und was man ſonſt nur verlangen kann. Aber der diaboliſche Leichtſinn, der in Paris den Strudel miſcht, fehlt dem hieſigen Treiben, und es ſcheint ſich hier ernſter und ſchwerer Alles fortzubewegen, vielleicht, weil ein urſprünglich gediegeneres Element in einen unnatürlichen Lebensrauſch gerathen iſt. Dann machen auch oft die Südwinde, welche hier häufig wehen, den Aufenthalt in den Straßen von Lyon unerträglich und fürchterliche Staubwolken ſchleudern ſich im Wirbel umher, Alles erfaſſend und mit ſich fortreißend, und eine melancholiſche Stimmung über die ganze Stadt verbreitend.

Man ſieht jetzt hier in Lyon eine auffallende Anzahl von Militair und dies erinnert jeden Augenblick auf eine peinliche Weiſe an die noch immer wache Emeute, deren Ausbruch aus ihren Höhlen man fürchtet. Aber Alles iſt ruhig in den hohen Häuſern, die mit ihren ſeltſam langen Schornſteinen ſo räthſelhaft daſtehen. Nur das Geklapper der Arbeits-

Digitized by Google

ſtühle vernimmt man aus ihrem Innern, und man kann kaum an einem Hauſe in Lyon vorübergehen, ohne daß dies eigenthümliche Geräuſch der Maſchinen an unſer Ohr ſchlüge. Es giebt hier nämlich wenig eigentliche Fabrikhäuſer, ſondern die Arbeiter verbleiben meiſtentheils in ihren eigenen Wohnungen und ſind zugleich Beſitzer ihrer Arbeitsſtühle. Auch wo ſie in Fabrikhäuſern arbeiten, gehört ihnen der Arbeitsſtuhl eigenthümlich an, ein umgekehrtes Verhältniß wie in den deutſchen Fabriken, wo der Herr und Unternehmer auch die zur Arbeit erforderlichen Stühle anſchafft und beſitzt. In Lyon aber ſind die Fabrikherren blos Diejenigen, welche die Arbeit geben, und an der Hervorbringung des Products lediglich als Speculanten betheiligt ſind. Dieſer Umſtand übt auf das ſociale Verhältniß ohne Zweifel den wichtigſten Einfluß aus und iſt durchaus geeignet, in den Arbeitern ſowohl das Unabhängigkeitsgefühl als auch zugleich das Gefühl der Bitterkeit gegen ihre Brotherren, denen ſie die Quelle alles Reichthums ſind, aufs höchſte zu ſchärfen. Während ich mich in Lyon aufhielt, waren gerade außerordentlich lebhafte Beſtellungen, namentlich auf Seide, zu einem ſehr gehaltenen Preiſe wieder eingegangen, und dies erhöhte auf allen Seiten die Zuverſicht, daß die Ruhe ſich wieder dauernd herſtellen

Digitized by Google

werde in der arbeitſamen Stadt, die den Ruf des gewerblichen Fleißes ſchon in den älteſten Zeiten genoſſen. Schon unter den Römern war das alte Lugdunum berühmt wegen ſeiner Gewebe und Gewänder, die hier aus den Händen ſchöner und fleißiger Frauen hervorgingen. Statt der früheren Arbeiten, die beſonders in Leinwand beſtanden, hat aber die neuere Zeit das koſtbarere Material der Seide hier für die Verarbeitung einheimiſch gemacht. Von allen Weltgegenden her trifft in Lyon die Seide ein, um hier verſponnen, verwebt und zu Formen und Stoffen aller Art gefertigt zu werden. Aber mit dem Ruhm der Kunſtfertigkeit, in dem Lyon geſtiegen, hat ſich auch die Zahl der Arbeiter hier von Tauſenden zu Tauſenden gemehrt, und wie reichlich Material und Beſtellungen auch zufließen mögen, es wird ein immer größeres Mißverhältniß der arbeitenden Kräfte ſogar zu der Maſſe des Stoffs entſtehen. Beſchwichtigungen für den Moment, wie jetzt, ſind leichte Nothbrücken über dieſen gefahrvollſten Abgrund der Geſellſchaft, der ein Grab ſein wird für Vieles, das längſt des Begrabens werth iſt unter uns. —

Ein Zufall verſchaffte mir hier wieder die Bekanntſchaft eines franzöſiſchen Theologen, der Paſtor bei der auch in Lyon verbreiteten, evangeliſchen Gemeinde

Digitized by Google

war. Dieſe Evangeliſten bilden hier eine Gemeinde von nahe an 400 Mitgliedern, und ſind in manchem Betracht als ein wohlthätiges Element in dem ſtreng-katholiſchen Südfrankreich anzuſehen, indem ſie den verdumpfenden Einflüſſen des Pfaffenweſens beim Volke entgegenarbeiten. Von den Proteſtanten unterſcheiden ſie ſich noch durch die ſtrengere kirchliche Disciplin, die ſie beibehalten haben, und wodurch ſie der römiſchen Kirche einigermaßen verwandt geblieben ſind, obwohl ſie ſonſt die größte Unabhängigkeit von Rom behaupten. Aber auch zum Staat haben ſie ſich in ein völlig unabhängiges Verhältniß geſetzt und ſtellen ſo in ihrer Gemeinde ein rein chriſtliches Element dar, das, nur aus ſich heraus beſtimmt und bewegt und frei von allen zeitlichen Einflüſſen, wie durch den religiöſen Begriff ſelbſt ſich zu einer kirchlichen Form geordnet hat. Mein neuer Bekannter hatte in allen religiöſen Dingen die vernünftigſten und entſchiedenſten Anſichten, und obwohl auch er den pietiſtiſchen und aſcetiſchen Grundzug, welcher ſeine Secte charakteriſirt, nicht verläugnete, ſo trat doch in ihm dieſe Richtung mit einer gewiſſen männlichen Kraft auf, der man ſeine Hochachtung nicht verſagen konnte. Er war ein ſchlanker, großgebauter Mann von heiterm Ausſehen, und es ließ ſich ebenſo gut mit ihm ſcherzen als disputiren, ſodaß, da er es als

Digitized by Google

eine Art von Pflicht zu betrachten ſchien, mich ein wenig durch Lyon zu geleiten, mir ein ſehr angenehmer Dienſt dadurch geſchah. Wir ſtiegen zuſammen zu dem der Stádt unmittelbar anliegenden Berg von Notre Dame de Fourvières hinauf, deſſen ſteile Hóhe man raſch erklimmt, um dort den entzúckendſten Ueberblick úber die wahrhaft erhabene und prachtvolle Lage von Lyon zu finden. Dieſer Berg trug die erſten Anfánge von Lyon, und auf ſeinem Gipfel, auf dem heut eine Kirche der Maria und ein gegen einen Eintrittspreis zu beſuchendes Belvedere ſich erhebt, ſtand ſonſt das alte Forum des Trajan, aus deſſen Benennung (**Forum vetus, Fortviel**) der gegenwártige Name des Berges, Fourvières, ſich herleitet. In den Háuſern am Berge, die vorúber man zu ihm emporſteigt, erblickt man eine Reihe von Schenken, welche durch ihre Inſchriften die Andáchtigen zur **Notre dame de Fourvières** einladen, hier zu raſten, und ſich durch Bier oder Wein zu ſtárken, denn man braut in Lyon auch ein ausgezeichnet ſchónes Bier, das weithin ſeinen Ruhm behauptet. Aber oben angekommen, vergißt man alles Andere, und der Blick verliert ſich in die ziehenden Strómungen der Saône und Rhone und ſchweift von den zu Fúßen liegenden Gruppen der Stadt zu den fernen Alpen wie berauſcht hinúber. Nach dem freien Blick

Digitized by Google

über die Gottesſchöpfung tritt man mit einigem Schauer in die düſtere Kirche ein, die auf Veranlaſſung der Cholera von Neuem der heiligen Dame von Fourvières geweiht worden, indem man ihr, die für ſehr wunderthätig und beſonders heilkräftig in allen phyſiſchen Dingen gilt, es auch zugeſchrieben hat, daß Lyon völlig befreit geblieben von jener Seuche, die für andere Städte ſo gefährlich war. Das Innere der Kirche beweiſt denn auch auf eine grauenerregende Weiſe die Macht, welche Notre Dame über alle Glieder des menſchlichen Körpers hat. Dort hängen nämlich an allen Wänden menſchliche Gliedmaßen von Wachs, die, mit Votivtafeln verſehen, von den Kranken hier ausgeſtellt worden ſind, indem dabei den Gläubigen mit frommen Worten empfohlen iſt, für dieſe armen leidenden Glieder zu beten. Da ſieht man, an einem Fädchen ſchwebend, in einer hinlänglich ekelhaften Gallerie Arme, Beine, Köpfe, Gehirn, und wer nur irgendwo eine ſchadhafte Stelle an ſeinem Leibe hat, bringt ſie in Wachs angefertigt auf dieſer Schädelſtätte des menſchlichen Jammers dar. Auch ein Herz ſah ich darunter, deſſen Leiden in der äußeren organiſchen Form nicht angedeutet war, ſodaß es ein inneres geweſen ſein mußte. Es fehlt nie an frommen Leuten, beſonders an Frauen, die den Tag über vor dieſen Gliedern knieen und mit

inbrünſtigem Gebet für deren Heilung und Wiederge=neſung flehen. Dem Thun dieſer guten Seelen blickte ich eine Zeitlang mit Verwunderung zu und bemit=leidete darunter beſonders ein junges hübſches Mäd=chen, das lange vor jenem wächſernen Herzen nieder=kniete und in die heißeſten Bitten für daſſelbe verſun=ken ſchien. Sie bemerkte Niemand um ſich her und ſeufzte ſo tief und ſchmerzlich, daß, wenn ich Gott geweſen, ich ihr auf der Stelle all ihr Gebet für jenes Herz, das vielleicht ein ungetreues oder entfremdetes war, erfüllt hätte. Aber als ſie die ſchlanken Glie=der erhob, um die Kirche wieder zu verlaſſen, ſchien ſie nicht mit dieſer freudigen Zuverſicht auf Erfüllung von hinnen zu gehen, denn ſie war traurig, und ſchwarze melancholiſche Augen blitzten aus dem Schleier hervor. Dieſe materielle Wirthſchaft des katholiſchen Glaubens führt zu keiner Freudigkeit, es wird Einem angſt und wehe dabei um's Herz. Das Chriſtenthum hat überhaupt die phyſiſchen und kör=perlichen Elemente, welche die antiken Religionen künſtleriſch idealiſirten, häufig in zu grauenerregender Nacktheit aufgenommen und für die Andacht Calva=rienberge aufgehäuft, in deren irdiſchen Schutt man ein des Himmels bedürftiges Herz vergraben ſoll! Die chriſtliche Anſicht von der endlichen Auferſtehung und Wiederzuſammenfügung der Knochen hat ſo viel

Digitized by Google

Materielles, Düſteres und Schweres auch in die chriſtlichen Formen gebracht! Ich konnte es nicht länger in der Kirche aushalten, denn aus allen dieſen Gliedern der Gläubigen ſchienen ſich mir Schreckphantome zuſammenzuſetzen, die mit Marterwerkzeugen aller Art meine Vernunft bedrohten, ſodaß mir bange wurde, ich müßte am Ende auch dieſe arme Vernunft hier in Wachs unter die andern kranken Glieder aufhängen, um ſie der heiligen Frau von Fourvières beſtens zu empfehlen. Glücklicherweiſe ſtürzte ich aber noch raſch genug, am Arm meines lächelnden evangeliſchen Paſtors, zur Thür hinaus, und athmete wieder die freie Luft wie einen unmittelbaren Segen ein, den Gott auf mich armes Menſchenkind verſchwenderiſch herabſäuſeln ließ. Die Sonne ſchien hell und freudig, und ich fühlte mich fromm und glücklich. Fromm, denn ich überſchaute hier vom Bergesgipfel ein herrliches Stück der Schöpfung, das den Geiſt Gottes und der Geſchichte mir in ſichtlicher Glorie entgegentrug. Unſere Blicke fielen auf die Trümmer der alten Waſſerleitungen, in denen ein glückſeliges und kräftiges Geſchlecht, die Römer, ſeinen großartig praktiſchen Lebensſinn verherrlicht hat. Dort aber beginnt, auf jenen verhängnißvollen Eiſenlinien, ein neuer Lebensſinn des modernen Geſchlechts ſich zu regen! Den rieſenhaften

Digitized by Google

Aquäducten der Vergangenheit gegenüber muß man die Gewalt der Zukunft anſtaunen, die in der Ueberwindung von Raum und Zeit die höchſten Ideale der Menſchheit anſtrebt. Man blickt dort auf den Eiſenbahnbau von Lyon nach St. Etienne, der in ſeinem wunderähnlichen Gang durch den ſchmalſten Felſentunnel an Kühnheit des Unternehmens ſich faſt mit jenen alten römiſchen Waſſerleitungen vergleichen kann, die uns ſoeben durch ihre Ruinen an die alte ſtarke Vorzeit gemahnten. So iſt noch überall Lebenskraft und Lebenshoffnung, wohin wir blicken, und nur vor jenen klappernden Gebeinen an der Kirchenwand hatte mich das Gefühl des Todes ſchon faſt erwürgt! Wo Leben iſt, und wäre es auch nur ein ungewiß tändelndes Sonnenſtäubchen, da fühlt man ſich wieder nahe dem lebendigen Gott. —

Wir ſtiegen zur Stadt hinab, und ich erſuchte meinen geiſtlichen Begleiter, mit mir ins Theater zu gehn, wo man heut die erſte Vorſtellung von Auber's **Domino noir** gab. Er aber entſetzte ſich von ganzem Herzen ob dieſer Zumuthung, und erklärte mir, daß er niemals das Theater beſuche. Nun trat auch bei dieſem aufgeklärten und weltgebildeten Mann die Seite hervor, wo er Fanatiker war, und er, der noch vor kurzem heitern Spott mit mir ausgetauſcht hatte gegen jene dumpfen

Wahngebilde, die für religiöſen Glauben gelten wollen, verhüllte ſich mir nun plötzlich in die dunkeln Wolken ſeines evangeliſchen Pietismus, der beſonders gern ſeine Feindſchaft gegen die Kunſt auskramt. Ich fragte ihn, ob es gegen die Religion ſei, ins Theater zu gehn? **C'est contre les moeurs, Monsieur!** war die ernſte Antwort. Er ſuchte auch ſeine Meinung weiter auszuführen, und behauptete, es gebe kein einziges auf den Bühnen aufgeführtes Stück, das nicht unſittlicher Natur ſei und unmoraliſche Eindrücke unter dem Volke verbreite. Aehnliche Behauptungen ſind bekanntlich vor nicht gar langer Zeit auch in der franzöſiſchen Deputirtenkammer laut geworden, wo man gegen die unſittlichen Einwirkungen der Theater eine Motion auszubringen geſucht hat, in der ein Deputirter Alles zuſammenſtellte, was jemals gegen das Theater in moraliſcher Beziehung geſagt und geſchrieben worden. Soulié übernahm damals die öffentliche Vertheidigung der Schauſpielkunſt, hat aber, nach der Anſicht meines Paſtors, die gegen das Theater anhängig gemachte Anklage nicht widerlegen noch entkräften können. Darauf beſchwor er mich, das Theater nicht wieder zu beſuchen. Ich ſagte ihm, er ſolle ſich meiner Perſon wegen beruhigen; in der Sache aber wolle ich ihm keines-

Digitized by Google

weges ganz Unrecht geben. Denn wer könnte läugnen, daß unſere Theater auf einem moraliſch unterhöhlten Boden ſpielen, weil ihnen die hohen ſittlichen und nationalen Zwecke fehlen, auf denen bei den Alten das Schauſpiel ruhte als eine das ganze Volk und ſeine heiligſten Intereſſen betheiligende Inſtitution? Aber man muß auch nicht einem ungerechten und einſeitigen Fanatismus ſich überlaſſen, und das moderne Theater für unſittlicher halten als manche andere moderne Inſtitution! Wir leben überhaupt in verderbten und demoraliſirten Zuſtänden, und das Theater, wenn es immer mehr in die bloß geſellſchaftlichen Zwecke der Zerſtreuung und Uebertäubung und in all den glänzenden Firlefanz des menſchlichen Elends entartet, iſt darin nur der natürliche Ausfluß der allgemeinen Krankheit, kann aber nicht als beſonderer Sündenbock unſerer Zuſtände deshalb in Anſpruch genommen werden.

Ich war alſo verderbt genug, heut Abend doch ins Theater zu gehn, und wenn es eine Sünde war, ſo bin ich hinlänglich dafür beſtraft worden, denn die neue Oper Auber's war auch weit entfernt davon, einen ächten Kunſtgenuß zu gewähren. Sie zeigt ihn auf derſelben Stufe der innern Erſchöpfung, auf der ſich ſchon ſeine letzten Opern

Digitized by Google

befanden, Tongeklingel, das kaum noch auf Muſik Anſpruch macht. Ich beſchäftigte mich im Theater mit der Betrachtung des ſchönen Saals, mit Gedanken an meinen liebenswürdigen Geiſtlichen, der nicht ſo ganz freundlich ſeinen Abſchied von mir genommen und den ich doch gar zu gern zufriedengeſtellt hätte, da mir ſonſt ſein treuherziges ſüdfranzöſiſches Naturell ſo wohlgethan, und dann verfiel ich auf Vergleiche des Publikums mit dem pariſer, wobei ſich die größten Grundverſchiedenheiten ergeben. Der Volksſchlag, den man hier gewahr wird, iſt überall ein ausgezeichneter ſowohl an Schönheit der Formen wie an kernhafter Naturfriſche. Und je mehr ich in das Leben des Südfranzoſen hineinblicke, deſto bedeutender erſcheint mir dies Naturell und deſto beklagenswerther ſeine durch Meinung und Geſinnung hervorgebrachte Trennung von der Hauptſtadt, die als ein tiefwirkendes Unglück für das ganze Frankreich zu betrachten iſt. Der Südfranzoſe iſt im Allgemeinen ein braver Mann, das Gutmüthige überwiegt an ihm und zu Exceſſen iſt er von Haus aus wenig geneigt. Seine gemüthlichen, herzlichen und zuvorkommenden Eigenſchaften ſowie ſeine ſentimentalen Anflüge unterſcheiden ihn von dem Pariſer, dem er an Beweglichkeit und Gewandtheit des Benehmens kei-

Digitized by Google

neswegs nachſteht. Ueberhaupt trifft man in der Provinz die milderen und auch wohl gehalteneren Elemente des franzöſiſchen Lebens und Weſens an und kann ſich des Gedankens nicht erwehren, welch eine heilſame Temperatur für den geſammten Nationalcharakter ſich ergeben müßte durch die Verſchmelzung der weicheren und gemüthlichen Provinzialſtoffe mit der geiſtigen Energie und Entſchiedenheit der Hauptſtadt Paris. Die Centraliſation Frankreichs in Paris hat für das innere Nationalbewußtſein gerade die entgegengeſetzte Wirkung gehabt, nämlich es zu decentraliſiren und eine beſtändige nationale Spaltung im Innern des Landes zu unterhalten.

Die Revolution iſt noch immer die größte und tiefſte Zerklüftung Frankreichs, und ſie iſt es auch, welche den in den ganzen franzöſiſchen Landesorganismus eingeriſſenen Spalt zwiſchen der Hauptſtadt und den Provinzen dauernd offen erhält. Die Provinz hat nicht zur Revolution bekehrt werden können, vielleicht aus organiſchem Haß gegen die Hauptſtadt, und die Hauptſtadt hat die Revolution in ihrem Schooße nicht zu überwinden vermocht, denn ſie ſpeit noch heut aus allen Lungen Feuer und Steine von ſich, die von der unverdauten Revolution zeugen. Die Revolution iſt die

Digitized by Google

Schacher der Parteien und der Debatten, welchen das julíregierte Frankreich getrieben, zeigt die größte Verwilderung auf politiſchem wie ſittlichem Gebiet. Das iſt ein wucheriſcher Egoismus von lauter frei- beuteriſchen Perſönlichkeiten, die um die Macht des Tages buhlen, und welche alle Prinzipien plün- dern, um ihre erbärmliche Eitelkeit damit auszu- ſtaffiren! Und bei dieſer Farce des allergemeinſten perſönlichen Egoismus, welche jetzt täglich in Frank- reich aufgeführt wird, wollen dieſe Leute noch ſo thun, als machten ſie europäiſche Politik und als hätte es noch eine Bedeutung für die Völker, ob die Nuance Thiers oder Guizot obenauf bleibt bei dieſer coquetten Katzbalgerei? Und der König all des Schachers, Louis-Philipp, ſchachert nicht min- der eifrig mit all dieſen Parteinüancen, er ſchachert nach Innen und nach Außen, er ſchachert mit der Legitimität und mit dem Katholizismus, und ſchlägt allmählig auch in der öffentlichen Meinung ſeine Prozentchen zuſammen, die dem Thron am Ende Sicherheit und Auskommen verſprechen. Wenig- ſtens wird er den Ruhm haben, der Klügſte all dieſer Klugen genannt zu werden, wenn nicht auch hier die Klugheit der Klugen miteinander zu Schan- den wird!

Der franzöſiſche Einfluß auf die moderne Völ-

kergeſchichte ſcheint in der That im Aufhören, und wird durch die gegenwärtige Charlatanerie der parlamentariſchen Debatte immer mehr in dieſer Beziehung abgeſchwächt. Man ſcheint in Paris alle moraliſche Haltung und Würde verloren zu haben, und wenn dies abſtracte Treiben der Parteien nicht bald einer gediegenen und thatkräftigen Richtung weicht, ſo wird Frankreich wie eine moraliſch compromittirte Perſon in der Geſchichte daſtehen, und der Einfluß ſolcher verdorbener Capacitäten wird unwirkſam und bleibt es oft auch dann noch, wenn ſich wieder die Richtung auf das Wahre ſeiner bemächtigt! Dieſe Anſicht kann ſich als richtig oder falſch erweiſen, aber ſie iſt eine Anſicht, die ausgeſprochen werden muß, weil ſie ein factiſches Moment der heutigen Weltſtimmung gegen Frankreich bezeichnet. Dieſe Anſicht drängt ſich dem, welcher reiſt, unaufhörlich entgegen, und bei allen Gelegenheiten, wo man Nationalitäten miteinander in Berührung gerathen ſieht, wird man auf eine veränderte Stimmung gegen die Franzoſen treffen. Bei Deutſchen und Engländern iſt von Hauſe aus ein unwillkürlicher Franzoſenhaß vorhanden, der durch manche Eigenthümlichkeiten der Nationalität aufgeregt iſt, und ſich mit dem Inſtinctartigen des Judenhaſſes vergleichen

Digitized by Google

läßt. Dieſen Haß hat die fortſchreitende Völkerbildung der letzten Zeiten überwoben, in ſeinen Aeußerungen gemildert, zum Theil auch zerſtört. Aber ſeine Regungen fangen an ſich zu erneuern und der franzöſiſche Nationalcharakter ſieht ſich wiederum von immer wachſenden Antipathieen anderer Völker bedroht. Beſonders iſt es auf der einen Seite die Schroffheit und auf der andern die Charlatanerie des franzöſiſchen Weſens, was namentlich deutſche und engliſche Gemüther abwendig macht, obwohl die beiden letzteren auch häufig in dem Maßſtab, welchen ſie an die Beurtheilung des Franzoſen legen, Unrecht haben. Die unreifen Träume des deutſchen Liberalismus in den erſten Jahren nach der Julirevolution haben aber den franzöſiſchen Volkscharakter mit einer Glorie und Liebenswürdigkeit umgeben, die ſich auf die Dauer nicht halten konnte, und nur bei denen noch Glauben findet, welche niemals einen Fuß in Frankreich hineingeſetzt haben und aus eigener Anſchauung dies Volk nicht kennen. Eine Zeitlang ſchien es, als habe das franzöſiſche Volk ein Privilegium auf alle Liebenswürdigkeit, und manche Deutſche jammern auch noch unaufhörlich nach der franzöſiſchen Grazie und Bonhommie, die doch in der Wirklichkeit ſelbſt nur bedingt und lediglich in gewiſſen Sphären der Geſellſchaft zur Erſcheinung kommt. Ob das

Digitized by Google

Volk aber als ſolches Vorzüge verdient vor dem deutſchen und engliſchen Volk, beſonders was den innern tüchtigen und humanen Kern anbetrifft, das kann und muß unter allen Umſtänden beſtritten werden! Man betrachte dies ſchmutzige, rückſichtsloſe, in egoiſtiſchen Manieren erſtarrte Volk, man höre die thieriſchen Sprachlaute, in welchen der gemeine Mann in Frankreich oft ſein beſtialiſches Naturell verräth, man ſehe die Geringſchätzung des Menſchenlebens, die Mißhandlung des Viehs, die kindiſchen Vorurtheile gegen alles Fremde und Nichtfranzöſiſche, die tyranniſche Rechthaberei jeder einzelnen Perſönlichkeit, die Anarchie des Egoismus, welche den franzöſiſchen Volkscharakter zu zerreißen droht, und zugleich in ſeiner innerſten Weſenhaftigkeit begründet liegt! Das ſind taugliche Elemente, um die eiternde Wunde der Geſellſchaft beſtändig offen zu erhalten, Stoff zu Helden und Kriegern, aber keine Elemente, um zu heilen und zu organiſiren! In Paris, welches die ganze Nationalität vertreten will, hat ſich dieſelbe in Politik und Debatte auch am meiſten verzerrt und iſt am heilloſeſten in jene Anarchie des Egoismus zerfahren. Die Provinzen machen ein ſchadenfrohes Geſicht dazu, beſonders das unglückliche Lyon, in dem die Staatsökonomie neue meuteriſche Hunde zur Welt gebracht hat, und das die

Digitized by Google

Stunde der Rache näher gerückt wähnt, je mehr die Hauptſtadt in ſich ſelber zerfällt. Es iſt aber kein Zweifel, daß die noch in ihrer urſprünglicheren Kraft erhaltene Bevölkerung der Provinzen ein heilſames Gegengift in ſich trägt gegen die Verderbniß, welche der franzöſiſche Nationalcharakter in der Hauptſtadt erlitten. — —

Digitized by Google

20.

Auf der Rhone nach Avignon.

Bei Lyon beginnt die Rhone ſich faſt ſenkrecht hinunterzuſtürzen und reißt die Schiffe, welche ſich ihr anvertraut haben, gewaltigen Laufes mit ſich hinab. Die Dampfſchifffahrt auf der Rhone iſt aber noch im Zuſtande der Kindheit begriffen, obwohl ſie gegen die frühere elende Schifffahrt, welche auf dieſem Fluß, namentlich zur Beförderung der Reiſenden betrieben wurde, ſchon einen großen Fortſchritt darſtellen ſoll. Ueber den Mangel an Schnelligkeit kann man ſich bei dieſen Dampfſchiffen wohl nicht beklagen, denn man bedarf kaum zwölf Stunden, um die anſehnliche Strecke von Lyon bis Avignon hinabzurollen, während der Landweg mit der Diligence faſt das Dreifache dieſer Zeit erfordert. Die Schiffe ſind aber klein, ſchmutzig, unbequem gebaut, und bieten

Digitized by Google

in jeder Hinſicht das Beiſpiel einer ſchlechten Einrichtung dar. Die Unternehmer ſind dabei in allen Stücken nach filzigen Grundſätzen verfahren, nichts iſt geſchehen, um den Reiſenden die Fahrt angenehm oder nur erträglich zu machen, und doch findet eine übermäßige Höhe der Preiſe ſtatt. Letztere wird wohl zum Theil auch dadurch hervorgebracht, daß die Compagnie bei der Rückfahrt niemals auf Reiſende rechnen kann, weil es ſich die trotzige Rhone nur unter den größten Opfern von Zeit und Anſtrengung gefallen läßt, daß man gegen ihre Strömung hinanſchwimmt. Doch ſollen jetzt Dampfſchiffe erbaut werden, welche durch ihre Leichtigkeit ſowohl wie durch die Kraft ihrer Maſchine in den Stand geſetzt ſind, die Rhonefahrt auch hinaufwärts in einer kürzeren Friſt zu beſtreiten, während jetzt noch mehrere Tage dazu nöthig ſind. Es kann aber keinen unleidlicheren Aufenthalt geben, als auf dieſen Rhonedampfſchiffen, deren Verdecke ſo mit Frachtgütern überladen werden, daß für die Reiſenden kaum ein Raum zum Schreiten übrig bleibt. So iſt man auf die niedrigen, ſchmutzigen und heißen Kajüten verwieſen, in denen man bei der Ungeſelligkeit einer franzöſiſchen Reiſegeſellſchaft eine hinlängliche Langeweile antrifft. Ich hatte aber den Weg auf der Rhone gewählt, um meinen Liebling einmal ei-

Digitized by Google

nen ganzen Tag lang genießen zu können, und mit ſeinen grünen luſtigen Wellen um die Wette dahinzuſchwimmen. Der wilde Renner legt auch hier in den anmuthigſten Bewegungen ſeine Strecken zurück und behauptet ſich namentlich bis Avignon als ein ſtolzes und königliches Roß im vollen Schmuck ſeiner Gewäſſer. Auch ziert er ſich auf dieſem Lauf mit den herrlichen Drahthängebrücken, die in majeſtätiſcher Pracht hoch über ihm in den Lüften ſchweben. Doch war die Fahrt nicht geeignet, des ſchönen Rhonefluſſes ſo froh zu werden, wie ich mir gedacht hatte. Wenn man ſich mühſam auf den Kiſten und Kaſten, welche das Verdeck belagerten, einen Sitz erklettert hatte, um nun in Behagen den Launen des Flußgottes zu folgen und zu ſehen, wie er mit ſeinem Dreizäck weithin das Land beherrſcht, dann erhoben ſich die heftigen Südwinde, die ihre Straße über die Rhone nehmen, und unter denen der Miſtral ſeine tückiſche Macht ſo überwältigend auszuüben pflegt, daß man vor ihm ſeines Bleibens nicht hat.

Wir führten ſehr viele katholiſche Prieſter und ſehr viele Kinder an Bord. Die erſteren reiſten in ihren ſchwarzen Ordenstrachten und alle hatten Gebetbücher, worin ſie fleißig auf dem Schiffe laſen. Mich kann nichts mehr verdrießen, als wenn man

in die freie Natur Gebetbücher mitbringt und ſie aufſchlägt im Angeſicht der Schöpfung, um dieſe elenden, gedruckten Andachtswiſche dem lieben Gott gewiſſermaßen unter die Naſe zu reiben. Welche ſtupide und den wahren Gott verläugnende Frömmigkeit, die unter dieſem mildglänzenden Südhimmel, wo der rauſchende Strom und die waldgrünen wehenden Ufer die lebendigſte Erbauung gewähren, doch lieber an der in Druckerſchwärze vorgezeichneten Andacht klebt! Es beginnt aber jetzt die Prieſterwirthſchaft des katholiſchen Südfrankreich auf allen Wegen und Stegen ſich mir bemerklich zu machen und mitten unter der ſchönen üppigen Vegetation dieſer Lande drängt und tummelt ſich überall der ſchwarze Rock, die Farben der Landſchaft verdunkelnd. Erfreulicher waren auf dem Dampfſchiff die Kinder, die in ihrem luſtigen Treiben mich mehr an Gott erinnerten als jene finſter ausſehenden, unumgänglichen, in eine grollende Frömmigkeit verſunkenen Prieſter. Die franzöſiſchen Kinder ſind faſt alle ſchön und liebenswürdig, wie man es in keinem andern Lande ſo durchgehends antrifft. Dies iſt eine eigenthümliche Erſcheinung in Frankreich, die ausſöhnen kann mit manchen andern perſönlichen Eigenſchaften der Franzoſen. Von dem Geiſt der Erziehung und der Verhältniſſe hängt es nachher meiſtentheils ab, ob

Digitized by Google

die Kinder ſo ſchön und ſo anmuthig bleiben, aber in der erſten Lebenszeit tragen ſie dieſen Vorzug in einem auffallenden Grade an ſich und ihr Liebreiz findet die ſorgſamſte elterliche Pflege.

So eilten wir die ſtädtebekränzte Rhone hinunter und freuten uns des wechſelnden Anblicks der vielerlei Ortſchaften, an denen kurze Station, zum Aus- und Einſteigen der Reiſenden, gemacht wurde. Bei Vienne fuhren wir an dem berühmten Begräbnißplatz des Pontius Pilatus vorüber und die Gelehrten wollen behaupten, daß es wirklich der alte Landpfleger ſei, der Ahnherr aller Rechtsweitläufigkeiten dieſer Erde, welcher dort unter einer auf freiem Felde hervorragenden Pyramide begraben liege. Ich hatte keine Luſt auszuſteigen und zu dieſem Grabe zu wallfahrten, noch weniger mir den Kopf zu zerbrechen, wie des Landrichters irdiſche Gebeine hieher an die Rhone gerathen, obwohl es kirchenhiſtoriſche Citate dafür geben ſoll. Mag er in Frieden ruhen, wo er auch begraben iſt, er iſt ein unſterblicher Mann, und vielleicht nicht der ſchlechteſte unter all den Pontius Pilatuſſen, die nach ihm gekommen und dies unvergängliche Geſchlecht fortgeſetzt haben. Nach Vienne ſind Tournon, Valence, Montelimart, Orange die bedeutendſten Stationen der Rhone, alle reich an merkwürdigen Verhältniſſen

Digitized by Google

und Erinnerungen, beſonders Orange, die Stadt ſeltſamer Schickſale, wo in alten Zeiten Deutſche geſchlagen wurden, wie noch heut der Triumphbogen des Marius anzeigt, und wo in mittleren Zeiten Deutſche herrſchten, deutſche Fürſten des Hauſes Naſſau-Oranien; wo ſogar durch einen deutſchen Kaiſer eine Univerſität gegründet war. Wie ein wunderlicher Traum der Geſchichte flog das Bild dieſer Stadt vor uns vorüber. Dann lag plötzlich Avignon mit ſeinen alten Glockenthürmen vor unſern Augen da und brachte uns ein noch wunderlicheres Traumbild der Geſchichte, den Palaſt der Päpſte, der noch als halbe Ruine von ſeiner Berghöhe herrſchſüchtig die ganze Gegend überragt, und zu deſſen Füßen die muntere kindiſche Rhone wie mit Gelächter davonſpringt. —

Beim Anlanden in Avignon entſtand unter den Paſſagieren des Dampfſchiffes die unruhigſte Bewegung, und es bereitete ſich eine der ergötzlichen dramatiſchen Scenen, wie ſie ein franzöſiſches Publikum häufig aufzuführen pflegt. Bei der Ordnungsloſigkeit, welche auf den Rhonedampfſchiffen herrſcht, war man nämlich jetzt bei der Ankunft in der größten Verlegenheit, ſeines Reiſegepäckes habhaft zu werden. Das Schiff ſelbſt geht noch weiter bis Beaucaire, wo das immer dünner fließende Waſſer der

Digitized by Google

Rhone aufhört für die Dampfſchiffe fahrbar zu ſein, und für die Mehrzahl der Reiſenden, welche in Avignon ausſteigen, entſteht nun die Rieſenarbeit, daß aus den Effecten ſämmtlicher Paſſagiere, die über dem Verdeck auf einen Haufen übereinandergeſtürzt lagen, Jeder das Seinige herausſuche. Da lag ein hoher gewaltiger Berg von Koffern, Felleiſen, Nachtſäcken, Schachteln und Päckereien da! Auf jeder Station war durch die neu einſteigenden Etwas dazugekommen und dies Alles chaotiſch durcheinandergeworfen worden, ſo daß niemand mehr wußte, wo er ſein liebes Hab und Gut zu ſuchen und zu finden habe. Die Einen kletterten nun mit kühnen Schritten auf dieſen Kofferberg hinauf, um ihre in die Mitte hineingefallenen Sachen herauszuerkennen, während die Andern dieſen Berg von unten her aufwühlten, um ebenfalls ſich das Ihrige anzueignen. Ein Augenblick, und es ſank Alles krachend zuſammen. Dazu erhob ſich ein fürchterlicher Wind, und es begann zu gleicher Zeit zu regnen. Viele der oben Umherkletternden hatten ihre Hüte verloren, welche der Wind in die Rhone trieb. Man ſchrie, lachte und lamentirte, Frauen, Kinder und Pfaffen, auch einige Hunde, die wir an Bord hatten, Alles heulte ganz ſchrecklich durcheinander. Jetzt traten einige Männer der Oppoſition auf, welche ſich heftig dagegen erklärten, daß

Digitized by Google

man die Sachen ſo durcheinanderwühle, wodurch es vollends unmöglich werde, daß Jeder zu dem Seinigen komme. Einige gute Redner erhoben ſich, welche mit lauter und durchdringender Stimme auseinanderſetzten, wie man es am beſten anzufangen habe, um zu ſeinen Effecten zu gelangen. Andere wieder klagten mit lauten Verwünſchungen die Leiter des Schiffes wegen dieſer Ordnungsloſigkeit an. Anfangs wollte jedoch Alles nicht fruchten und dies Chaos ließ ſich ſo leicht nicht beſchwören. Das Schiff war auch zu ſehr mit Reiſenden überfüllt, die ſich auf dieſer Hauptſtraße nach Marſeille und zum mittelländiſchen Meere aus allen Weltgegenden her begegnen. So dauerte es noch eine Zeitlang, ehe irgend ein Reſultat von all den Mühen und Kämpfen, in die ein Jeder verwickelt war, ſich erſehen ließ. Eine Dame mit ihrer Bonne waren von einer förmlichen Raſerei nach ihren Sachen befallen. Viele Koffer waren auch ſchon zertreten von den Füßen der darüber Hinmarſchirenden. Einem ſchönen Mädchen ſtanden die Thränen in den Augen um ihre zerbrochene Schachtel. Es war auch kaum ein Troſt zu finden und der Anblick des alten Schloſſes der Päpſte, das in der ſchon beginnenden Dämmerung wie ein graues Geſpenſt ſich abzeichnete, ſchien auch keine Heiterkeit zu gewähren. Es war eine Anarchie unter uns, die für

Digitized by Google

ein ſymboliſches Bild des heutigen franzöſiſchen Charakters hätte gelten können oder wenigſtens für ein Symbol derjenigen politiſchen Beſtialität unter den Franzoſen, welche jetzt, in Coalitionen und Debatten, alle Staatsrichtungen ebenſo über einen Haufen wirft, wie hier unſere Koffer und Nachtſäcke lagen, ſodaß es eines großen Scandals bedarf, um dieſen Klumpen wieder zu ſondern.

Endlich hatte ſich Alles ſo viel als möglich eingerichtet und wenigſtens zu einer vorläufigen Ordnung bekehrt. Jeder ſtand bei oder auf ſeinem Koffer und betrachtete denſelben wie eine eroberte Trophäe mit ſiegesgewiſſen Blicken. Wer nur einen Theil ſeiner Sachen zur Hand hatte, während das Andere noch in irgend einem fernen Winkel ſich befand, zu dem hindurchzugelangen für jetzt unmöglich war, der tröſtete ſich wenigſtens durch die Anſchauung ſeines Gegenſtandes und hielt den Blick der Sehnſucht unverwandt darauf geheftet. Nun hatte das Schiff gelandet und war zum Stillſtehen gebracht. In dieſem Augenblick aber begann eine neue nicht minder empfindliche Plage für alle Reiſende. Es giebt nämlich in Avignon eine ſehr berüchtigte und gefährliche Klaſſe von Menſchen, dies ſind die Kofferträger, die ſich auch, wie es in Frankreich allgemein üblich iſt, Commiſſionnairs nennen. Sobald das Dampfſchiff an=

Digitized by Google

entnehmen konnte; die Mutter, die noch vor Kurzem in Mailand Sängerin geweſen, ſchien beſondere theuere Erinnerungen an den Beſitz deſſelben zu knüpfen. Ich traf ſpäter in Marſeille auf eine eigenthümliche Weiſe und an einem ſeltſamen Ort wieder mit ihr zuſammen, und erfuhr dort die merkwürdige Geſchichte dieſes Shawls, über den jetzt meine Wandnachbarinnen ſo heftig trauerten, daß es weder ihnen noch mir möglich wurde den Schlaf zu finden. Dabei jammerten ſie beide ſo viel über die Mühſeligkeit des Reiſens, über die Thorheit ſich in der Welt umherzutreiben und nicht lieber zu Hauſe ſtillſitzen zu bleiben am Kamin und im Salon, daß mir angſt und bange wurde, und ich, mich peinlich umherwälzend zwiſchen Träumen und Wachen, folgendes ſchreckliche Traumbild hatte:

* * *

— Ich träumte mich ſonderbarer Weiſe auf den Marktplatz der gegenwärtigen deutſchen Literatur zurück, und mir wurde dabei zu Muthe, als wenn ich auf dem Zuchthauſe ſäße! Viel verdächtiges Geſindel war da zuſammengelaufen. Die Journale, als die Kaſematten der heutigen literariſchen Gemeinheit, hatten alle ihre recenſirenden Schuhputzer und Barbierjungen ausgeſpieen, unter

Digitized by Google

denen ſich auch hamburgiſche Krahnzieher und wei=
mariſche Barone befanden. All das räudige und
bettelhafte Volk war nicht einen Schuß Pulver
werth, denn ſowie man es ausſpricht wer ſie ſind,
haben ſie auch ſchon aufgehört zu exiſtiren. Aber
ſie verpeſteten doch durch ihre literariſchen Ausdün=
ſtungen die Atmoſphäre. Ihre Sünden, die offen=
baren wie die geheimen, ſtanken bis zum Himmel,
und Herr Profeſſor Hengſtenberg ſchrieb mir durch
die Stadtpoſt einen Brief, daß Gott der Herr mich
dazu auserſehen habe, einmal die Todesgeißel die=
ſer elenden journalſchreibenden Schächer zu werden,
denn bloß darum habe Gott ſie alle wie die Heu=
ſchrecken gegen mich herangeſandt, mir über meine
Beete und Fruchtgärten zu kriechen. Ich dankte
ſehr höflich, und begriff bloß nicht, wie Herr Pro=
feſſor dazu kämen u. ſ. w. Beſtellte auch ſchöne
Grüße an ſchöne Frau Gemahlin. Die Verwir=
rung des Traumes nahm hier zu, und es war of=
fenbar, daß ich inzwiſchen als Mitarbeiter bei der
evangeliſchen Kirchenzeitung engagirt worden. Der
Einfluß der modernen Belletriſtik und der pietiſti=
ſchen Denunciationen hatte mich in der That ſo
demoraliſirt und gottverlaſſen gemacht, daß ich ein
taugliches Subject dazu ſchien, an jener Kirchen=
zeitung, welche ich früher immer für den Moniteur

Digitized by Google

Evangeliſche Kirchen=Zeitung

Nr. 777.

Gegen das Reiſen

von

Th. Mundt.

Motto:
Das Reiſen iſt eine Luſt,
Nur daß es viel koſt!
Altes Lied.

Unter allen Lüſten, welche ſeit dem Sündenfall recht mit dem Zahn des Teufels ſich in das arme Menſchengeſchlecht eingefreſſen haben, iſt die Reiſeluſt gewiß die merkwürdigſte, und wenn man betrachtet, wie ſie in unſern Tagen auf eine wahrhaft ſchreckenerregende Art immer mehr überhand nimmt und mit welchen Zeichen der Zeit ſie ſich äußert und vergeſellſchaftet, ſo wird man nicht umhin können, die Reiſeluſt als eine böſe Luſt anzuſehen, ja man wird, unter Anrufung des göttlichen Beiſtandes, ſich zu der

Digitized by Google

Meinung bekennen müſſen, daß das Böſe der Zeit ſelbſt jetzt in der Form des Reiſens zum Vorſchein gekommen ſei und Satanas ſomit unter uns ſeine Wanderjahre angetreten habe! In dieſer Behauptung werden wir ſchon durch ein altes Volkslied unterſtützt, das wir oben zum Motto unſerer Betrachtungen uns erwählet haben und das ſchon damals, wo man gewiß noch viel einfacher reiſete als unſere heutigen literariſch-faſhionablen Landſtreicher thun, doch mit derjenigen Volkesſtimme, welche Gottes Stimme iſt, das Reiſen als eine „Luſt" bezeichnet, welche „viel koſt," wie das Lied in ſeiner wehmüthig ſchneidenden Naivetät hinzufügt! Ja, ſie koſtet viel, dieſe böſe Luſt, nicht bloß Euer irdiſch Geld und Gut, von dem auch geſchrieben ſteht, daß Ihr es nicht verpraſſen ſollet, nicht bloß Euern Rock und Wams, den Ihr auf dem Poſtwagen zerreißet, nicht bloß Eure Zeit, obwohl Ihr dieſe widmen ſollt Eurer Obrigkeit und den Euch anvertraueten Aemtern und Pflichten, ſondern ſie wird Euch auch koſten Euere ewige Seligkeit und das jenſeitige Leben, denn indem Ihr unſtät und flüchtig irret auf Erden, wird Euch auch das Haus nicht beſtellet werden im Himmel, zu deſſen Bürgerrecht Ihr Euch doch vorbereiten ſollt durch die ſtille und begränzte Ausübung Eurer Bürgerpflicht

Digitized by Google

hienieden, und die erſte Bürgerpflicht iſt Ruhe! Wenn man gegen das Theater und gegen das Tanzen geſchrieben, ſo iſt es zu verwundern, daß man bisjetzt noch nichts gegen das Reiſen geſchrieben hat, das, zu einer wahren Wuth ausgeartet, die innere Demoraliſation der heutigen Geſellſchaft am ſchrecklichſten bezeugt, und in dieſer kosmopolitiſchen Zerfahrenheit des Individuums nach allen Weltgegenden, in dieſem Zerſtieben der weltzerſtreuten Seele in alle Winde, einen Zuſtand darſtellt, welchen man nicht anders als Pantheismus bezeichnen kann, und zwar als einen Pantheismus der allergräulichſten heidniſchſten Art. Die Regierungen haben bereits durch Reſcripte dahin zu wirken geſucht, daß der allgemeinen Reiſeraſerei unſerer Zeit ein Einhalt gethan und wenigſtens der Beamtete des Staats von der Modethorheit der koſtſpieligen, zeitraubenden und das Familienglück zerrüttenden Badereiſen abgeſchreckt und errettet werde! Dieſe fürchterliche Hetze, welche jetzt über die ganze Welt gekommen und die der Teufel ſelber mit der Menſchheit angeſtellt hat, ſcheint ſich aber gar nicht wieder beſchwichtigen laſſen zu wollen. Im Gegentheil, mit jedem neuergrünenden Frühling (von welchem übrigens noch nicht erwieſen iſt, ob er nicht auch ein Werk des Teu-

fels ſei in ſeiner heidniſchen Maienluſt, welche die böſen Triebe der Begattung weckt in der ganzen Natur?) mit jedem Frühling alſo machen ſich dieſe „europamüden" Leute wieder auf die Strümpfe und durchrennen athemlos die Welt, als ſollte ſich eine neue Völkerwanderung erheben, ja dieſes gottloſe Treiben, welches die Menſchheit um Haus und Heimath, um Kirche und Vaterland bringt, wird noch dazu durch Eiſenbahnen und Dampfwagen immer mehr gefördert und zu einem Aeußerſten hinaufgeſchraubt. Was ſoll man thun und wie ſoll man da die Stimme des Predigers in der Wüſten erſchallen laſſen? Wird es uns gelingen, dieſer umherreiſenden Weltliederlichkeit gegenüber, welche ſogar als Weltſchmerz ſich zu gebärden die Frechheit hat, wieder an die wahre Beſtimmung des Menſchengeſchlechts zu mahnen, welche darin beruht, hübſch zu Hauſe zu bleiben, und im Alten alt zu werden, damit, wenn die Stimme des Rufers an Euch ergeht, Ihr auch zu Hauſe getroffen werdet und gleich antworten könnt: hier bin ich!

Ich will aber unter drei Geſichtspuncten vornehmlich meine Betrachtungen über dieſen Gegenſtand anſtellen und nachzuweiſen ſuchen:

Digitized by Google

A. Das Reiſen iſt ein Pantheismus.

a) die Kirche zerſtörend, wie aller Pantheis-mus.

b) eine Weltreligion befördernd, deren Gott überall und nirgends iſt.

c) zu dem Wahn führend, daß wir alle Gottes Kinder ſind, Engländer wie Franzoſen, Deutſche wie Lappländer, während doch die Franzoſen offenbar des Teufels Kinder ſind, wie die franzöſiſche Revolution und die Beinkleider tragende Madame Dudevant beweiſen.

B. Das Reiſen iſt das Zeichen eines ſchwächlichen, verderbten und hochmüthigen Charakters.

a) Die Europamüden ſind Handlungsreiſende des Teufels, denn wer zu Hauſe keine Ruhe hat in den durch Pflicht und Gewohnheit ihm angewieſenen Kreiſen, den jagt ein Auftrag des leibhaftigen Satanas durch die Welt.

b) Wer immer in die Weite und zu Fremdem trachtet, hält ſich für beſſer als die ihn umgebenden heimathlichen Verhältniſſe und fröhnt dadurch einer ſündhaften Eitelkeit.

Digitized by Google

c) Städte und Länder auf zeitgemäßen Maſchinen durchfliegend, glaubt der Menſch ein kleiner Herrgott zu ſein, und der Verſucher tritt dem Menſchengeſchlecht wieder mit dem Gedanken der Gottähnlichkeit nahe.

d) Einer der ſtärkſten, größten und umfaſſendſten Charaktere, Kant, hat niemals ſeine Stadt verlaſſen.

C. Das Reiſen iſt eine abſolute Bosheit.

a) Förmlich boshaft iſt es, namentlich in dem ehrlichen Deutſchland, nicht hinter dem Ofen ſitzen bleiben zu wollen, ſondern aller Welt und der ganzen Menſchheit nachzujagen.

b) Das allgemeine Hinundherreiſen vertreibt die Intelligenz durch alle Canäle des Volkslebens, und das iſt nicht minder boshaft.

c) Die locale Einzelnheit ſtrebt frivoler Weiſe hinaus, um in den allgemeinen Ocean des Völkerlebens einzulaufen, und das iſt die abſolute Bosheit der Kinder dieſer Zeit.

Digitized by Google

A. Das Reiſen iſt ein Pantheismus. Es iſt merkwürdig, daß alles Böſe dieſer Zeit, alle verderblichen Erſcheinungen der Gegenwart und alle Tendenzen, welche der Zeitgeiſt einſchlägt, um ein neues Reich des Heidenthums auf Erden zu begründen, ſich immer und immer nur auf den Pantheismus zurückführen — — —

— Hier hatte mich endlich ein ſo feſter und traumloſer Schlaf umfangen, daß es mir nicht mehr möglich war, meine Abhandlung zu Ende zu bringen. Erſt am ſpäten Morgen erweckten mich die läutenden Glocken von Avignon und erinnerten mich, daß ich in der alten frommen Stadt der Päpſte, in dem „tönenden Avignon,“ mich befand. —

Digitized by Google

21.

Avignon und die Provence.

Aus dem prächtigen Hôtel de l'Europe, welches eines der großartigſten Gaſthäuſer in Europa iſt, heraustretend, um meine Wanderung durch die Stadt zu unternehmen, erblickte ich mit einigem Schauder das gegenüberliegende Hôtel du Palais Royal, in welchem der Marſchall Brune ermordet wurde, und wie das Papſtſchloß mit den Kerkern der Inquiſition das Denkmal der alten Blutſchuld von Avignon iſt, ſo ſteht dieſer Gaſthof noch zum Gedächtniß einer nicht minder blutigen Unthat da, durch welche das finſtere und tückiſche Geſchlecht der Avignoner ſich in der neuern Geſchichte verewigt hat. Die Ermordung des franzöſiſchen Marſchalls war lediglich der Grauſamkeit des hieſigen Volkscharakters zuzuſchreiben,

Digitized by Google

der allgemein in einem ſchlechten und zweideutigen Rufe ſteht. Bei jedem Schritt, welchen man durch die düſtere und unheimliche Stadt thut, beſtätigt ſich auch die widerwärtige Frechheit des Charakters, die hier den niedrigen Volksklaſſen ſchon auf die Stirn gedrückt iſt und in ihrem Benehmen ſowohl unter einander wie gegen den Fremden ſich verräth. Es laſtet viel Sünde und Schmach auf Avignon, von den früheſten bis auf die neueſten Zeiten, und ſchon Petrarca erhebt in ſeinen Briefen die Stimme des Zorns und der Klage gegen die ſittenloſe und verwilderte Stadt, die er als das Babel ſeiner Zeit züchtigt. Ein Hauptartikel des Erwerbs, mit welchem die Stadt ſich beſchäftigt, iſt der Branntwein; vielleicht daß dieſes Getränk, welches ſonſt dem franzöſiſchen Temperament eben nicht eignet, dazu beiträgt die Volksſtimmung zu verderben und in einem beſtändig reizbaren Zuſtand zu erhalten. So durchwanderte ich, um zum Schloß der Päpſte zu gelangen, mit den drückendſten Gefühlen die finſtern und ſchmutzigen Straßen von Avignon, welches ein noch wüſteres Anſehen erhalten hat durch das zahlreiche Militair, das jetzt in der Stadt liegt und auf allen Plätzen eine unruhige Soldatenwirthſchaft treibt. Dieſe iſt ſelbſt bis in den päpſtlichen Palaſt eingedrungen, deſſen einer Flügel, und zwar der, in welchem

Digitized by Google

die Päpſte von Avignon gewohnt haben, gegenwärtig zu einer Kaſerne geworden iſt.

Wenn man in das alte, jetzt zum Theil den Einſturz drohende Schloß eintritt, wird man von einem ſeltſamen Grauen über dieſe merkwürdigſte Ruine der Geſchichte befallen. Das Gefühl der Zerſtörung miſcht ſich hier mit dem Hohn, welchen eine frivole Gegenwart darüber ausgegoſſen, und die Geſpenſter des Entſetzens, die noch ſeit den alten Jahrhunderten an dieſe Stelle gebannt ſind, ſchreiten in carikirten Bildern an uns vorüber. In denſelben Gemächern, wo früher die prunkſüchtigen, blutdürſtigen und wollüſtigen Päpſte gehauſt, wo ein Clemens V. und VI. beteten, wütheten und buhlten, neben den Capellen der heuchleriſchen Prieſter und über den Kerkern der Inquiſition, in welchen das Elend der unfreien und wahngebundenen Menſchheit ſich zu Tode ſchmachtete, da tummeln ſich heut rothhoſige franzöſiſche Soldaten muthwillig umher, die einen auf ihren Betten liegend und ein Liedchen trällernd, während andere nähen, flikken, putzen, dieſe ſich im Zimmer umherjagen, jener das Horn bläſt, oder andere Karten ſpielen, klopfen, fluchen und Lärm jeder Art verurſachen. Welch ein ſchauerlich lächerlicher Contraſt, ſich mitten in einer franzöſiſchen Caſerne zu befinden, wäh-

Digitized by Google

rend man mit den Schatten der alten Päpſte von Avignon ſich unterreden wollte! Louis-Philipp hat ſeine Linientruppen der Infanterie hier einquartirt, und es iſt kaum zu begreifen, wie er, der Mann der Allerweltshinneigungen, der in der letzten Zeit auch ſo mancherlei päpſtliche Sympathieen geäußert, es dulden kann, daß aus dieſer alten Geſchichtserinnerung ein ſo großer Scandal gemacht wird, worin man freilich auch nur eine gerechte Nemeſis der Nachwelt erblicken kann, denn Scandal mußte Scandal erzeugen! Dieſe Hallen waren der Tummelplatz alles Scandals der ganzen Menſchheit, und ſie ſchienen auserſehen, in alten wie in neuen Zeiten Gräuel zu herbergen. Den päpſtlichen Stuhl wechſelte hier die Guillotine der Revolution ab, und jedesmal floß Menſchenblut um Gottes und der Freiheit willen, und mit dem Mord gattete ſich die heidniſche Luſt, und beide erzeugten hier die Schande des menſchlichen Geſchlechts, welche noch heut untilgbar an dieſen Mauern klebt! So führt dieſe Ruine ein zähes Sünderleben, dem die Rache des Geſchicks verbietet zu ſterben, und wie loſe auch noch Stein an Stein hängt, wie ſehr jeder Tag ſich bemüht, einzureißen und abzubröckeln, ſie hält ſich noch immer aufrecht in ihrer Zerrüttung, und ſchleppt ſchwankend, aber doch

Digitized by Google

trotzig die Schmach der Vergangenheit von Zeit zu Zeiten.

Einige Capellen, die Gefängniſſe der Inquiſition und der Sitzungsſaal der Inquiſitoren ſind unter den der Zerſtörung verfallenen Theilen des Schloſſes noch am meiſten ſichtbar. In dem letztgenannten Saal erblickt man noch die Sitze der Richter, die oben in der Mauer auf eine merkwürdige Art verſteckt liegen. Eine geheime Treppe führt zu ihnen hinauf, und der Blutrichter, der hier thronte, ſchaute durch ein kleines Loch auf den im Saal ſtehenden Angeklagten nieder. Die Angeklagten aber ſahen und wußten nie, wer ſie verurtheilte. In den Gefängniſſen, beſonders in denjenigen, die zugleich zu Hinrichtungen und Verbrennungen und als Folterkammer dienten, iſt die ſataniſch ausgeklügelte Akuſtik, mit der man ſie zu bauen verſtanden, bewundernswerth. Durch merkwürdige architektoniſche Vorkehrungen war es nämlich unmöglich gemacht, daß die Schreie der unglücklichen Schlachtopfer, welche hier ſaßen, hinaufdringen konnten an den Tag, ſondern die Stimme des Elends mußte hier dumpf und ungehört in ſich ſelber verklingen. Sie ſtarb ſo verworren an den Kerkerwänden hin, daß dem Klagenden auch der letzte Troſt verſagt war, ſeinen Jammer auszuſchreien, und ſo konnten die lebensluſtigen Kir-

Digitized by Google

chenfürſten von Avignon oben in ihren Prunkge=
mächern ungeſtört ſitzen und ſchwelgen, während
unter ihnen in den Abgründen dieſer Thürme
das Werk des Verderbens ſeinen gewohnten Gang
ging und ſich nicht verrieth. Das Geheimniß
dieſer Akuſtik ſcheint jedoch nicht verloren gegangen,
denn man hat auch in neueſter Zeit beſonders
Kirchen, unter denen ich in Deutſchland mehrere
proteſtantiſche kenne, ſo vortrefflich zu bauen ver=
ſtanden, daß es ſchlechterdings unmöglich fällt, den
Prediger zu verſtehen, welcher nun oben himmliſche
Dinge verkündigen kann, die aber gar nicht in
die völlig von ihm abgeſchnittene Gemeinde ein=
dringen.

Ich durchkroch mit dem Concierge, der mich im
alten Schloß herumführte, alle noch irgend betret=
baren Kerker der Inquiſition, die meiſtentheils ſo
zerſtört ſind, daß ſie uns über dem Kopf zuſam=
menzuſtürzen drohten. In dem einen Gefängniß
kann man noch an den Mauern die Inſchriften
entziffern, durch welche die hier ſchmachtenden Opfer
der Inquiſition ihr Leid entweder zu verewigen
oder zu tröſten geſucht haben. Das erſtere iſt ih=
nen in der That gelungen, denn deutlich lieſt man
noch heut an den Wänden dieſe Geheimſchriften
des Unglücks der alten Jahrhunderte, und kann

Digitized by Google

ſich dabei des ganzen menſchlichen Weh's in ſeinem Buſen nicht erwehren. Die eine dieſer Wandſchriften brachte ich zu meinem Entſetzen folgendermaßen heraus:

libertas non est pro toto!

Dieſes ſeltſame Latein eines armen Verzweifelten überſetzte mir der Concierge, der ſich wohl für einen beſſeren Lateiner halten mochte als mich, ganz einfach ins Franzöſiſche:

La liberté n'est pas pour tout le monde!

Die Freiheit iſt nicht für Jedermann! Ich ſchauderte von ganzem Herzen, das Blut rieſelte mir kalt durch die Gebeine. In dieſem unheimlichen Kerkerraum, wo jeder lockere Stein uns erſchlagen konnte, war der beſte Ort um über dieſen fürchterlichen Satz nachzudenken, ein Satz, welcher in ſeiner ſcheinbaren Ruhe und Reſignation den ſchändlichſten Hohn gegen Gott und Menſchheit ausſpricht, indem er behauptet, daß nicht Jeder, der geboren, ein Recht beſitze auf die Freiheit, ſowie jedes Geſchöpf ein Recht beſitzt auf Luft und Sonne. Der Concierge, ein ächter Avignoner, boshaft, aber ſcharfen Geiſtes, bemerkte mein Nachdenken, und ſagte: Nous sommes à présent dans le même cas, Monsieur! Ja, guter Concierge, wir ſind nicht nur

Digitized by Google

gegenwärtig in demſelben Fall, ſondern wir ſind noch immer in dem Fall, daran zu zweifeln, ob die Freiheit für Jedermann iſt, oder ob nur einige Bevorzugte zu ihr auserwählt ſeien, ſowie Einige zu Geld und Gut, Andere zu Glück und Glanz auserwählt und privilegirt ſind! Zu den Zeiten der Inquiſition und in den Kerkern derſelben konnte es wohl ein Troſt der Verzweiflung ſein, mit ſeinen Nägeln es ſich in die Gefängnißmauer zu graben, daß die Freiheit kein allgemeinmenſchliches Gut, und daß ſich alſo beſcheiden müſſe wer nicht frei iſt, ſowie ſich etwa der beſcheiden muß, der durch die Geburt eine krumme Naſe oder einen lahmen Fuß erhielt! Jetzt aber, unter einem Geſchlecht, das ſtatt der Folterkammern der Inquiſition die Guillotinen der Revolution geſehen, das Bürgerkönige und Charten zur Welt gebracht hat, jetzt ſind wir, wie mein maliciöſer Avignoner meint, gerade in demſelben Fall?

Ich ging, eine andere noch ſeltſamere Inſchrift zu leſen, die ungefähr folgendermaßen lautete:

Vae tibi desideranti justitiam!

Auch dieſe Philoſophie des Inquiſitionskerkers war geeignet, einem Sohn des neunzehnten Jahrhunderts durch Mark und Bein zu dringen.

Wehe Dir, wenn Du Dich nach Gerechtigkeit ſehneſt! — —

Darauf führte mich der Concierge zu den Thüren, in welchen diejenigen Eingekerkerten, die ohne Urtheilsſprechung einen geheimen Tod finden ſollten, hinabgeſtürzt wurden. Man öffnete dann in dem Gefängniß, in welchem ſie ſich befanden, wie zufällig und als ob niemand dafür könne, eine Fallthür, und die Unglücklichen glitten dann durch dieſe Verſenkung in den mörderiſchen Abgrund hinunter. Wie dieſer Theatercoup des menſchlichen Elends ſeiner architektoniſchen Vorrichtung nach zuſammenhing, kann man noch heut in der Ruine deutlich bemerken. Aber ſollte man es denken, daß noch bis auf den heutigen Tag an den Wänden dieſes Thurms von oben bis in die Tiefe hinunter ſich lange breite dicke Blutſpuren erhalten haben, deren Streifen es anſchaulich machen, wie die Hinabſtürzenden ſich an der Mauer zerſchmetterten? Welch dauerhaftes und unvergängliches Zeugniß des Blutes, das nun ſchon ſo viele Jahrhunderte hindurch hier klebt und ſein ſchauerliches Andenken nicht verbleichen laſſen will!

Ich hatte genug geſehen und floh aus der Ruine der Päpſte in den heitern ſonnigen Tag hinaus, der den Gaſſen des blutbefleckten Avig-

Digitized by Google

nons jetzt ein freundlicheres und verſöhnlicheres Licht und Anſehen gab. — —

Hier hatte ich nun auch die erſten Schritte in das gelobte Land der Provence geſetzt und die erſten provençaliſchen Laute ſchlugen hier aus dem Munde eines immer markirter und ſüdländiſcher werdenden Volkes an mein Ohr. Von den vielgerühmten und häufig übertriebenen Naturſchönheiten der Provence wird man zwar hier noch nichts gewahr. Im Gegentheil iſt die Vegetation hier meiſtentheils dürftig und das Grün ſelten friſch, denn der ungeheure Staub, welcher in dieſer ganzen Gegend bis nach Marſeille hin herrſcht, bedeckt Alles mit einem undurchdringlichen und dichtgewebten Flor. Der wirbelige und leicht ſich zertheilende Sandſtein, welchen man hier überall findet, bereitet dieſen Staub, den die kreuzundquertreibenden Südwinde in dicken Wolken durch die Lüfte jagen. Dies iſt der gewöhnliche Anblick der Provence, deren Oaſen mühſam aufgeſucht werden müſſen. Aber bei allem den Augen wie der Lunge gefahrvollen Staub, welcher die Menſchen wie die Vegetation beeinträchtigt, und bei dem beſtändigen Mangel an Regen, hat doch dies Land ſeinen innern Segen an den vielen Quellen, die es durchrauſchen und die überall na=

Digitized by Google

türliche arteſiſche Brunnen hervorſpringen laſſen. Den Römern aber hat dieſer Quellenreichthum zu ihren großen Waſſerleitungsbauten Gelegenheit gegeben, die überall in dem mittäglichen Frankreich hervorragen. —

Heut aber ſollte eine verabredete Spazierfahrt nach Vaucluſe dazu dienen, den finſtern Erinnerungen Avignons gänzlich zu entfliehen und dafür beglückendere aufzuſuchen, wenigſtens ſolche, die in eine freundlichere Wehmuth ſich kleideten. —

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Schriften von L. Mühlbach.

Im Verlage von J. F. Hammerich in Altona ſind erſchienen:

Erſte und letzte Liebe.

Von

L. Mühlbach.

Die Pilger der Elbe.

Von

L. Mühlbach.

Frauenſchickſal.

In vier Abtheilungen.

1) Das Mädchen. 2) Die Gattin. 3) Die Künſtlerin. 4) Die Fürſtin.

In zwei Bänden.

Von

L. Mühlbach.

Die liebenswürdigen Producte der jungen Verfaſſerin haben das größte Intereſſe bei der gebildeten Leſewelt erregt. Dieſe Darſtellungen ſind aus einer Fülle des Herzens und einem Reichthum innerer Erlebniſſe gefloſſen und

Digitized by Google

bekunden eine Vereinigung von Talent und Gemüth, die bei dem ſteten Streben und Fortſchreiten, in welchem die Verfaſſerin begriffen iſt, die erfreulichſten Genüſſe verheißen. — Einige dramatiſche Dichtungen L. Mühlbach's, deren Erſcheinen nächſtens zu gewärtigen, werden dies vielſeitige Streben der Verfaſſerin, eine ehrenvolle und wohlthuend wirkende Stellung in der heutigen Literatur zu gewinnen, bereits in einer glänzenden Weiſe bethätigen.

J. F. Hammerich.

Digitized by Google

Digitized by Google

3 2044 021 681 259

A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

FEB 29 1972

MAY -4 1972

4122-276

SEP 23 1972

OCT 13 1975 ILL
492739б

4124613

CANCELLED

Sep 25 1976
5837440

Digitized by Google

Digitized by Google